KARL VON DITTERSDORFS LEBENSBESCHREIBUNG: SEINEM SOHNE IN DIE...

Karl Ditters von Dittersdorf

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Twin Cities Campus

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Carl v. Dittersdorf

Digitized by Google

Karl von Dittersdorfs

Lebensbeschreibung

Seinem Sohne in die Feder diktiert

Leipzig
Im L. Staackmann Verlag

Digitized by Google

Nach dem Erstdruck von 1801
neu herausgegeben von Bruno Loets
Satz und Druck der Spamer A.-G. Leipzig 1940
Printed in Germany

Digitized by Google

MUSI
ASG1945-1

Vorbericht

des Herausgebers

[der Erstausgabe]

Von der Entstehung und dem eigentümlichen Zwecke bei der Herausgabe des nachfolgenden biographischen Werks ist bereits in der Ankündigung gesprochen worden, welche mit so vielem Vertrauen auf Deutschlands Edelmut gegen die hinterlassene Familie Dittersdorfs ausgestreut wurde, aber – vermutlich des politischen und literarischen Geräusches wegen, das die schwache Stimme bescheidener Menschenfreunde übertäuben muß – nur wenig bemerkt worden zu sein scheint.

Gequält von langwierigen Leiden eines zerrütteten Körpers und daniedergebeugt von Kummer und Unmut über sein unverdientes Schicksal, das ihn und die Seinigen ein Opfer seiner Rechtschaffenheit werden und sein Leben, das einst so glänzend gewesen war, sich in Nacht verlieren und so gemein werden ließ, wandte er die letzten Momente desselben dazu an, zu seiner Erheiterung, zum Teil aber auch, um auf seine Familie noch einen kleinen Nachlaß zu vererben, der ihr nach seinem Tode zugute käme, sein Leben zu beschreiben und, da er selbst nicht mehr zu schreiben vermochte, dasselbe seinem ältesten Sohne in die Feder zu diktieren. Von seinem

Lehn=

Digitized by Google

Lehnstuhle aus, von welchem er in dem weitläufigen, vom Herausgeber unterdrückten Eingange einen spaßhaften, etwas altfränkischen Dialog mit der Dame Langeweile hält, scherzte er nun mit lächelndem Munde und der unwillkürlichen Miene des Schmerzes über seinen traurigen Zustand, nicht ahnend, wie nahe der Tod hinter ihm rauschte und bereits seine Sense über ihm schwang. Denn zwei Tage, nachdem er das Werk beendigt, starb er, und wie es unter jenen Umständen hatte werden können, übersandte es nun die hinterlassene Witwe nach dem Willen des Verstorbenen der Breitkopf-Härtelschen Handlung, die sogleich darauf bedacht war, den Wunsch des verdienstvollen unglücklichen Künstlers zu ehren und das Werk in einer etwas veränderten Gestalt zum Besten der Familie erscheinen zu lassen. Man gab dem Herausgeber diesen Auftrag und hatte das Vertrauen zu ihm, daß er diesen Zweck erfüllen würde, ohne dem Geiste des Werkes zu schaden und das Eigentümliche desselben zu verwischen.

Diesem Auftrage glaubt derselbe nun in jedem Sinne gewissenhaft nachgekommen zu sein. Er hat sich hin und wieder Freiheiten nehmen müssen; aber sie waren schlechterdings notwendig, weil, was ein kränkelndes Alter der Jugend mit aller Redseligkeit vorplaudert, sehr leicht dem Publikum zuwider werden und das Hauptinteresse einer Erzählung schwächen muß. Dem Ganzen ist dadurch nicht das geringste von seinem Werte und seinem eigentümlichen Charakter entzogen worden, um so weniger, da wohl niemand mehr als der Herausgeber überzeugt sein kann, daß man den Nachlaß eines Schriftstellers ebensosehr als dessen Produkte bei seinen Lebzeiten in ihrem Wesentlichen unverfälscht lassen müsse. Das Vergnügen, welches sich aus der Lektüre einer roman-

mantischern Komposition schöpfen läßt, macht gewiß nicht die verletzte Pflicht wieder gut, jeden nach seiner Weise reden zu lassen.

Demnach ist dies wirklich Dittersdorfs Lebensbeschreibung. Er hat so gesprochen, so erzählt, so empfunden und geurteilt; nur ist, wenn man will, etwas mehr Form, mehr Stil, mehr Zusammenhang und Raschheit in sein Werk gebracht worden; ein Dienst, den man den schriftstellerischen Resten eines solchen Mannes, der kaum sich selber mehr angehörte, wohl erzeigen kann, ohne ihnen eben Gewalt anzutun, und der sogar eine Folge der Achtung ist, die man seinen Manen schuldig ist.

Es hält schwer, diesen zu begegnen, ohne sich zugleich lebhaft der Verdienste zu erinnern, welche Dittersdorf um die neuere dramatische Musik gehabt hat und die ihm, wie seine in vieler Hinsicht vortrefflichen Oratorien ‚Esther' und ‚Hiob' und mehrere seiner Instrumentalkompositionen, einen bedeutenden Rang unter Deutschlands bessern Tonkünstlern sichern.

In Absicht der Operette ist er für uns gewissermaßen, was Gretry für Frankreich ist. Seine dramatischen Werke haben größtenteils natürliches Leben, Anmut, Charakter und Wahrheit und insonderheit eine gewisse Freundlichkeit und Popularität, die geradehin die Empfindung anspricht wie ehemals, in kleinerer Gattung, die unvergeßlichen Hillerschen Operetten, von welchen wir nicht ohne merklichen Schaden, wenn nicht für die Kunst der Musik an sich, doch für die Reinheit des Dramas und für den guten Geschmack schon viel zu weit abgekommen sind. Was den Dittersdorfschen Theaterstücken allenfalls hin und wieder an der höhern, innigern Wahrheit der Deklamation (dem eigentlich Poetischen) und mitunter in Absicht der korrekten Bearbeitung des Textes abgeht, wie

wie sie die strengere Kritik von jedem musikalischen Gesangstücke, das auf Vollendung Anspruch machen will, unerläßlich fordert, das wird von der andern Seite wieder durch so manche Schönheit des deklamatorisch-theatralischen Ausdrucks, durch den Glanz des Orchesterspiels, das eben nicht in Überladung verfällt, durch Gründlichkeit im Satze, der bisweilen vernachlässigter scheint, als er ist, weil er nur etwas leer gehalten ist, und vor allen Dingen durch schönen fließenden Gesang ersetzt, dem man es anhört, daß er nicht, wie in manchen unserer neuesten, insonderheit ursprünglich französischen Opern, zuletzt aus der Begleitung wie ein Fazit herausgerechnet und als eine notdürftige Zugabe in die Singstimme geschrieben, sondern aus der Seele hervorgequollen ist. Wenn alles dies Eigenschaften sind, die dem Gefühle zusagen, für welches jeder Künstler zunächst doch arbeitet; wenn Werken, die auf die Empfindung und die Phantasie der Menge wirken sollen, nichts wesentlicher ist als Gesang, als musikalische Handlung, als Popularität: wer ist, der Dittersdorf in einem gewissen Sinne das sehr ansehnliche Verdienst des gebildeten Volkskomponisten absprechen kann? Fern sei es von uns, dies zu vergessen und dem Künstler selber beizumessen, was endlich in der Zeit und – in dem Ekel sich gründet, der in Künsten, wie in der animalischen Ökonomie, eine natürliche Folge der Überladung und der Verkünstelung ist.

Noch schwerer ist es daher, den Wunsch zu unterdrücken, daß das Publikum durch warme Teilnahme an dem Schicksale der Nachgelassenen Dittersdorfs den Dank einigermaßen abtragen möge, welchen es dem lieben Verstorbenen für das viele Vergnügen wohl schuldig ist, das ihm die nicht geringe Anzahl seiner deutschen Opern so lange schon gewährt hat und immer noch fort

ge-

Digitized by Google

gewährt. Wer, der ein menschliches Herz im Busen trägt, kann ungerührt den Schluß dieser Biographie (S. 251 bis 255) lesen; wer den Jammer eines unglücklichen Vaters, der, nahe am Ziele seines zuletzt höchst mühseligen Pilgerweges, einen schmerzlich gerührten Blick über sein Grab hinaus auf seine unversorgte Familie hin wirft, gleichgültig mit ansehen; wer den Ausdruck der Selbsterniedrigung eines verdienten Künstlers ertragen, der, in der Blütezeit seines Lebens von großen Hoffnungen und Phantasien umgaukelt, in der glänzenden Periode seines männlichen Lebens wohl nicht auf einen so schalen Ausgang gerechnet hatte und nun in Gemeinheit versinkt, um sich von seiner lieben deutschen Nation für alles, was er ihr zugute tat, zuletzt noch das Recht zu erbetteln, in die Reihe der Unglücklichen gestellt zu werden, welche ihren Mitbrüdern, gern oder ungern, zum Gefühle der Großmut bei einer im Grunde sehr gemeinen Handlung verhelfen!!!

Doch es steht von dem edleren, insonderheit dem vermögenderen Teile der Nation, wofern er nur davon erfährt, daß hier eine brave Künstlerfamilie noch Trost und Hilfe bedarf, zu erwarten, daß er gern dazu tun werde, die Schmach von unserer Nation abwälzen zu helfen, über die so mancher verdiente Gelehrte und Künstler schon seufzte. Die nachfolgende kleine Zahl von Subskribenten, die sich besonders nach der Ankündigung im deutschen Merkur eingefunden hat, beweist genug, daß vieles nur recht gekannt zu werden braucht, um der Teilnahme gewiß zu sein.

Möchten doch auch diese Worte dazu dienen!

Leipzig, im Dezember 1800. Karl Spazier.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsanzeigen

Erstes Kapitel

Erste Spuren meines Talents zur Musik / Frühzeitiges Probestück in der Kirche 1

Zweites Kapitel

Wie ich dem Prinzen von Hildburghausen bekannt und von ihm angenommen werde / Kapellmeister Bonno 5

Drittes Kapitel

Ich werde zum Kammerknaben eingekleidet 9

Viertes Kapitel

Geschichte der Vittoria Tesi / Der Papagoy in der heiligen Inquisition / Ein Herzog wird vom Theaterfriseur ausgestochen 14

Fünftes Kapitel

Trani mein Lehrmeister / Wie ich vom krummbeinigen Matthes gedemütigt werde / Die Uhr 23

Sechstes Kapitel

Reise nach Schloßhof und mein erster Aufenthalt daselbst / Tragikomische Wolfsjagd / Privatschützengilde / Reisende Komödianten / Pergolesis Serva padrona in einer Wagenremise 30

Siebentes Kapitel

Ich produziere mich in Wien / Zweckdienliche Epistel für Virtuosen / Kadenzen / Urteil einer Wiener Exzellenz über Mozarts und — Dülons Phantasien 39

Digitized by Google

Achtes Kapitel

Demoiselle Starzer / Therese Teiber / Vorbereitungen / Bauernballett / Die Geschichte mit vier Dudelsäcken 52

Neuntes Kapitel

Kaiser Franz in Schloßhof / Bauernchor von zweihundert Stimmen, zum Teil auf Bäumen / Wasserkarussell / Das schwimmende Gärtchen / Chinesische Oper von Gluck / Seltene Dekoration / Abfahrt der Kaiserlichen Familie 58

Zehntes Kapitel

Änderung meiner Lage / Erster Anfang im Komponieren / Der professore di violino / Mein Wagstück vor dem Pulte / Blasse und rote Wangen 69

Elftes Kapitel

Kurzes Exil in Hildburghausen / Schweitzer / Die unglückweissagende Schlittenfahrt 79

Zwölftes Kapitel

Ich gerate in liederliche Gesellschaft, werde ein Spieler / Desertion / Verhaftnehmung / Transport nach Wien und wie es mir dort erging 83

Dreizehntes Kapitel

Die abgedankte Kapelle / Graf Durazzo / Meine Reise mit Gluck nach Italien / Die Marini / Aufenthalt in Venedig und Bologna / Farinelli / Nicolini und der blinde Bettler / Deputation / Pater Martin / Furcht / Übereilte Rückkehr nach Wien / Mein Wetteifer mit Lolli 91

Vierzehntes Kapitel

Schlechter Gewinn bei Josephs II. Königskrönung / Graf Spork und ich im Mißverstande / Der Bischof von Großwardein / Mein Engagement 113

Fünfzehntes Kapitel

Ankunft in Preßburg / Reise nach Prag / Pichel 120

Sechzehntes Kapitel

Ich werde Kapelldirektor / Mein erstes Benehmen / Renner, Ungericht, Pater Michael, Stadtler usw. / Meine erste große

Digitized by Google

Kantate / Errichtung eines Theaters / Mein Oratorium Isacco / Kurzes Abenteuer mit der Tochter von einem adligen Cassae perceptor 123

Siebzehntes Kapitel

Schändliche Delation bei Maria Theresia / Leiden des Bischofs Die Kapelle wird zerstört / Pichels Heiratsgeschichte 140

Achtzehntes Kapitel

Rückkehr nach Wien / Herr von Blanc und die Triester Fabriken / Meine Exkursion nach Venedig / Der köstliche Sturm / Mein Abenteuer mit einer Solotänzerin 156

Neunzehntes Kapitel

Graf Lamberg / Der Fürstbischof von Breslau / Mein Engagement / Hirschjagd / Ich werde Eques aureatus / Friedrich II. in Roßwalde / Graf Hoditz / Leutseligkeit des Kronprinzen gegen mich / Meine Promotion zum Forstmeister 163

Zwanzigstes Kapitel

Das ovale Theater im Turm / Mein Oratorium Davide / Meine komische Oper Il viaggiatore americano / Demoiselle Nicolini / Meine ehrbare Heirat 177

Einundzwanzigstes Kapitel

Florian Gaßmann wird Kapellmeister zu Pferde / Will mich aufs Glatteis führen / Böser Ursprung meines besten Oratoriums ‚Esther' 181

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Meine Erhebung in den Adelsstand und Promotion zum Amtshauptmann / Lolli in Johannisberg / Anekdote vom Kastraten Quadagni in Venedig 188

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Die Kapelle in Johannisberg wird entlassen / Der Amtshauptmann in der Klemme / Falle, der ich entgehe 198

Vierundzwanzigstes Kapitel

Die Kapelle in Johannisberg wird wiederhergestellt / Ovids Metamorphosen / Meine Unterredung mit Kaiser Joseph / Der Hofkapellmeister Greybig / Entstehung meiner deutschen Opern 204

Digitized by Google

Fünfundzwanzigstes Kapitel

Trübe Aspekten in Johannisberg / Vorboten des Podagras / Meine Unterredung mit dem Könige Friedrich Wilhelm in Breslau 215

Sechsundzwanzigstes Kapitel

Meine Reise nach Berlin / Reichardt / Prof. Engel / Ich werde vom König der Königin vorgestellt / Mein Oratorium ‚Hiob' wird im Großen Opernhause gegeben / Opern ‚Medea' und ‚Protesilao' / Madame Rietz / Theaterdebatten / Ich sehe in Berlin meine Wünsche übertroffen 222

Siebenundzwanzigstes Kapitel

Krankheit des Fürstbischofs / Meine Unterredung mit demselben 240

Mein Abschied 248

Digitized by Google

Karl von Dittersdorfs Lebensbeschreibung

Digitized by Google

Digitized by Google

Erstes Kapitel

Erste Spuren meines Talents zur Musik
Frühzeitiges Probestück in der Kirche

Ich bin im Jahre 1739 am Zweiten des Wintermonats zu Wien geboren.

Mein Vater, aus Danzig gebürtig, war unter der Regierung Karls des Sechsten k. k. Hof- und Theatersticker, und da er zugleich ein guter Zeichner war, so wurde er bei der bürgerlichen Artillerie zum Oberleutnant gewählt und kommandierte in dem damaligen bayrischen Kriege, der nach dem Tode Karls des Sechsten unter der Regierung des bayrischen Kaisers, Karls des Siebenten, ausbrach, die sogenannte Löbel-Bastei mit zwanzig Kanonen.

Sein Verdienst warf ihm so viel ab, daß er seinen fünf Kindern eine etwas bessere Erziehung, als sie sonst bei Bürgern gewöhnlich ist, geben konnte. Wir drei Söhne, davon ich der mittelste war, studierten bei den Jesuiten, und noch ein Weltpriester ward uns als Instruktor gehalten, welchem mein Vater Wohnung, Kost und Besoldung gab. Diesem würdigen Manne, der weder Fanatiker

tiker noch Freigeist war, habe ich echte Grundsätze in der Religion und Superiorität über Vorurteile zu verdanken. Auch ließ mein Vater uns fünf Kindern Unterricht in dem Französischen, das er selbst sehr gut sprach, geben. Da er auch zugleich Geschmack an der Musik hatte, so hielt er meinem ältesten Bruder einen Lehrmeister auf der Violine.

Noch war ich kaum sieben Jahre alt, als ich schon eine besondere Neigung zur Musik in mir verspürte. Ich lag meinem Vater an, mir auch musikalischen Unterricht geben zu lassen. Er gewährte mir meine Bitte, und in Zeit von drittehalb Jahren machte ich solche Fortschritte, daß mein Lehrmeister – König hieß der ehrliche Mann – meinem Vater gerade heraus gestand, er könne mich nichts mehr lehren und es sei nunmehr nötig, mir einen andern Lehrmeister zu geben, bei dem ich konzertmäßig spielen lernen könne. „Ich mache mir ein Gewissen daraus", sagte er, „Ihren Sohn Karl noch länger aufzuhalten, da er alle Anlage hat, ein weit besserer Spieler als ich zu werden." – Wie wenige mögen diesem biedern Manne gleichen! Mein Vater fühlte das Edle seines Betragens, machte ihm ein ganz artiges Geschenk, und damit er an Einkommen nichts verlieren möchte, so nahm er ihn für meinen dritten Bruder an.

Mein zweiter Lehrmeister war Joseph Zügler, ein sehr braver Violinist und zugleich geschickter und verdienter Kompositeur für die Kammermusik. Er gab sich alle Mühe mit mir, und mein Fleiß sowie meine Lust zur Violine entsprachen derselben. Um mich im Spielen vom Blatte zu üben, riet er mir, alle Sonn- und Feiertage auf die Chöre (so nennt man die katholische Kirchenmusik) zu gehen, und pries mir vorzüglich den Benediktinerchor auf der Freyung an, weil daselbst nicht nur ein wohl-

Digitized by Google

wohlbesetztes Orchester war, sondern auch die besten Messen, Motetten, Vespern und Litaneien aufgeführt wurden.

Am nächsten Sonntag ging ich dahin. Allein als ich mich bei dem Regens Chori, Herrn Gsur, meldete und ihn um die Erlaubnis mitzuspielen ersuchte, maß mich dieser Mann mit den Augen und schnarchte mich mit den Worten an: „Warum nicht gar! Hier ist kein Chor, auf dem man jedem Knaben mitzukratzen erlauben kann!" – So jung ich war, so verdroß mich doch der Ausdruck ‚kratzen' ganz gewaltig, und auf der Stelle antwortete ich ihm zurück: „Sie wissen ja noch nicht, ob ich imstande bin mitzuspielen oder nicht. Wenn ich's nicht könnte, so würde mir wohl mein Lehrmeister, Herr Joseph Zügler, nicht geraten haben, Sie um die Erlaubnis dazu zu bitten." – „Ja so, wenn das ist", erwiderte er freundlich, „wenn Der Sie wirklich herschickt, so will ich's gern erlauben." – Sogleich befahl er, mir eine Violine zu geben, und wies mir meinen Platz neben dem ersten Violinisten, Karl Huber, an. Dieser gab scharf auf mich acht, ob ich auch richtig spiele; ja bei einer eingetretenen Fuge hielt er sogar mit seinem Instrumente an, um zu beobachten, ob ich auch recht pausiere. Ich verfehlte keine Note. „Bravo, mein Sohn!" sagte er am Ende; „das hätte ich Ihnen nicht zugetraut." – Der Regens, dem mein Spielen ebenfalls nicht unbemerkt geblieben war, äußerte mir seine Zufriedenheit mit dem verbindlichen Zusatz, ich könne so oft kommen, als ich wolle, ich würde allemal gern gesehen sein. – Das war was Anders, sollt' ich meinen, und kein Wunder, wenn ich um ein Ziemliches gewichtiger nach Hause gegangen sein sollte.

Und so unterließ ich denn nicht, überall mitzuspielen, wo es Kirchenmusiken gab, und das dauerte wohl

 ein

ein ganzes Jahr so fort. Dadurch kam ich in eine solche Übung, daß ich, wie man zu sagen pflegt, ein tüchtiger Chorspieler und Notenfresser ward.

Während diesem Jahre traf es öfters, daß Huber in der Kirche Solos zu spielen bekam. Sein Strich, seine Methode, seine Intonation und sein angenehmer Vortrag griffen mir jedesmal in die Seele. Ich studierte unermüdet, um ihm nachzukommen. Als einmal wieder eine Messe mit einem Violinsolo vorkam, die mir durchaus unbekannt war, sagte Huber zu mir: „Haben Sie wohl Courage, das Solo zu spielen?" – „Treffen will ich es wohl", erwiderte ich, „aber so schön wie Sie werde ich es nicht spielen." – „Ei, spielen Sie getrost", sagte er, indem er mir seine eigene Violine gab; „es wird schon gehen." Ich spielte das Solo, zwar anfangs nicht ohne Herzklopfen; allein da ich das tröstliche Gefühl bekam, daß mir meine Partie über Erwarten gelang, so faßte ich ein Herz, und als in der letzten Periode die ersten Gänge und Modulationen wieder vorkamen, so variierte ich dieselben völlig in der Huberschen Manier und trug hinterher den allgemeinsten Beifall davon.

Ich sage das nicht aus Ruhmredigkeit, und um mich etwa mit meinem Talente aus meiner Jugend her zu brüsten. Aber ich durfte den Vorfall nicht übergehen, weil er, wie es denn bisweilen mit noch viel größern Kleinigkeiten im Menschenleben gehet, den unmittelbarsten Einfluß auf meine ganze Lebenszeit gehabt hat.

Digitized by Google

Zweites Kapitel

Wie ich dem Prinzen von Hildburghausen bekannt und von ihm angenommen werde Kapellmeister Bonno

Es war gewöhnlich, daß in dieser Kirche, in welcher, besonders an hohen Festtagen, immer sehr schöne und ausgesuchte Musiken in großer Vollkommenheit aufgeführt wurden, sich Liebhaber der Musik haufenweise einfanden. So kamen denn einige von den Verehrern Hubers, die unten zugehört hatten, nach geendigtem Solo auf den Chor, in der Meinung, er habe gespielt, um ihm darüber viel Schönes und Verbindliches zu sagen. Allein wie verwunderten sie sich, als Huber mich ihnen mit den Worten vorstellte: „Nicht ich, meine Herren, sondern Der da hat Ihr Lob verdient." – Ein Erstaunen verbreitete sich auf ihrem Gesicht, das mir ungemein wohltat. Unter ihnen war auch Hubaczek, der berühmte Virtuos auf dem Waldhorn, im Dienste des k. k. Feldmarschalls und Generalfeldzeugmeisters Prinzen Joseph Friedrich von Hildburghausen.

Die-

Digitized by Google

Dieſer geſellte ſich zu mir, als ich nach Hauſe gehen wollte, fragte mich, wie ich hieße, wer mein Vater wäre und wo ich wohnte, und verſprach, mich nächſtens zu beſuchen. Er hielt Wort. Nach einigen Tagen kam er zu uns und erzählte über Tiſche, daß ſein Herr, bei dem er in Dienſten ſtehe, eine anſehnliche Kapelle halte, die ſich dreimal in der Woche um eilf Uhr verſammle, um ſich zu exerzieren; zugleich bat er meinen Vater zu erlauben, daß ich doch auch zuweilen dabei erſcheinen dürfe. Mit Dank nahm er dieſe Einladung an.

Schon am folgenden Tage kam Hubaczek, mich abzuholen, und ich nahm meine Violine mit. Ich ward, als ich zum Orcheſter trat, nicht wenig überraſcht, als man mir den erſten Platz antrug.

Kaum hatten wir zuſammen geſtimmt und eine Sinfonie von Jomelli, die ich bereits kannte, war aufgelegt, als der Hofkompoſiteur Bonno, der von dem Prinzen eine jährliche Beſoldung erhielt, um die großen Akademien oder Konzerte zu dirigieren, die er dem hohen Adel in Wien den ganzen Winter hindurch gab, in den Saal trat. Er ſtutzte, als er einen Knaben von elf bis zwölf Jahren an der Spitze ſah, und ſtellte ſich mir zur Seite, um mich zu beobachten. Nach geendigter Sinfonie entfernte er ſich, vermutlich um dem Prinzen von mir zu ſagen; denn kurz darauf kamen beide in den Saal.

Der Prinz rufte mich zu ſich und erkundigte ſich mit vieler Güte, wer mein Vater, wer mein Lehrmeiſter und wie alt ich wäre und dergleichen mehr. Nachdem ich ihm alles rund und ohne Verlegenheit beantwortet hatte, fragte er mich: „Biſt du aber wohl imſtande, alles, was man dir vorlegt, a vista zu ſpielen?“ – „Wenn es nicht zu ſchwer iſt!“ antwortete ich. „Nun wohl, wir wollen ſehen“, ſagte er, und ſomit ließ er durch Bonno

aus

Digitized by Google

aus seinem Musikalienkabinett ein leichtes Flötenkonzert und eine Flötensonate bringen, wovon ich das erste sogleich und ziemlich rein wegspielte.

Nachdem wieder einige Sinfonien und Arien probiert worden waren, ward mir das Solo aufgelegt, und ohnerachtet es bei weitem schwerer als das Konzert war, so brachte ich es doch gut genug heraus.

Da es schon hoch über die Mittagszeit hinaus war, so lud mich der Prinz sehr gütig und unter scherzhaften Bemerkungen an seinen Offiziantentisch, und um fünf Uhr mußte ich meinen Vater zu ihm bringen. Nachdem er sich mit ihm in einem Nebenzimmer eine gute Weile unterhalten hatte, trat er wieder mit den Worten herein: „Nun, wir beide wären in Richtigkeit; jetzt kommt es bloß darauf an, ob Ihr Sohn auch will. Willst du " – indem er sich zu mir wandte – „von deinem Vater weg und zu mir gehen? Es soll dir an nichts fehlen; aber dafür muß du auch fleißig Musik und Sprachen lernen. Ich werde dafür sorgen, daß du deine lateinische Sprache kontinuierst; aber vor allen Dingen mußt du dich im Französischen perfektionieren und Italienisch lernen. Das ist für einen Musiker sehr notwendig. Da wirst du Beschäftigung genug haben, denn Müßiggänger dulde ich nicht. Willst du, und versprichst du mir das?"

In froher Betäubung fiel ich auf die Knie und schrie: „O ja, gütigster Prinz, ich will!" – „Steh auf, mein Sohn", sagte er; „in der Kirche – vor Gott mußt du knien, aber nicht vor mir!"

„Behalten Sie Ihren Sohn", sagte er darauf zu meinem Vater, „etliche Tage noch zu Hause; aber auf den Ersten künftigen Monats bringen Sie ihn hieher, dann will ich ihn aus Ihrer Hand übernehmen und fürs künftige an Ihrer Statt Vaterstelle bei ihm vertreten."

Wir

Digitized by Google

Wir gingen gerührt von dem Prinzen, und als wir nach Hause kamen und eine so fröhliche Botschaft mitbrachten, weinte meine gute Mutter vor Freuden, und noch an demselben Abend wurden alle unsre Hausfreunde zusammengetrieben, auf daß sie sich mit uns freueten.

Digitized by Google

Drittes Kapitel

Ich werde zum Kammerknaben eingekleidet

Es war am ersten März 1751, des Morgens, als mein Vater mich in das Palais des Prinzen führte, wo ich von nun an ein neues Leben beginnen sollte. Der Prinz war nicht zu Hause, und wir wurden an den Haushofmeister, Johann Ebert, einen feinen und respektablen Mann, gewiesen. Er hatte Befehl, uns zu empfangen. Da nun nebst ihm insonderheit noch dem Kanzlisten Bremer die Aufsicht über mich übertragen war, so führte er uns nach einigen Instruktionen, die er mir in einem sehr väterlichen Tone erteilte, nach dessen Zimmer. „Den Prinzen", sagte er zu meinem Vater, „können Sie jetzt nicht sprechen; er ist ausgefahren und kommt erst gegen zwei Uhr nach Hause; Sie sind aber bei unserm Offiziertisch mein Gast, damit Sie sehen, ob Ihr Sohn bei unserer Kost bestehen kann. Wie Sie es heute finden, ist es alle Tage." Zuvor stellte er mir noch ein Reglement für mich zu, wovon er sagte, daß es der Prinz dem Herrn Bremer selbst in die Feder diktiert habe.

Dieser, ein hübscher Mann von ungefähr sechsundzwanzig Jahren, bewillkommte meinen Vater sehr höflich

lich und wies mir mein Zimmer dicht neben dem seinigen an. Ein sehr anständiges Bette, einen Schreibtisch, einen Kleiderschrank mit schönen Beschlägen, nette Stühle, überhaupt alles, was zur Einrichtung gehört, fand ich ganz neu darin. Er übergab mir das Inventarium von allen Meubeln und Kleidungsstücken mit dem Bedeuten, daß er Ordre habe, von Zeit zu Zeit nachzusehen. Ich mußte alles, was ich am Leibe hatte, vom Kopf bis zu Füßen ausziehen und mich ganz neu equipieren. Rock und Beinkleider von meinem Alltagsanzuge waren aschgrau, die Weste aber rot. Alles war von feinem holländischem Tuch, und die Knopflöcher waren nach damaliger Mode mit silbernen Borten eingefaßt. Wäsche aller Art fand ich im Überfluß. Auch erhielt ich weiße seidene Strümpfe, neue Schuhe, silberne Schuh- und Beinkleiderschnallen nach der letzten und neuesten Façon. Und alles hatte der Prinz veranstalten lassen, ohne daß ich vorher etwas davon hatte merken können; denn Schneider, Schuster und Nähterin hatten sich in meines Vaters Hause Gewerbe machen müssen, ohne daß ich davon etwas gewahr wurde. „Sehen Sie", sagte Herr Bremer, als er mein Erstaunen bemerkte, „so ist der Prinz; er ist gütig und mag jeden gern angenehm überraschen. Hätten Sie wohl gedacht, das alles hier zu finden? Nun, halten Sie aber auch alles recht nett und ordentlich, und führen sich gut auf; dann werden Sie es sehr gut haben. – Hier ist Ihr eigener Schlüssel, damit Sie aus- und eingehen können, wann Sie wollen."

Meine Zufriedenheit über mich selbst war nicht geringe, als der Haushofmeister mich vor einen großen Wandspiegel stellte und ich mich nun ganz in meinem Staate übersehen konnte. Man ist immer etwas mehr, wenn man sich gut angezogen weiß. „Es ist gleich eilf

Uhr

Digitized by Google

Uhr", sagte er; „gehen Sie in den Salon, das Exerzitium wird bald anfangen." Ich ging dahin und fand die meisten schon versammelt. Alle überschütteten mich mit Gratulationen, und meine Erhebung zum Kammerknaben, der hier nun das Recht hatte, sich an die übrigen Musiker anzuschließen, machte mich zu einem sehr glücklichen Sterblichen.

Kaum war die Sinfonie geendigt, so erschien Madame Tesi, die heute zwei neue Arien, welche der Kapellmeister Bonno soeben für sie komponiert hatte, probieren wollte. Sie war eine Frau, schon über funfzig Jahre, aber sehr wohl konserviert und angenehm. Bonno legte eine Arie auf, setzte sich an das Clavicembalo, und Madame Tesi trat hinter ihn. Sie hatte eine runde helle Contre-Altstimme, und ihr majestätischer Vortrag entzückte mich bis zur Betäubung. Nach der Arie sprach sie mit dem Kapellmeister und setzte sich mit ihm gerade vor das Orchester. „Madame Tesi", rief Bonno mir zu, „möchte Sie gern spielen hören; haben Sie etwas bei sich?" „Ja", antwortete ich und holte eine Züglersche Sonate herbei, die Hubaczek mir akkompagnierte. Bei jeder Stelle, die ich gut vortrug, rief die Tesi bald „bravo!", bald „braviſſimo!" Darauf ließ sie sich meinen Vater vorstellen, mit dem sie sich eine Weile französisch unterhielt. Nach etlichen Instrumentalstücken trat sie endlich wieder an das Clavicembalo und sang die zweite Arie. Es war ein Adagio. Hatte mich vorher ihr brillanter Vortrag entzückt, so riß mich ihr sanfter und schmelzender Ausdruck so hin, daß ich glaubte, man könnte nichts Schöneres in der Welt mehr hören.

Der dreimal wiederholte Klang der Portiersglocke verkündigte endlich die Ankunft des Prinzen. Er ging sogleich auf meinen Vater zu, nahm ihn in ein Fenster

und

Digitized by Google

und unterhielt sich eine ziemliche Weile sehr gnädig mit ihm. Alsdann rief er mich und sagte: „Nun, ich hoffe, du wirst mit deinem Zimmer und allem, was du darin gefunden, zufrieden sein. Sei aber nun auch hübsch fleißig und führe dich so auf, daß auch ich mit dir zufrieden sein kann. Vorzüglich aber befehle ich dir, das Reglement öfters durchzulesen und dem, was darin steht, genau nachzuleben."

Darauf ließ er sich seine Flöte und ein Konzert bringen, setzte sich hin und spielte. Ich muß freilich offenherzig sagen, daß er kein großer Hexenmeister war; unterdes spielte er doch weit besser, als ich vermutet hatte. Er hielt sein Tempo richtig und hatte eine vorzüglich schöne Embouchüre. Mit seinem Konzerte endigte sich das Exerzitium, und der Prinz ging zur Tafel.

Als ich zu Herrn Ebert kam, fand ich den Pagen vom Prinzen, einen gewissen Baron Ende, daselbst und seinen Pagenhofmeister, der zugleich den Titel Sekretär hatte. Dieser hieß Göhrn und war ein Sachse. „Von diesem Herrn", sagte Ebert, indem er mich ihm vorstellte, „werden Sie Unterricht in der lateinischen und französischen Sprache erhalten; auch wird er so gütig sein, Sie im Fechten zu unterrichten. Den Unterricht aber im Reiten, Tanzen und in der italienischen Sprache werden Sie erst bekommen, wenn wir auf unsere Herrschaft Schloßhof gehen, wohin sich der Prinz alljährlich zu Anfang des Juni zu begeben pflegt."

„Das Wichtigste", sagte er zu meinem Vater, „hätte ich bald vergessen. Ungeachtet unser Prinz katholisch ist (er war evangelisch erzogen, aber auf Zudringen der verstorbenen Kaiserin Elisabeth katholisch geworden), so ist doch beinahe die Hälfte seines Hofstaats teils lutherisch, teils reformiert, wie denn die Aufseher über Ihren Sohn, Herr

Herr Göhrn, Bremer und ich, es auch sind. Aber wir sind nichts weniger als Proselytenmacher. Um Sie jedoch ganz ruhig sein zu lassen, hat der Prinz befohlen, daß ein Priester Ihrer Religion angenommen werden soll, der gegen ein anständiges Honorar Ihren Sohn in seinem Glauben unterrichte. Da Sie nun selber schon einen würdigen Priester in Ihrem Hause haben, so wird es dem Prinzen angenehmer sein, wenn dieser die Mühe davon übernehmen will."

Mein Vater, entzückt über diese großmütigen Anerbietungen, versicherte, Pater Johannes würde das sehr gern unentgeltlich übernehmen; und in der Tat kam dieser würdige Mann wöchentlich zwei- bis dreimal zu mir, wofür er bei unserer Abreise nach Schloßhof ein Douceur von neun Dukaten und so viel Ellen von schwarzem Brüsseler Camelot erhielt, als zu einem Talar nötig waren.

Meine Leser werden aus alledem schon einen kleinen Vorgeschmack von den erhabenen und menschenfreundlichen Gesinnungen des Prinzen bekommen haben. Aber in Zukunft sollen Sie das unvergleichliche Herz dieses großen Fürsten wohl noch näher kennenlernen. Ich will zu dem Ende gleich die Geschichte von jener rechtschaffenen Frau, der Madame Tesi, hier einschalten, für die ich sonst keinen schicklicheren Platz finden dürfte.

Digitized by Google

Viertes Kapitel

Geschichte der Vittoria Tesi / Der Papagoy in der heiligen Inquisition / Ein Herzog wird vom Theaterfriseur ausgestochen

Vittoria Tesi-Tramontini (Tesi war ihr Geburts-, Tramontini aber der Name ihres Ehegatten; denn in Italien ist es nichts Ungewöhnliches, daß man Virtuosen, Sängerinnen und Tänzerinnen auch noch nach ihrer Verheiratung nach ihrem bekanntern Geburtsnamen nennt), also Madame Tesi war schon in der Blüte ihrer Jahre die erste Sängerin und Aktrice ihrer Zeit in ganz Europa, und diesen ihren Ruhm erhielt sie sich bis in ihr spätes Alter.

Hingerissen von ihrer außerordentlichen Stärke im Agieren, schrieb Pater Metastasio seine Zenobia, Didone und Semiramide eigens für sie. Die vornehmsten Bühnen in Italien wetteiferten nun um ihre Person und belohnten sie so reichlich, daß sie ein ansehnliches Kapital sammelte. Auch wurde sie nach Madrid berufen, wo sie mit Farinelli, dem berühmtesten Kastraten, der je lebte, debütierte, und den bekanntlich der König von Spanien nicht

Digitized by Google

nicht nur wegen seines außerordentlichen Talents in der Musik, sondern auch seiner anderweitigen Kenntnisse wegen so ehrenwert hielt, daß er ihn endlich sogar zum Staats-Minister erhob und ihm das Ordensband von Calatrava erteilte. Dieser war von den Fähigkeiten der Tesi so entzückt, daß er, wie er dem Könige freimütig sagte, solange er lebe, mit keiner andern Sängerin aufzutreten wünsche. Sie wurde demnach auf einige Jahre engagiert, bis endlich Farinelli, dessen Stimme Alters halber immer schwächer wurde, das Singen einstellte und sich nach Bologna begab. Hier in Spanien erntete sie nicht nur außerordentliche Belohnungen an Geld, sondern wurde auch nach jeder neuen Oper vom Könige mit den ansehnlichsten Präsenten an Juwelen und Nippes beschenkt. Kurz, den beträchtlichsten Teil ihres Vermögens hat sie in Spanien erworben. Unter Kaiser Karl dem Sechsten ward sie endlich mit einem ansehnlichen Gehalt nach Wien verschrieben.

Ich muß meinen Lesern eine Anekdote von ihr erzählen, die zugleich ein Beweis des hohen Grades von Fanatismus ist, der damals in Spanien herrschte.

In Neapel hatte sie sich einen sehr seltenen Papagoy angeschafft und ihn mit der unglaublichsten Geduld abgerichtet, daß er ganz natürlich wie ein Mensch lachen und eine Menge Fragen im besten Italienisch beantworten konnte. Ich habe ihn selbst gesehen, diesen außerordentlichen Vogel, und wenn der Prinz seine Tafelgesellschaft recht vergnügt machen wollte, so ließ er den Käfig hereinbringen und den Vogel seine Künste machen. Vorzüglich amusant war es, wenn er, sobald seine Gebieterin nach irgendeinem lustigen Schwank, der aufgebracht wurde, kicherte, seine Lache aufschlug. Die ganze Gesellschaft mußte dann schlechterdings mitlachen, und

da

Digitized by Google

da dies eine Ermunterung für ihn war, es noch immer weiterzutreiben, so brach ein so grausames und anhaltendes Geschrei und Gelächter aus, daß man hätte glauben sollen, Herrschaften und Bedienten wären sämtlich dem Tollhause entlaufen.

Diesen Papagoy hatte die Tesi nun nach Spanien mitgenommen, und sein Standort war ihm in ihrem Empfang- oder Besuchzimmer angewiesen. Eines Abends war große Gesellschaft bei ihr, die größtenteils aus Personen von hohem Range bestand. Die Rede kam auf den Papagoy und seine Künste. „Spricht er aber auch wohl?" fragte ein vornehmer Spanier. „O ja", antwortete Tesi, „Sie sollen es gleich hören." Sogleich stand sie auf und schwatzte eine Menge gewöhnlicher Dinge mit dem Vogel. Der Kapellmeister, der die Oper, in welcher Tesi in Madrid zum erstenmal auftrat, komponiert hatte und ein Neapolitaner war, machte die scherzhafte Anmerkung, als der Papagoy in Provinzialismen sprach, daß man wohl hören könne, daß der Gelehrte in Neapel studiert habe. „Oh, ich bitte um Vergebung", fiel Tesi ein, „er spricht auch toskanisch wie der beste Römer. Sie können's glauben. Gleich, meine Herren und Damen, will ich Sie davon überzeugen." – Sie klingelte, und ihr Kammermädchen mußte ihr Biskuits bringen. Mit diesem Kuchen hatte sie ihn ein ganzes Jahr lang dermaßen abgerichtet, daß sie des Erfolgs gewiß sein konnte. Der Papagoy beantwortete wirklich alle Fragen, wie sich's gehört und gebührt. Sie hatte sie geflissentlich so eingerichtet, daß es beinahe glaublich scheinen mußte, der Vogel habe Menschenverstand. Freilich, der vernünftig war, machte der Tesi Komplimente über die Geduld und Geschicklichkeit, die sie an den Vogel gewendet hatte; aber die fanatischen Dummköpfe in der Gesellschaft murmelten unter sich, daß

daß die Sache nicht mit natürlichen Dingen zugehen könne, sondern eine veritable Zauberei dahinter stecken müsse.

Tesi, welcher dies abergläubige Erstaunen nicht wenig Spaß machte, bat die Gesellschaft, sich wieder in den Zirkel zu setzen. Als dies geschehen war, fing sie einen Diskurs an und würzte ihn geflissentlich mit ihrer angebornen muntern Laune, um dadurch der Gesellschaft Stoff zu witzigen Einfällen zu geben. Sie paßte so lange, bis irgend jemand einen erträglich lustigen Einfall vorbrachte, alsdann gab sie durch ihr Kichern dem Papagoy das Signal zum Lachen, worauf dieser nach seiner Art loslachte und ein ebenso toller Auftritt erfolgte, als vorhin erzählt worden ist.

Nicht lange darauf empfahlen sich ein paar Herren unter dem Vorwande, Geschäfte zu haben. Indem ihnen Tesis Bedienter, der Spanisch verstand, mit einer Fackel die Treppe hinableuchtete, vernahm er deutlich, daß einer von ihnen sagte: „Sie haben recht, mein Freund! Es ist Pflicht, die Sache dem Großinquisitor heute noch anzuzeigen." Da er aber nicht wußte, wovon die Rede war, so achtete er nicht weiter darauf.

Am andern Morgen traten zwei Männer in das Vorzimmer und hinter ihnen her zwei Träger, die einen großen Tragkorb niedersetzten, der mit einem schwarzen Tuche bedeckt war. Man begehrte die Dame des Hauses zu sprechen. Tesi war gerade im Besuchzimmer beschäftigt, ihrem Lieblinge sein Futter zu geben. „Haha!" fuhren die Schwarzmäntel heraus: „Ist das der Papagoy, der die gestrige Gesellschaft in so großes Erstaunen gesetzt hat?" – „Zu dienen", erwiderte Tesi. „Wer sind Sie? Was ist Ihnen gefällig?" – „Wir sind Diener der heiligen Hermandad", war die Antwort, „und haben von dem Großinquisitor den Befehl, Ihren Papagoy an die

Inquisition abzuliefern.“ Alles Protestieren seiner Gebieterin half nichts. Sie griffen rasch nach dem Käfig, setzten ihn mit geheimnisvollem Gesicht in den Tragkorb, bedeckten ihn darauf mit dem schwarzen Tuche, und so zogen sie in Prozession von dannen.

Tesi weinte bittere Tränen über den Verlust ihres geliebten amico, wie sie ihn gewöhnlich nannte. Endlich aber faßte sie sich, ließ sich ankleiden und fuhr zu Farinelli, um ihn zu Rate zu ziehen. Sogleich meldete er dem Könige den Vorfall, versicherte unter Aufwand von vieler Beredsamkeit, daß die Geschicklichkeit des Papagoy sehr natürlich zuginge; allein ohnerachtet der König endlich allen den vielen Gründen nachgab und sich ins Mittel schlug, so vergingen doch über acht Tage, ehe Tesi ihren geliebten amico aus den Händen der Inquisition zurückbekommen konnte.

Nun wieder zurück zu ihrer Lebensgeschichte! Sie sang viele Jahre hindurch auf dem Wiener Hoftheater und ward kaiserlich belohnt. Als sie endlich bald an das funfzigste Lebensjahr kam, entfernte sie sich vom Theater und beschloß, den Rest ihrer Tage in Ruhe zu verleben. Prinz Hildburghausen, der ihr außerordentliches Talent von jeher zu schätzen wußte, bot ihr sein Haus, seine Tafel und einen angemessenen Gehalt an. Die beiden ersten Offerten nahm sie an, die letztere aber schlug sie gänzlich aus, so wie jedes Geschenk, das ihr der Prinz anbot. Man glaube ja nicht, als wenn zwischen ihr und dem Prinzen noch mehr als bloße Freundschaft und Kunstliebhaberei existiert habe. Der Erfolg wird das Gegenteil davon beweisen.

Sie war eine vortreffliche Frau von Charakter und weit über die Operistinnen von gewöhnlichem Schlage er-

Digitized by Google

erhaben. Ich könnte sehr viele Züge zu ihrer Ehre anführen, aber ich will mich bloß damit begnügen, ihre Heiratsgeschichte zu erzählen, die wenigstens von keinem gemeinen Charakter zeugt.

Überall wo sie sang, war sie gewohnt, von jedermann Besuche anzunehmen; allein sie wußte allen und jeden Liebesanträgen dergestalt vorzubeugen, daß es nicht leicht einer wagte, damit herauszurücken. Unter den vielen Liebhabern, die für sie schmachteten, war auch der duca di N. Eines Abends, als er zufälligerweise bei ihr allein war, benutzte er die Gelegenheit und machte ihr eine förmliche Deklaration. Tesi wies ihn auf eine sehr feine und elegante Art ab. Da er aber diese Abweisung für eine gewöhnliche Grimasse hielt, so ward er nur um so zudringlicher und machte enorme Verheißungen. Mit Würde und Anstand wußte ihm Tesi darauf zu antworten und sich in solchen Respekt zu setzen, daß sich der Duca beschämt zurückzog und keinen fernern Angriff zu machen mehr wagte. Aber seine Leidenschaft blieb darum dieselbe und wuchs noch eher mit jedem Tage. Je öfter er dies reizende Geschöpf auf dem Theater sah und hörte, desto mehr loderte seine Flamme auf. Er vertraute sich einem seiner Höflinge. Dieser versuchte es, für seinen Herrn zu negozieren, wurde aber ebenso ernstlich abgewiesen, so daß sowohl er als der Herzog endlich einsehen mußten, es sei ihr schlechterdings auf diese Art beizukommen unmöglich. „Nun, so muß ich sie denn besitzen", fuhr der Herzog heraus, „und sollte ich mich öffentlich mit ihr trauen lassen! Morgen abend will ich sie mit einem förmlichen Heiratsantrag überraschen. Hüte dich aber, ihr etwas davon merken zu lassen!" – Der geschmeidige Höfling gelobte, wie sich denken läßt, die strengste Verschwiegenheit, ging aber, um sich nach

 sei-

seiner Meinung bei seiner künftigen Herzogin in Gunst zu setzen, sogleich zur Tesi und entdeckte ihr unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit das große und schwere Geheimnis.

Allein, was tat die Tesi? Um der Zudringlichkeit des Herzogs ein für allemal loszuwerden, ohne ihn jedoch vor den Kopf stoßen zu dürfen, ließ sie denselben Abend noch den Theaterfriseur, einen schönen Mann, zu sich kommen, und trug sich ihm förmlich zur Frau an. „Wollen Sie mich", sagte sie zu dem angenehm bestürzten Tramontini, „so ist hier auf der Stelle meine Hand, und morgen früh werden wir getraut. Ich setze Ihnen ein artiges Kapital an barem Gelde aus, mit dem Sie nach Belieben negozieren können. Es soll wie alles, was Sie dadurch gewinnen, Ihr vollkommenes Eigentum bleiben. Die Haushaltung nehme ich allein auf mich, so wie alles, was Sie an Kleidung und Meubels bedürfen. Übrigens soll Ihnen – dem versprochenen Kapitale unbeschadet – annoch der dritte Teil meines bereits erworbenen und noch zu erwerbenden Vermögens an Geld und Geldeswert gerichtlich zugesichert werden; jedoch ist meine Hauptbedingung, von welcher ich ein für allemal nicht abgehe, daß Sie auf alle eheliche Gemeinschaft mit mir Verzicht tun. Ein körperliches Gebrechen, das ich mir nicht durch Ausschweifungen zugezogen, sondern mit auf die Welt gebracht habe, macht mich derselben durchaus unfähig. Können Sie nach dieser Erklärung sich entschließen, mir Ihre Hand zu geben, so sind wir morgen mittag ein Paar. Bis morgen früh gebe ich Ihnen Bedenkzeit." –

Man kann denken, daß der entzückte Friseur ihr auf der Stelle, statt einer, beide Hände gereicht haben werde. Kurz, den andern Tag um neun Uhr fuhren beide zum Bi-

Digitized by Google

Bischof, um sich die Erlaubnis auszuwirken, sich sogleich in der nächsten Pfarrkirche kopulieren lassen zu dürfen. Sie erhielten sie, nach jenen Eröffnungen, ohne Umstände, und um eilf war die Trauung vollzogen, so wie auch das Instrument vom Notar, der ihrer bereits zu Hause harrete, sogleich darnach ausgefertigt und unterzeichnet wurde. Nach dem festlichen Mittagsmahle wurden Tramontinis Habseligkeiten in ihr Quartier geschafft, und sie zählte ihrem nunmehrigen Gatten, der nun im Himmel war, bar und richtig zweitausend Zechinen auf.

Man kann sich das Erstaunen und die Verlegenheit des Herzogs vorstellen, als er am Abend den transmutierten, festlich geschmückten Tramontini neben seiner angebeteten Tesi vertraulich sitzen sahe und endlich gar von ihr den Aufschluß eines für ihn schrecklichen Rätsels erfuhr. So schonend sie dabei zu Werke ging, und so viel Gewalt er sich antat, sich in den Grenzen der Feinheit und einer anständigen Gleichgültigkeit zu halten, so konnte er doch das Gefühl seines gekränkten Stolzes nicht verbergen; sondern empfahl sich bald darauf kalt und vornehm, und kam nie wieder.

Übrigens lebte sie mit ihrem Manne ganz glücklich. Viele Jahre lang wohnte sie mit ihm im Palais des Prinzen, bis letzterer nach Hildburghausen zog, woselbst er die Vormundschaft über den damals noch unmündigen Herzog übernahm. Die Tesi durfte Alters und Kränklichkeits halber so eine Reise nicht mehr unternehmen, deshalb separierte sie sich von ihrem durchlauchtigen Freunde, blieb in Wien und starb daselbst einige Jahre darauf. Ihr Vermögen, das sie hinterließ, belief sich auf beinahe dreimalhunderttausend Gulden. Laut Kontrakt erbte ihr Mann davon das Drittel, und das Übrige fiel – ich weiß

nicht

Digitized by Google

nicht mehr an wen, der aber die Verbindlichkeit auf sich nehmen mußte, ihrer Dienerschaft lebenslänglich doppelten Lohn und ihre ganze zurückgelassene Garderobe zur gleichen Teilung abzureichen.

Ruhe sanft, verklärtes Weib! Bis zu meinem letzten Hauche will ich deine Asche verehren.

Digitized by Google

Fünftes Kapitel

Trani mein Lehrmeister / Wie ich vom krummbeinigen Matthes gedemütigt werde / Die Uhr

So gesprächig auch der Rückblick auf unsere Jugend zu machen pflegt und so wichtig uns selber auch jeder Umstand darin vorkommt, so darf man doch nicht wohl annehmen, daß dem Leser mit einer umständlichen Erzählung an sich geringfügiger Vorfälle und Ereignisse aus jener Zeit gedient sein könne. Ich will also nur noch ganz kürzlich sagen, daß in allen Stücken auf das vollkommenste für meinen Unterhalt und für meine Bedürfnisse gesorgt war. Ich hatte meinen bestimmten Platz am Offiziantentische, auf welchem gegen dreißig Gedecke sich befanden und wo täglich sieben Essen aufgetragen wurden, und des Abends ward mir mein Essen auf das Zimmer geschickt. Überdem erhielt ich monatlich fünf Gulden dreißig Kreuzer Taschengeld, von deren Verwendung ich indes Herrn Bremer Rechenschaft ablegen mußte. Ein Bedienter des Prinzen, der eine Zulage dafür erhielt, mußte mich täglich frisieren, und für Wäsche und anderwei-

weitige Reinigung ward ebenfalls auf das beste gesorgt, so daß ich also in Wahrheit von dem Prinzen sagen kann, er sorgte wie ein Vater für mich.

Nach der ersten Mahlzeit, die mein Vater hier mit einnahm, kam er noch einmal auf mein Zimmer, ermahnte mich, mein Glück nicht durch üble Aufführung zu verscherzen, gab mir seinen väterlichen Segen, und nachdem ich ihm gerührt die Hand geküßt hatte, verließ er mich.

Unterdes kann ich eben nicht sagen, daß meine Betrübnis länger als einige Augenblicke gedauert hätte. Ich hielt eine Revision mit meiner Garderobe, begaffte noch einmal Stück für Stück, absonderlich aber ergötzte ich mich an dem schönen Galakleide. Es war von dem feinsten französischen Tuche und mit prächtigen silbernen Borten über und über verbrämt. Darüber kann ein eitler Kammerpage schon seinen Vater vergessen!

Noch an eben dem Tage ward ich zum Prinzen gerufen, welcher mir Herrn Trani, der soeben bei ihm war und vor dem ich eine Probe meines Spiels ablegen mußte, als meinen künftigen Lehrmeister auf der Violine vorstellte. Ich kann in Wahrheit sagen, daß dieser Mann sich meine musikalische Bildung mit allem Eifer angelegen sein ließ.

Von dieser Zeit an lebte ich genau nach Vorschrift meines Reglements, das ich fleißig durchlas, und so verstrichen drei Monate, an die ich gern zurückdenke. Kurz zuvor, als wir soeben nach Schloßhof abreisen wollten, kam mein Vater zu mir und brachte mir die frohe Nachricht, daß der Prinz auch meinen ältern Bruder Joseph in seine Dienste genommen und ihm nebst Wohnung und Tisch jährlich dreihundert Gulden akkordiert habe, daß er also ebenfalls auch mit nach Schloßhof gehen würde.

Ich

Digitized by Google

Ich konnte mich kaum lassen für Freude, und da ich nun wußte, daß mein Vater gern bisweilen ein Gläschen guten Zyperwein trank, wie er denn bei außerordentlich vergnügter Stimmung meinen ältern Bruder oder mich in das Gewürzgewölbe zum Grünen Kranz auf dem Graben mitzunehmen und dort eine Flasche davon auszustechen pflegte, so steckte ich heimlich dem krummbeinigen Hausknecht, meinem Aufwärter, einem schlechterdings närrischen Menschen, einen Taler zu und ließ heimlich eine holen.

Unterdes mußte ich meinem Vater, der begierig war zu hören, was ich bei meinem neuen Lehrmeister für Fortschritte gemacht hätte, etwas vorspielen. Ich nahm die gestochene Sammlung der Lokatellischen Sonaten, die ich von diesem bekommen hatte. So altväterisch diese Sonaten zu jetziger Zeit klingen möchten, so will ich sie doch jedem angehenden Schüler auf der Violine – nicht zum Produzieren, sondern zum Exerzieren, bestens empfohlen haben. Er wird bei Erlernung derselben große Progressen im Fingersatz, in verschiedenen Strichen, Arpeggios, Doppelgriffen ꝛc. machen.

Meinem Vater gefiel die Überraschung, seinen geliebten Zyperwein, dem er ohnehin heute zuzusprechen sich in der Freude seines Herzens vorgenommen hatte, bei mir in aller Bequemlichkeit zu finden, und meine Aufmerksamkeit gar sehr, und er blieb lange und gab uns einige freundliche Lehren über das Hofleben, die er mit launigen Anekdoten würzte. Und als er am Abend fortging, schenkte er mir einen blanken Kremnitzer Dukaten zum Ersatz für meine Auslagen, wie er sagte, und der närrische Kauz von Hausknecht trug auch einen Gulden davon, wofür er auf seinen einwärts gedrehten Füßen wie toll und töricht umhersprang.

Die-

Dieser Umstand wäre nun an sich nicht der Rede wert; aber da ich die eben nicht sehr lobenswürdige Gabe hatte, die Grimassen und Lächerlichkeiten anderer Menschen sprechend nachzuahmen, so kopierte ich am andern Morgen den Hausknecht, und indem ich grade wie er mit schiefen Beinen die Stube auf und ab tanzte und wir beide, Herr Bremer und ich, uns halbtot darüber lachen wollten, trat das Original mit dem Frühstücke herein. Der Jubel ward nun natürlich um so größer, und ich trieb getrost mein Wesen noch ein Weilchen so fort, worauf der ehrliche Hausknecht aber nicht Acht zu haben schien. Aber – er trug mir's nach, und ich büßte noch an demselben Tage für meinen unziemlichen Kurzweil sehr empfindlich.

Als ich es mir nämlich beigehen ließ, ihn über Tische dem Gelächter preiszugeben, und eingedenk jener Heldentat, wovon ich die Gesellschaft in seiner Abwesenheit schon unterhalten hatte, ihn auch noch hier in seinem gestrigen Veitstanze kopierte – weil er selbst davon auf dringendes Verlangen der Gesellschaft nicht die Probe ablegen wollte –, so lachte er zwar erst selber zum Ersticken mit, stellte sich aber darauf, als alles wieder ruhig geworden war, mit dem Teller hinter den Stuhl eines Tischgenossen mir gerade gegenüber, sah mich freundlich an und sagte mit angenommener Einfalt: „Es ist wahr, junger Herr, ich habe meine Freude über Ihre Geschicklichkeit. Sie haben meine Künste nur ein einziges Mal gesehen und doch gleich getroffen. Wenn Sie es doch auf Ihrer Violine auch so geschwind treffen möchten! Aber ja – da hapert's denn manches Mal gar sehr. Es trifft gemeiniglich, daß ich gerade um die Stunde, wenn Ihr Lehrmeister da ist, den Gang auskehre, und da höre ich denn gar oft, daß er Ihnen so einen Schnörkel vorzeigt, und

und da wollen Sie es nachmachen, und da geht's nicht, und da sagt der Lehrmeister ‚da capo', und dann geht's immer noch nicht, und das währt so hintereinander oft zwanzig-, dreißigmal, und da quiekt es bisweilen so garstig, als wenn sich ein paar Dutzend Katzen herumbissen. – Apropos, Herr Haushofmeister, ich hab's Ihnen schon die vorige Woche melden wollen, daß, seit der junge Spaßmacher da" – indem er auf mich zeigte – „im Hause ist, sich die vielen Ratzen und Mäuse halter ganz verloren haben." –

„Brav, Matthes!" fiel ich ihm ein, „Er hat mich für meinen Mutwillen gut bezahlt; ich hab's um Ihn verdient." – „Pfui, Matthes!" sagte Herr Ebert, „da habt Ihr einmal wieder gezeigt, daß Ihr ein plumper, grober Hausknecht seid und nur mit der Holzaxt umzugehen wisset. Nun mögt Ihr selber zusehen, wie Ihr den Kammerknaben wieder gut macht!" – „Nichts für ungut, junger Herr", sagte er nun im gutmütigsten Tone von der Welt, „es fuhr mir nur so heraus, und ich hab's so böse nicht gemeint; verzeihen Sie mir!" – „Von Herzen gern, lieber Matthes", antwortete ich; „aber nicht nur verzeihen, sondern danken muß ich Ihm für Seine gute Lehre. Da ist ein Zwanzigkreuzerstück; trinke Er ein Maß Wein dafür. Er hat Seine Sache gut gemacht!"

Am Abend des folgenden Tages ward ich unvermutet zum Prinzen gerufen mit dem Bedeuten, eine Sonate mitzubringen, die ich von Herrn Trani soeben gelernt hatte. Ich kam. Die Madame Tesi und Bonno waren eben bei ihm. „Nun", redete mich der Prinz an, „du wirst dich vielleicht schon oft gewundert haben, daß ich dich seit eilf Wochen noch niemals spielen ließ; aber ich wollte nur um so mehr deine Fortschritte bemerken. Nun spiele!" –

Digitized by Google

ſpiele!" – Ich ſpielte meine Sonate, zu welcher Hubaczek akkompagnierte, zu ſeiner Zufriedenheit. Er winkte darauf Hubaczek, ſich zu entfernen; da ich aber glaubte, es gälte auch mir, ſo wollte ich mit ihm fort. „Bleib da", ſagte der Prinz, „oder biſt du etwa ſchon ſchläfrig?"

Ich: O nein, Ew. Durchlaucht; es iſt ja noch nicht ſpät.

Er: Wieviel Uhr iſt es?

Ich: Ich will ſehen (indem ich hinausgehen wollte).

Er: Wohin ſchon wieder?

Ich: In die Antichambre, um nach der Uhr zu ſehen.

Er: Dummer Teufel! Kannſt ja nach deiner Uhr ſehen.

Ich: Nach meiner?

Er: Ja!

Ich: Ich habe keine Uhr.

Er: Wie? Du haſt keine?

Ich: Nein, Ihre Durchlaucht.

Er: Und haſt doch deine Lehrſtunden pünktlich gehalten? Wie haſt du das angeſtellt?

Ich: Wenn ich wiſſen wollte, wieviel es an der Zeit war, ging ich nach der Antichambre.

Er: Das iſt ja aber abgelegen.

Ich: Ich habe ja geſunde Füße.

Er: Nun, damit du fürs künftige nicht mehr nötig haſt, wegen der Uhr Treppe auf, Treppe ab zu laufen (hier zog er eine Uhr hervor und gab ſie mir), ſo nimm dieſe und geh nach deinem Zimmer.

Ich küßte dem Prinzen dankbar die Hand und ging nach der Tür.

„He! Apropos!" rief er; „noch eins; komm her! Ich höre, daß du hübſch ſingen und tanzen kannſt und daß

daß du dies von dem Hausknecht Matthes gelernt haſt.“ Das Blut ſtieg mir ins Geſicht und ich verſtummte. „Sei nur ruhig“, ſagte der Prinz; „die Röte deines Geſichts beweiſt, daß du dich ſchämſt, und bürgt mir zugleich, daß du dir alle Mühe geben wirſt, nie wieder ſchamrot zu werden. Übrigens ſehe ich es viel lieber, wenn meine Leute eines muntern Temperaments ſind und Geiſtesgegenwart haben, als wenn ſie phlegmatiſchen Schildkröten gleich ſind, die ſich nicht zu helfen wiſſen. Du haſt zwar gefehlt; aber daß du deinen Fehler auf der Stelle repariert haſt, macht deiner Gegenwart des Geiſtes“ – auf dieſe Worte legte er einen beſondern Akzent – „Ehre. Und nun geh, mein Sohn!“

Welch ein gütiger Mann! Wie fein wußte er ſelbſt dem Knaben zu geben! Und wenn ich auch, wie ich hinterher erfuhr, das Präſent nicht meinen Fortſchritten in der Muſik, ſondern ſeiner Zufriedenheit mit meiner Geiſtesgegenwart verdankte, wovon er ſehr viel zu halten pflegte, ſo war es doch ebenſo klug als ſchonend von ihm, mich in dieſem Glauben zu laſſen.

Digitized by Google

Sechstes Kapitel

Reise nach Schloßhof und mein erster Aufenthalt daselbst / Tragikomische Wolfsjagd / Privat-Schützengilde / Reisende Komödianten / Pergolesis Serva padrona in einer Wagenremise

Schloßhof, wohin der Prinz und der gesamte Hofstaat Anfang Juni abging, war ein herrlicher Sommeraufenthalt. Schloß und Garten waren prächtig, und der Ort schien eine halbe Stadt zu sein. Held Eugen von Savoyen, der im Gedächtnisse jedes patriotischen Österreichers lebt und der seinen Geschmack in der Baukunst an dem Palais Belvedere zu Wien, das jetzt dem Kaiser gehört, bewährt hat, hatte dieses Schloßhof von Grund aus erbaut und eingerichtet. Ein Beweis seiner vorzüglichen Schönheit ist, daß Kaiser Franz so viel Wohlgefallen daran fand, daß er die ganze Herrschaft dem Prinzen abkaufte und sie der Erzherzogin Christine, die er vorzüglich liebte, verehrte.

Einige Tage später kam Herr Trani und mit ihm Herr Pompeati. Letzterer war in seinen jüngeren Jahren einer

Digitized by Google

einer der ersten Solotänzer; als er aber älter wurde und das Theater verließ, gab er Lektion im Tanzen und auch in der italienischen Sprache. Dieser unterrichtete mich und den Pagen Baron Ende im Tanzen und im Italienischen. Letzterer zeigte viel Fähigkeit in beiden; dies war ein Sporn für mich, und ich begriff alles so gut wie er.

Trani brachte mir eine außerordentlich schöne Violine mit, die der Prinz für mich durch ihn hatte kaufen lassen. Ich habe sie, soviel Käufer ich auch von jeher dazu fand, lebenslang behalten und erst vor zwei Jahren meinem ältesten Sohne geschenkt.

Meine Lehrstunden, zu welchen noch das Reiten kam, worin mir wechselsweise der Kavalier des Prinzen, Baron Beust, und der Stallmeister Unterricht gaben, gingen hier wie in Wien ihren ordentlichen Gang fort. Überdies mußte ich bei der Tafel abwechselnd mit dem Pagen aufwarten. Da nun bei derselben wegen der Mad. Tesi größtenteils italienisch gesprochen wurde, so kam mir dieses so wohl zustatten, daß ich mit ihr in einigen Monaten schon ziemlich fertig sprechen konnte. Mit dem Prinzen aber durfte ich keine andere Sprache als die französische reden, um mich auch darin zu üben. Wenn ich nun manchmal ein Wort oder eine Konstruktion nicht recht vorbrachte, so war er immer so gnädig, mich zu verbessern und mich dasselbe noch einmal sagen zu lassen.

Bei dieser Gelegenheit erinnere ich mich eines komischen Vorfalls, den ich zur Kurzweil meiner Leser etwas weitläufig erzählen muß.

Trani hatte die Erlaubnis, zuweilen Hasen und Rebhühner zu schießen; Fasanen aber und anderes Wild zu erlegen war ihm untersagt. Die Tesi erzählte zufälligerweise an der Tafel, daß sie ihn heute früh mit der Flinte habe auf die Jagd gehen sehen. Da ich gerade die

Auf-

Aufwartung hatte, so fragte mich der Prinz auf französisch, ob er schon zu Hause wäre. „Je crois qu'oui", antwortete ich. „Eh bien, allez le demander s'il a pris quelque chose!" – Ich ging auf Tranis Zimmer und fand ihn im Bette. Er lag auf der rechten Seite und hatte einen Schlafrock an. Da er nun von der Wut besessen war, immer deutsch sprechen zu wollen, so jämmerlich er es auch radebrechte, so begann folgender Dialog unter uns.

Ich: Sind Sie krank?

Er: Bin ik justament nik krank, aber bin ik müd come un can da caccia (wie ein Jagdhund), weil ik aben lauff wie der Teuff.

Ich: Aha! Sie liegen nur im Bette, um auszuruhen.

Er: Ma! Muß ik dock in die Bett lieg, weil kann ik nik sitz.

Ich: Der Prinz läßt Sie fragen, ob Sie etwas auf Ihrer Jagd bekommen haben.

Er: Ab' ik schissen eine – eine – wie eißt man una lepre?

Ich: Ein Hase.

Er: Si, si! An Aas, an Aas. Un wenn ik ab schissen, der Aas ab mak an Purzel, un is bleib lieg, un da ab ik lauf hin, um den Aas zu nemm; aber der Aas is aufspring un is marschier ein Stückl, un der ane Fuß aben mack (hier schlenderte er mit der Hand) wickele wackele, un is wieder bleiben sitz, un da aben ik wieder lauff, un da hat die Aas wieder aufspring un is lauff in die dicke Wald, un da ab ik die Aas nimmer find un verlier. Un weil is geweßt so warm un ik ab lauff wie ane Rehbock, ab ik schwitz wie an Bratl bei die Feuer, un statt daß ab ik bekomm ane Aas, ik ab bekomm ane großmächtge Wolf. – Wenn Sie geh nunter, suk Sie die Ausneck, soll mir

mir bring an frische Wasser un ane – ane – wie eißt man spunga?

Ich: Spunga? Das versteh ich nicht.

Er: Aspettate! will ik explizier: Spunga is ane Ding, wenn man leg in Wasser, trink alle Wasser aus, un wenn man darnak nimm in die Hand un druck, spei alle Wasser wieder von sick.

Ich: Vielleicht meinen Sie einen Schwamm?

Er: Si, Si, caro figliuolo! Ane Schbom, ane Schbom.

Ich ging, bestellte alles an den Hausknecht, und während dem Gehen überlegte ich, wie ich das, was ich gehört hatte, dem Prinzen auf französisch sagen sollte. Ich begriff wohl, daß Trani keinen Wolf geschossen haben könne; was er aber damit hatte sagen wollen, verstand ich nicht und war in Verlegenheit. Unterdes, dacht' ich, ich will es anbringen, so gut ich kann; werde ich fehlen, so wird mich der Prinz zurechtweisen. Kaum kam ich zur Tafel zurück, so rief mir der Prinz entgegen: „Eh bien?"

Ich: Mr. Trani est au lit.

Er: Est-il malade?

Ich: Pas justement malade, mais il dit qu'il est fatigué comme il fait chaud aujourd'hui.

Er, mich korrigierend: Parce qu'il fait chaud.

Ich: Parce qu'il fait chaud.

Er: A-t-il tué, a-t-il pris quelque chose?

Ich: Il a tué une lièvre, et la lièvre est tombée. Il est courru pour prendre la lièvre, et quand il est arrivé, la lièvre est courrue de nouveau, et son pied etait en deux.

Er: Fracassé.

Ich: Fracassé. Enfin, la lièvre est entré au bois, et il a perdu la lièvre. Mais au lieu de la lièvre il a pris un très grand loup.

Digitized by Google

Er: Alle Wetter! das iſt charmant! Ganz gewiß iſt das der Wolf, den meine Jäger im vorigen Jahre geſpürt haben und nie zum Schuß bringen konnten.

„Hört Ihr!“ ſprach er zum Büchſenſpanner, der ein Schwabe war: „Trani hat einen Wolf geſchoſſen. Selbſt hat er ihn nicht können nach Hauſe tragen. Geht hinauf, fragt ihn, wo er liegt; laßt ein paar Meier-Pferde anſpannen, fahrt mit und bringt den Wolf gerade ins Schloß, ich will ihn ſehn.“

„I ſo ſchlag der Hagel drein!“ ſagte der Schwabe, indem er gehen wollte. „Wer hätte ſolle denke, daſch es ſo einem Fliegeſchütz gelinge ſollt, mit ſeinem Spritzbüchſel den Wolf zu ſchieße?“ – Ich ſprang ihm aber nach, hielt ihn beim Rocke und ſagte, er möchte nur bleiben; darauf wandte ich mich mit den Worten zum Prinzen: „Verzeihen Ew. Durchlaucht! Ich habe es vielleicht auf franzöſiſch nicht ſo ausgedrückt, wie es Herr Trani ſagte.“ – „Nun ſage es auf deutſch, aber gerade ſo, wie Trani geantwortet hat.“ – „Ja, da möchte es herauskommen wie mit dem Hausknecht Matthes.“ – „Wie das?“ – „Wenn ich ſein Deutſch ſo wiederſage, ſo wird man glauben, ich wolle ihm nachſpotten.“ – „Für diesmal erlaube ich's dir; rede!“

Ich wiederholte alſo den obigen Dialog ſo getreulich als möglich, und der Prinz ſchmunzelte nicht wenig dabei. Als ich aber endlich auf den „großmächtigen Wolf“ kam, da platzte der Prinz mit einem hellen Gelächter heraus und ſchrie: „Nein, nein, den mag ich nicht ſehen – den mag der Teufel ſehen!“ Alles brach mit ihm aus, und dieſe Geſchichte divertierte den Prinzen ſo ſehr, daß er den Trani, ſo oft er ihn zu Geſichte bekam, immer fragte, wieviel er ſchon Wölfe ſeit dem großmächtigen geſchoſſen habe.

Der

Digitized by Google

Der Prinz war ein passionierter Liebhaber und großer Kenner von der Jagd, daher war es kein Wunder, daß auf seiner Herrschaft sowohl die hohe als niedere Jagd im blühendsten Zustande war. Doch konnte er selbst für seine Person seine Jagdlust nicht sonderlich mehr befriedigen, denn das Laufen und Gehen behagte seinen schwachen Füßen nicht mehr. Daher liebte er die Treibjagd auf Rotwildbret am meisten, weil er dabei ruhig auf einem Feldsessel sitzen konnte. Weil nun außer dem Prinzen, der Madame Tesi und dem Baron Beust, die sich dem Wild nicht sonderlich furchtbar machten, niemand jagte, so nahm das Wild überhand und brach durch. Der Prinz ließ daher von sieben aus der Kapelle, worunter Trani und mein Bruder waren, sonntags nachmittags ein Scheibenschießen halten, um sie zu Schützen zu bilden und sie gegen die übermütigen Hirsche zu führen. Da ich mich am ersten Sonntage ebenfalls auch auf dem Platze einfand und über die Manövres meine große Freude bezeugte und Lust äußerte, mit zu schießen, so ließ der Prinz aus der Gewehrkammer von den Markus Zellnerischen Kugelbüchsen Nummer eins holen und war selbst so gnädig, mich zu unterrichten, wie ich mir den Auflegebalken einpassen sollte, zeigte mir, wie man das Pulver auf die Batterie schütten und wie man Absehen und Korn besehen sollte, und siehe, als ich losdrückte, traf meine Kugel einen Zirkel im Fleck. „Ei bravo!" sagte der Prinz; „du trifft ja mehr als Noten!", und sogleich nahm er mich in die Schützengesellschaft auf. Es wurde späterhin aus freier Hand geschossen, und Strümpfe und Schnupftücher wurden als Prämien ausgesetzt. Ich bekam ebenfalls auch meinen Teil davon.

Auch in meiner Lektion im Reiten ging es so gut, daß ich bald des Morgens mit dem Baron Beust, der

 ein

ein vortrefflicher Reiter war, und nachher sogar mit dem Prinzen selber ausreiten durfte. Ich war wie im Himmel. Dazu kam noch eine Unterhaltung, die für mich das non plus ultra war und unstreitig meinem kleinen Talent zur dramatischen Musik den ersten Anlaß gab, so wie sich meine entschiedene Vorliebe für das Theater, die sich zu allen Zeiten meines nachherigen Lebens gleich stark äußerte, sich mit in den ersten Eindrücken gründen mag, die ich in dieser sorglosen, heitern Jugendzeit und bei diesem Zusammenfluß von Umständen und an einem so reizenden Orte wie Schloßhof, bei den ersten Vorstellungen empfand.

Ein gewisser Piloti, Direkteur einer Komödiantentruppe, kam mit seiner Frau und noch einem Akteur in die Taverne gefahren und ließ sich beim Prinzen melden. Er wurde vorgelassen und erzählte, wie er in Preßburg vom November bis Ende Mai spiele, im Sommer aber mit einigen seiner Gesellschaft die kleineren Städte in Österreich bereise; er bitte sich die Erlaubnis aus, auf vierzehn Tage herkommen und vor dem Hofstaat spielen zu dürfen. Auf die Frage, welche Gattung von Stücken er zu geben imstande sei, nannte er eine Menge Lustspiele, auch, setzte er hinzu, habe er die Serva padrona von Pergolesi in Bereitschaft, die er auf vieles Begehren über dreißigmal in Preßburg habe aufführen müssen und wobei er jedesmal das Haus voll gehabt; mit seiner Frau und dem einen Schauspieler sei er im Stande, heute noch dies Intermezzo aufzuführen, weshalb er auch die nötigen Kleider dazu schon mitgebracht habe. Obschon beide keine Italiener wären, so wenig als er, wiewohl er von einem italienischen Vater abstamme, so sprächen sie beide doch im besten Nationalakzent, denn er habe sich dieserhalb um sie viele Mühe gegeben. „Wenn denn also", fuhr

fuhr er fort, „Ew. Durchlaucht das Stück noch heute zu hören befehlen, so kann ich es in jedem Zimmer, wenn ich nur etliche spanische Wände habe, aufführen.“ –

„Meinetwegen“, sagte der Prinz, und sofort ließ er den Haushofmeister kommen und bestimmte die sala terrena dazu, auch befahl er, die drei Gäste anständig zu bewirten.

Nachdem nachher das Intermezzo, der Tempos wegen, mit einigen Violinen durchlaufen war, ward es gegeben, und niemand, weder der Prinz, Mad. Tesi und Bonno noch die ganze Kapelle konnten der Aufführung ihren verdienten Beifall versagen. Nach Endigung desselben ging der Prinz mit dem Direkteur in den Garten und ward mit ihm einig, daß er vom ersten Juli bis letzten Oktober in Schloßhof um einen gewissen Preis täglich, außer jenen vom Hofe verbotenen Tagen, spielen sollte. Der Platz wurde ihm in einer Wagenremise, die Prinz Eugen so schön gebaut hatte, daß sie vielmehr einem Salon glich, angewiesen.

Welche frohe Aussicht für mich! Mit klopfendem Herzen harrte ich der Ankunft der Gesellschaft, von der ich bis dahin so viel ungekannte Freude erwartete, und zählte Tage und Stunden, und es war mir, als wenn der Juni gar nicht zu Ende gehen wollte. Meine Zerstreuung in den Lektionen nahm überhand, und es war hohe Zeit, daß Piloti nicht länger als einige Tage noch auf sich warten ließ. Er brachte eine Gesellschaft von acht Mitgliedern mit, schlug sein Theater auf, das wirklich recht artig und noch im geringsten nicht abgenutzt war, so daß man ihm, wie so oft bei herumwandernden Truppen, überall die Drangsale des Zufalls hätte ansehen können. Mit dem ersten Juli begann richtig die erste Vorstellung, und täglich bis Ende Oktobers wurde gespielt. Der Prinz,

der

Digitized by Google

der nie froh war, wenn er nicht auch Andere an seinen Vergnügungen teilnehmen lassen konnte, erlaubte den freien Zutritt nicht nur seinem gesamten Hofstaat und den Wirtschaftsbeamten, sondern auch jedem Fremden, ja selbst dem Bauernvolk, jedoch letztern nur an Sonn- und Feiertagen.

Bei allen diesen abwechselnden Unterhaltungen, die mir den Aufenthalt in Schloßhof zum Paradiese machten, kann ich doch nicht sagen, daß ich in meinen Studien darüber nachlässig geworden wäre. Sie munterten mich vielmehr auf, und wenn ich dadurch auch keinen Beweis der angeflammten Genialität gegeben haben sollte, die nicht ruht und rastet und selten tut, was sie soll, so bin ich damit sehr wohl zufrieden, und meine Rechtlichkeit, mit der ich mich in Zeit und Geschäfte fand, ist mir in meinem Leben sehr wohl zugute gekommen.

Digitized by Google

Siebentes Kapitel

Ich produziere mich in Wien / Zweckdienliche Epistel für Virtuosen / Kadenzen / Urteil einer Wiener Exzellenz über Mozarts und — Dúlons Phantasien

Anfang November trafen wir wieder in Wien ein. Meine Lehrstunden hatten sich um zwei vermindert, denn Reiten und Tanzen fielen weg; aber ich gewann dadurch mehr Zeit, mich für mich allein üben zu können, und das ist bei dem, der es auf einem Instrumente weit bringen will, wie überhaupt bei allen Dingen, die Hauptsache. In der Musik insonderheit kann man ohne das zu gar nichts kommen.

Trani sagte mir, ich müßte mich nun bereit halten, bei jeder Akademie (wie man in Wien die Konzerte nennt), die der Prinz den ganzen Winter hindurch alle Freitage dem hohen Adel zu geben gewohnt war, mit einem Solo aufzutreten. – „Lokatellische, Zuccarinische und Tartinische Stücke, wie Sie deren haben, sind zum Exerzieren gut, aber nicht zum Produzieren; auch sind sie hier schon zu bekannt. Also werden Sie jedesmal Ferrarische Stücke, von welchen Sie bereits drei Konzerte

zerte und vier Sonaten gelernt haben, spielen. Da aber diese nicht hinreichend sind, so müssen wir uns inzwischen auf neue präparieren, und die Ferrarischen sind gerade die besten zu Studien."

Ferrari, der große Virtuose auf der Violine, war zwei Jahre vorher, ehe ich in die Dienste des Prinzen trat, zu Wien, hielt sich bei dreiviertel Jahr daselbst auf und erntete sowohl beim kaiserlichen Hofe als auch bei der Theaterdirektion sowie bei Privatliebhabern nicht nur den größten Beifall, sondern auch die reichlichste Belohnung ein. Ich habe ihn nie spielen gehört; aber ganz Wien hielt ihn damals für den größten Violinspieler. Seine Konzerte und Sonaten, die ich noch immer im Gedächtnis habe, verdienen heute noch Bewunderung. Bei seiner Anwesenheit in Wien wurde Trani sein Busenfreund; überall, wo Ferrari sich hören ließ, mußte er akkompagnieren. Das wirkte so auf ihn, daß er sich Ferraris Methode, Fingersatz, Strich und Vortrag ganz zu eigen machte. Zur Dankbarkeit für das vielfältige Akkompagnieren erlaubte Ferrari ihm, seine schönsten Konzerte und Sonaten abschreiben zu dürfen.

Ungeachtet Trani schon einige Jahre nicht mehr Solo spielte, hatte er doch die Gabe, seinen Schülern das beizubringen, was er selbst nicht mehr auszuüben vermochte. So kam es denn, daß ich die Ferrarischen Stücke ganz nach dem Geschmack ihres Schöpfers spielen lernte, weshalb mich manche Wiener im Scherz Ferraris kleinen Affen nannten.

Als ich das erstemal vor dem hohen Adel auftrat, ward mein Spielen mit allgemeinem Beifall aufgenommen. Mein Lehrmeister erhielt von allen Anwesenden viele Lobeserhebungen. Einige sagten sogar, daß er an mir einen neuen Ferrari hergestellt habe.

Allein

Allein am andern Morgen, als er zur gewöhnlichen Lektionsstunde zu mir kam, bemerkte ich, daß er etwas auf dem Herzen hatte; denn er machte sich, ehe er anfing, so vielerlei zu tun, was er immer pflegte, wenn er mir eine Epistel zu lesen hatte. Ich glaubte, wir würden uns beide noch von gestern her in gleicher Trunkenheit begegnen, und ich konnte daher seinen kalten Ernst nicht begreifen, auch nicht, daß er von selber mit keinem Wort meiner gestrigen Lorbeeren erwähnte. Auf meine Frage, ob er etwas gegen mich habe, antwortete er: „Nein! Aber wohl gegen das gestrige Publikum, da Sie's doch wissen wollen." – Ich stutzte. – „Dies soll Sie nicht beleidigen", fuhr er fort. „Sie haben sich, mir und dem Prinzen Ehre gemacht; ich bezeige Ihnen darüber auch meine vollkommene Zufriedenheit. Indes hören Sie mir aufmerksam zu und prägen Sie es Ihrem Gedächtnisse ein: Man hat Ihnen applaudiert; aber merken Sie wohl, nur darum applaudiert, weil Sie noch ein Kind sind und man Ihnen weniger Geschicklichkeit zutraute, als man wirklich fand. Hätten Sie in Ihrem sechzehnten Jahre so wie gestern gespielt, so würde man Ihr Spiel nicht einmal bemerkt, noch viel weniger bewundert haben. Man hat mir zwar in Ihrer Gegenwart gesagt, daß ich in Ihnen einen zweiten Ferrari hergestellt habe; aber ich versichere Sie, daß das nicht nur ein bloßes Kompliment, sondern eine offenbare Unwahrheit ist; denn ich sage Ihnen frei heraus, daß Sie bis jetzt noch kaum ein Schatten von dem großen Ferrari sind. Es ist meine Pflicht, Ihnen reinen Wein einzuschenken und damit einem frühzeitigen Dünkel vorzubeugen, der sich nur zu bald einstellt und junge Virtuosen unausstehlich macht. Dagegen verspreche ich Ihnen aber auch und kann es, da ich Ihre Anlagen am besten kenne, daß Sie, wenn Sie mit dem

Fleiß

Fleiß wie bisher fortfahren, in Ihrem sieben- oder achtzehnten Jahre mit Recht verdienen werden, einem Ferrari an der Seite zu stehen. – Suchen Sie", fuhr er fort, „bei jedem großen Virtuosen, es sei in der Violine, Singstimme oder andern Instrumenten, mit aller Sorgfalt auszuspähen, was seine Eigentümlichkeiten sind, worin er vorzüglich exzelliert, und dann bestreben Sie sich, die seltenen und echten Schönheiten nicht sklavisch, sondern auf eine liberale Art nachzuahmen und sich zu eigen zu machen, und lassen Sie sich insonderheit durch Ihr eigenes Gefühl leiten. Dann wird ein Künstler aus Ihnen werden. – Und nun zur Lektion, mein Sohn!"

Bisher hatte mich Trani zu den Ferrarischen Konzerten und Sonaten Kadenzen von seiner eigenen Erfindung gelehrt; da er mir aber ein neues Konzert zum Einstudieren brachte, sagte er, von nun an müsse er mir die Erfindung davon selbst überlassen.

Bei dieser Gelegenheit will ich eine hierher gehörige Bemerkung machen.

Kadenzen (in älteren Zeiten legte man denselben den Namen Capriccio bei) waren damals gänge und gäbe, aber bloß in der Absicht, damit der Virtuos seine Geschicklichkeit, aus dem Stegreif etwas hervorzubringen, zeigen könnte. Nachher aber kam man davon ab, vermutlich deswegen, weil durch die Ungeschicklichkeit des Tonkünstlers manchmal das, was er im Konzerte selber gut vortrug, bei der Kadenz wieder verhunzt ward. Dagegen aber entstand eine neue Sitte, die ich nur beim Fortepiano und an Männern wie Mozart, Clementi und andern großen schöpferischen Genies leiden mag, die, um durch das sogenannte Phantasieren ihre schnelle Empfindungskraft zu zeigen, in ein simples Thema übergehen, das sie alsdann nach allen Regeln der Kunst einige-

Digitized by Google

einigemal variieren. Da fanden sich denn aber sehr bald eine Menge kleiner Männerchen, die das alles wie die Affen nachmachten, und jetzt ist die Variier- und Phantasiersucht so allgemein, daß man überall, wo man in Konzerten ein Fortepiano anschlagen hört, gewiß sein darf, mit verkräuselten Thematen regaliert zu werden. Und es wird einem nun gar übel, wenn man unbärtige Burschen Unternehmungen, worauf sich nur Meister einlassen sollten, waghalsen hört, und man möchte davonlaufen, wenn man ihre mit Katzensprüngen und anderm tollen Zeuge angefüllte unreifen Hirngeburten mit ansehen muß.

Wie ärgerte ich mich, als ich vor einigen Jahren einen Dülon mit seiner Flöte hintreten sah und sein Phantasieren mit anhörte, in welchem er, mit meinem ehrlichen krummbeinigen Hausknecht zu reden, allerhand Schnirkel und Kribrefax herdudelte und mit Variationen – nota bene – ohne irgendein Akkompagnement endigte! – Indes, gerade als wir, Kozeluch und ich, uns einander wechselseitig unsern Unwillen darüber äußerten, fielen uns Se. Exzellenz der Graf N. N. allergnädigst ins Wort: „Messieurs! Sie sind beide Diktatoren in der Musik; müssen Sie nicht selbst eingestehen, daß nunmehr die Musik auf den höchsten Gipfel gestiegen sei? Denn, daß sich ein Mozart hinsetzt und auf einem harmoniereichen Fortepiano phantasiert, das ist keine Kunst; aber daß ein Flötraversist uns auf seinem sterilen Instrumente das nämliche leistet, was Mozart tut (oho! dachte ich), ist das nicht zum Erstaunen? Was sagen Sie dazu, Messieurs?" – „O ja, sehr zum Erstaunen", sagte ich etwas sehr laut lachend, denn mir fiel gerade Blumauers Beschreibung von den Exzellenzen auf der Insel der Circe ein. Kozeluch hingegen sagte mit seiner gewöhnlichen Professormiene:

Digitized by Google

miene: „O tempora, o mores!“ – Das sonderbarste war, daß Se. Exzellenz weder mein Lachen noch Kozeluchs Exklamation verstand und bei seinem wiederholt nachher gefällten Urteile hinzusetzte, Kozeluch und Dittersdorf wären vollkommen auf seiner Seite. Bravo!

Doch nun wieder zur Geschichte.

Im Dezember desselben Jahres kam Gluck nach Wien. Schon wußte der Prinz durch seinen Korrespondenten, welchen Beifall dieser würdige Mann in Italien erworben hatte. Eben dieser Korrespondent hatte dem Prinzen einige Wochen vorher die Partitur von der bekannten Arie: Se mai senti spirarti sul volto etc., durch welche Gluck in ganz Italien so viele Sensation erregte, geschickt. Der Prinz ließ sie durch Mademoiselle Heinisch, eine in Wien sehr berühmte Kammersängerin, vortragen, und sie wurde allgemein bewundert. Eine ganz natürliche Folge davon war es, daß der Prinz den Gluck von Person zu kennen begierig ward. Dies wurde durch Bonno veranstaltet, der ihn dem Prinzen vorstellte.

Gluck war im Umgange ein jovialer Mann und besaß auch außer seinem Fache Welt und Lektüre, daher wurde er bald ein Hausfreund des Prinzen. Bei den Akademien, von welchen immer des Abends vorher eine Probe gehalten wurde, damit alles, besonders neue Sachen, recht ordentlich und akkurat gehen sollten, setzte sich Gluck mit der Violine à la tête. Am Probe- und Konzerttage wurde des Prinzen Kapelle mit einer beträchtlichen Anzahl der gewähltesten Orchesterspieler verstärkt; daher war es kein Wunder, wenn unsere Akademien in ganz Wien für die besten anerkannt wurden.

Im Singen traten gewöhnlich auf: Mad. Tesi, die wir schon kennen, Mlle. Heinisch, die eine wunderschöne Sopranstimme hatte und dabei auch bildschön war. Unge-

geachtet man ihr die größten Anerbietungen machte, so war sie doch nie zu bewegen, sich auf einem öffentlichen Theater zu engagieren; bei Kammermusiken aber ließ sie sich für ein Douceur hören. Der Prinz hatte sie ein für allemal für seine Winterkonzerte engagiert. Ferner sang Hr. Joseph Fribert, ein Tenorist, den Bonno gebildet hatte und der in wirklichen Diensten des Prinzen war. Auf Instrumenten ließen sich gewöhnlich hören: Hr. Gentsch auf dem Violoncello; Hr. Tüne auf dem Fagott; Hr. Schmit auf der Hoboe sowie auch auf dem englischen Horn; beide Hubaczek auf dem Waldhorn, zuweilen einzeln, zuweilen a due, und endlich meine Wenigkeit. Außerdem aber, wenn ein Virtuos, es sei im Singen oder auf einem Instrumente, nach Wien kam und den Beifall des Publikums in Wahrheit verdiente, so mußte Bonno vorher des Preises wegen mit ihm einig werden, und dann ließ ihn der Prinz kommen. Daher geschah es, daß ich bei unsern Akademien eine Gabrieli, einen Guarducci, Mansoli im Singen; einen Pugnani, Van Maldre auf der Violine; einen Besozzi auf der Hoboe; einen Le Claire auf der Flöte; einen Stamitz, Leutgeb auf einzelnem Waldhorn und dergleichen seltene Virtuosen mehr zu hören bekam.

Gluck ließ dem Prinzen viele seiner Kompositionen, als Sinfonien und Arien, abschreiben, und jedes Stück von der Feder dieses würdigen Komponisteurs war ein neuer und delikater Ohrenschmaus für uns.

Graf Kaiserling, der damalige russische Botschafter in Wien, war ein intimer Freund des Prinzen. Als er eines Tages bei dem Prinzen en ami speiste, verfiel der Diskurs auf die Musik. „Apropos!“ sagte Kaiserling, „endlich sind die bei Benda in Berlin bestellten zwölf Konzerte für die Violine angekommen.“

„So?“

Digitized by Google

„So?“ sagte der Prinz. „Wer hat sie denn gespielt?“

Kaiserling: Ein gewisser Reinhard.

Prinz (zum Bonno): Kennen Sie den Reinhard?

Bonno: Ja, Ew. Durchlaucht.

Prinz: Was ist das für ein Mann?

Bonno: Hm! Er ist kein Hexenmeister; es gibt wohl noch viel bessere hier.

Kaiserling: Ei, das wäre? Ich habe doch den Kapellmeister vom hiesigen Dom ersuchen lassen, mir den ersten Violinisten herzuschicken; und der muß doch wissen, wer der beste in Wien ist.

Bonno: Ei, da hätten Ew. Exzellenz nicht den ersten, sondern den besten verlangen sollen. Reinhard ist zwar der erste Violinist bei St. Stephan, aber nicht der beste in Wien.

Kaiserling: Indessen hat doch Reinhard die sechs Konzerte, die ihm vorgelegt wurden, nicht nur a vista getroffen, sondern auch recht artig und nett vorgetragen.

Bonno: Wundert mich sehr – Bendaische Konzerte – –

Kaiserling: Sind aber auch nicht so schwer als die, welche er für sich selbst gesetzt; denn ich habe vom Fürsten N. in Petersburg die Kommission übernommen, diese Konzerte nicht in seinem, sondern in meinem Namen zu bestellen; daher hat sie auch Benda an mich hierher und nicht nach Petersburg adressiert. Ich werde sie mit dem nächsten Kurier expedieren. Wenn aber (zum Prinzen) Ew. Durchlaucht Belieben tragen, sie zu hören, so bestellen Sie Ihre Kapelle und ich bestelle den Reinhard, dann können wir heute abend sechse und morgen abends die andern hören.

Der Prinz: Warum nicht alle zwölf noch heute?

Kaiser-

Kaiſerling: Das geht nicht; Reinhard hält es nicht aus. Denn als er geſtern bei mir die erſten ſechſe geſpielt hatte, war er müde genug und konnte nicht mehr.

Prinz: Ja, das iſt was anders. Daran dachte ich nicht.

Graf Kaiſerling fuhr nach der Tafel nach Hauſe, beſtellte Reinhard zum Prinzen, und dieſer ſpielte die erſten ſechſe denſelben Abend. Wir alle, ſelbſt Bonno, Gluck und Trani waren über die Schönheit der Konzerte entzückt, und Reinhard hatte ſie in der Tat ſehr ſauber und niedlich vorgetragen; nur war mir's nicht recht, daß er, wenn Kadenzen vorkamen, keine machte, ſondern gleich in den Triller überging.

Den Tag darauf ſprach der Prinz, wie mir vom Baron Ende, der das Aufwarten hatte, erzählt ward, mit Gluck und Bonno über dieſe Violinkonzerte und lobte den Reinhard. „Hm!" verſetzte Bonno, „ich wette, Karl hätte ſie ebenſo gut geſpielt."

Der Prinz: Das wäre der Teufel!

Bonno: Ja! Ich ſtehe dafür.

Prinz (zu einem Bedienten): Holt mir den Karl! – Ich kam.

Prinz (zu mir): Haben dir die Bendaiſchen Konzerte gefallen?

Ich: O ja, Ew. Durchlaucht! Sie ſind wunderſchön.

Prinz (ſchmunzelnd): Aber ſchwer.

Ich: Ich dächte nicht; die Paſſagen liegen gut in der Hand.

Prinz: Wie kannſt du das ſagen, da du noch keins geſpielt haſt?

Ich: Das wäre nicht gut, wenn ich das nicht vom bloßen Hören wiſſen ſollte.

Gluck: Dice bene, ha ragione.

Prinz:

Digitized by Google

Prinz: Hättest du wohl Courage, die andern sechse vom Blatte zu spielen?

Ich: Wenn sie nicht schwerer sind als die gestrigen, warum nicht?

Prinz: Wenn ich nun dem Gesandten sagen ließe, ich wollte ihm statt des Reinhard einen andern Violinisten stellen?

Ich: Tun das Ew. Durchlaucht immerhin.

Prinz: Wenn du aber stecken bleibest und ich darnach zuschanden würde?

Ich: Da will ich auf acht Tage zum Portier in Arrest bei Wasser und Brot gehen.

Gluck (zum Prinzen): Mi piace la presenza di spirito di questo ragazzo.

Bonno (lachend zum Gluck): Oh, das hat Karl so gut verstanden, als wenn Sie es deutsch gesagt hätten.

Gluck: Nun, desto besser.

Der Prinz sandte auf der Stelle zum Grafen, und zu mir sagte er: „Nun geh und sieh zu, ob deine Violine gut im Stande ist."

Ich: Oh, das ist sie immer. Herr Trani hat mir ein für allemal gesagt, ein Violinist müsse des Abends nie schlafen gehen, ohne vorher sein Instrument untersucht zu haben, ob auch eine falsche Saite darauf sei; die reine, die er dafür aufziehe, könne sich über Nacht ausdehnen und den andern Tag desto besser Stimmung halten.

Gluck lächelte zufrieden.

Ich ging auf mein Zimmer, nahm meine Violine und präparierte mich zu Kadenzen, sowohl in der harten als weichen Tonart. Trani kam dazu, schüttelte mit dem Kopf, als er von meinem Wagstück hörte, aber sprach mir doch Mut ein und empfahl mir die strengste Aufmerksamkeit.

Die

Digitized by Google

Die Musik begann, ich spielte die andern sechs Konzerte, die Reinhard noch nicht gespielt hatte, mit der möglichsten Anstrengung durch und unterließ nicht, an Orten, wo es angezeigt war, förmliche Kadenzen anzubringen. Aus dem Gespräche der sämtlichen Zuhörer, unter welchen Gluck sich am lebhaftesten äußerte, bemerkte ich, daß man das nicht erwartet hatte und zufrieden war. Als ich Trani fragte, ob ich den Prinzen wohl um die Erlaubnis bitten könnte, die andern sechs auch noch zu spielen, so sagte er zwar: „Wenn Sie nur nicht mit den letztern wieder verderben, was Sie mit den erstern gutgemacht haben"; indes als ich darauf bestand, so ging er mit den Worten: „In nome di Dio!" zum Prinzen. Kurz, ich spielte sie ebenfalls durch, und sie kamen mir nicht halb so schwer an.

Was hierüber gesprochen wurde, verschweige ich, damit ich nicht des Eigenlobes beschuldigt werde. Ich frage aber jeden Unparteiischen, wer verdiente eigentlich Lob dafür? Unstreitig mein Lehrmeister, der sich so redliche Mühe um mich gab, insonderheit aber der gute Herr, der so viel aufwendete und sich meine Kultur so angelegen sein ließ. Und doch, diesen meinen braven Wohltäter — — doch ich mag mir nicht vorgreifen.

So schön mir das alles nun gelungen war, so blieb doch wie gewöhnlich die Epistel meines wackern Lehrers nicht aus. „Ehre dem Ehre gebühret!" sagte er, als er am folgenden Morgen zur Lehrstunde kam. „Sie haben sich gestern brav gehalten, und ich bezeuge Ihnen hierüber meine aufrichtige Freude. Aber, aber! Hüten Sie sich, dergleichen Wagstücke öfters zu versuchen. Ich habe schon manchen kapitalen Virtuosen dabei straucheln und sich um seine Reputation bringen sehen. Daß Sie gestern gut fortgekommen sind, haben Sie bloß dem blinden

Glücke zu verdanken. Ich will den Fall setzen, während dem Spielen und gerade ein paar Takte vor den Arpeggios, die fast in jedem dieser zwölf Konzerte vorkommen, wäre Ihnen eine Saite gerissen. Wie hätten Sie viersaitige Arpeggios auf drei Saiten bei einem Konzert, das Sie nicht nach meine Methode einstudiert haben, exekutieren oder aus dem Stegreif variieren können? Mußten Sie nicht steckenbleiben? Ich habe Sie zwar bei Ihren Exerzitien sich stets auch auf den Fall mit drei Saiten präparieren lassen; aber bei Sachen, die Sie gar nicht kennen, ist das beim Teufel doch wohl etwas anderes? – Ich bitte, das nicht für ungut zu nehmen."

In der Tat ließ dieser vortreffliche und vorsichtige Lehrmeister mich allemal, wenn ich mein Konzert mit aller Präzision vorzutragen gelernt hatte, dasselbe noch einmal auf drei Saiten spielen, und diese Übung ist mir in meiner Virtuosenlaufbahn späterhin sehr oft zustatten gekommen.

Der Prinz fuhr oft und meistenteils des Vormittags nach Hofe. Einmal kam er mit der Nachricht von dort zurück, der Kaiser habe ihm versprochen, ihn mitten im künftigen Juli mit der Kaiserin und einigen der ältesten Erzherzöge und Erzherzoginnen auf einige Tage in Schloßhof zu besuchen. Er entschloß sich daher, statt wie gewöhnlich Anfang Juni schon Anfang April mit allen seinen Leuten dorthin zu gehen, um die gehörigen Anstalten und Vorbereitungen zur Bewirtung und zum Vergnügen dieser hohen Gäste zu treffen. Es wurden daher noch verschiedene Leute angenommen, z. B. ein Ingenieur, ein Maler, ein Bildhauer ꝛc. Die Kapelle wurde um fünf Personen verstärkt, nämlich mit einem Kontrabassisten, einem Violoncellisten und drei Violinisten, unter

Digitized by Google

unter welchen letztern mein jüngerer Bruder Alexander war, der sich bereits zum fertigen Orchesterspieler gebildet hatte. Der Prinz gab ihm den Offiziantentisch und meinem ältern Bruder eine monatliche Zulage von zwölf Gulden, wofür er dem Alexander fernern Unterricht in der Violine geben, ihn kleiden und auf seinem Zimmer wohnen lassen sollte. Die Kleidung jedoch übernahm mein Vater.

Digitized by Google

Achtes Kapitel

Demoiselle Starzer / Thereſe Teiber / Vorbereitungen / Bauernballett / Die Geſchichte mit vier Dudelſäcken

Bei unſerer Ankunft in Schloßhof wimmelte ſchon alles von Profeſſioniſten und Künſtlern, Zimmerleuten, Tiſchlern, Malern, Lackierern, Vergoldern uſw., und überall, wo man ging, ſtieß man auf Leute, die geſchäftig durcheinander liefen und ſich's um die Herrſchaften, die da kommen ſollten, herzlich ſauer werden ließen.

Bonno hatte ſchon längſt den Auftrag vom Prinzen, zwei dramatiſche Stücke von Metaſtaſio in Muſik zu ſetzen, und Gluck hatte ebenfalls ein Metaſtaſiſches Stück, Il ballo chinese, zu komponieren übernommen, welches letztere nur ſo lange ſich zögerte, weil der Dichter es noch einmal auf Verlangen des Prinzen umarbeiten mußte, der außer den drei Weiberrollen, woraus das Stück nur beſtand, noch eine Männerrolle hinzugeſetzt haben wollte. Gluck kam daher erſt mitten im Mai nach. – Außer den gewöhnlichen Sängerinnen kam auch noch eine

eine Mlle. Starzer mit, eine Schweſter des berühmten Ballettkomponiſten gleichen Namens, deſſen Arbeiten nicht nur in Wien und Paris, ſondern auch in Petersburg, woſelbſt er über acht Jahre war, erſtaunendes Glück und Beifall fanden und reichlich belohnt wurden. Dieſe Sängerin hatte eine tiefe Contr'altſtimme und ſang vortrefflich. Bonno hatte ſie gebildet, und damit iſt alles geſagt. Welche außerordentliche Gabe dieſer Mann gehabt habe, Sänger zu bilden, davon könnte ich viele ſeiner Lehrlinge zum Beweiſe anführen; um aber alles mit einem Male geſagt zu haben, will ich nur die einzige große – große Sängerin Thereſe Teiber nennen, die nicht nur in Wien und Dresden, ſondern auch in London und ſelbſt in Italien die unerhörteſte Senſation gemacht hat und ebenfalls ſeine Schülerin war.

Je näher die Zeit des kaiſerlichen Beſuchs heranrückte, je größer wurde unſere Beſchäftigung, und die Opernproben kamen in lebhaften Gang. Unter andern Spektakeln hatte der Prinz beſchloſſen, ein Bacchantenfeſt zu geben, wobei ein komiſches Karuſſell, ein Ballett und eine cuccagna vorgeſtellt werden ſollte. Die Rollen der Karuſſellritter, Tänzer und Tänzerinnen, Satyrn ꝛc. ſollten Bauernburſche und Bauerndirnen übernehmen. Zum Ballett wurden einundzwanzig Paare beſtimmt, und Pompeati hatte dasſelbe erfunden und komponiert. Um aber dem Bauernvolk die vielen und wirklich ſchweren Touren begreiflich zu machen, mußten vierzig Perſonen vom Hofſtaat das Ballett erſt einſtudieren; alsdann nahm jeder von uns, je nachdem wir zu Männern oder Weibern beſtimmt waren, ſeinen Burſchen oder ſeine Dirne und trippelte ſo oft und ſo viele Tänze mit denſelben herum, bis ſie alle die Touren vollkommen begriffen hatten. Ungeachtet tagtäglich daran gearbeitet wurde,

Digitized by Google

wurde, so verstrichen doch über drei Wochen, ehe das zustande kam. Die Melodie, die ganz simpel war, hatte ich nach dem Zeitmaß, das mir unser Ballettmeister Pompeati vorträllerte, aufgesetzt, und bei den Proben wurde sie auf einer solitären Violine gespielt.

Einstmals, als wir wieder probierten, sagte der Prinz: „Nun müssen wir doch auch auf ein Orchester, das ebenso komisch als das Ballett ist, bedacht sein." Er ließ die Kapelle vortreten und forderte jeden auf, seine Meinung zu sagen. Selbst Gluck und Bonno wurden zu Rate gezogen. Einer schlug dies, der andere jenes vor. Als nun die Reihe an mich kam und ich meine Stimme geben sollte, sagte ich, ich wäre im vorigen Jahre mit Baron Beust nach dem Dorfe, Hof an der March genannt, spazierengeritten, und als wir an das Wirtshaus gekommen, sei eine Hochzeit da gewesen, bei welcher zwei Dudelsäcke zum Tanz gespielt hätten; der eine große, den man sonst einen polnischen Bock nennt, sei um eine Oktave tiefer gewesen als der kleine und beide hätten zusammen einerlei Melodie gespielt. „Wie wäre es", fuhr ich fort, „wenn man alle große und kleine Dudelsäcke, die auf den umliegenden Dörfern zusammenzubringen sind, dazu nähme? Es würden sich leicht viere darunter finden lassen, die zusammen stimmten; – und diese würden hinlänglich sein, den ganzen Schloßplatz auszufüllen." –

„Dein Einfall ist unter allen der beste", sagte der Prinz; „aber ich befürchte nur, daß die Kerls die nämliche Melodie zu blasen nicht imstande sein werden." – „Darüber habe ich keinen Kummer", antwortete ich; „denn die Melodie besteht ja nur samt der Repetition in zweiunddreißig Takten." – „Gut", sagte der Prinz; „besorge das, so will ich dich darum loben."

Nach

Nach geendigter Ballettprobe gab ich dem Verwalter den Auftrag, daß er sogleich auf jedes Dorf einen Expressen schicken, alle Dudelsäcke und polnischen Böcke auf der ganzen Herrschaft zusammentreiben und sie um fünf Uhr nachmittags in die Taverne bestellen möchte. Dieser Auftrag ward so gut ausgerichtet, daß ich um die festgesetzte Zeit wirklich mehr als ein Dutzend solcher Dudelsackvirtuosen beisammen hatte. Es glückte mir sogar, zwei kleine und zwei große darunter zu finden, die genau stimmten. Diese behielt ich, und die andern schickte ich wieder fort. Nun holte ich meine Violine und spielte den vier Leuten die Melodie so lange vor, bis sie selbige vollkommen inne hatten. Als es damit richtig war, befahl ich ihnen, über Nacht hierzubleiben, bis ich sie morgen frühzeitig abholen würde.

Am folgenden Morgen früh um fünf Uhr – denn um halb sechs fing immer die Ballettprobe an – lief ich in das Wirtshaus, fand meine vier Windbeutels, ließ mir die Melodie von ihnen noch etlichemal vorrasaunen, und siehe, sie ging nach Wunsch. Nun nahm ich sie mit mir, versteckte sie hinter einem der Schloßflügel, die den Platz formierten, und befahl ihnen, ganz stille zu sein und zu warten, bis ich sie rufen würde.

Endlich kam der Prinz zur Probe. Sogleich rief er mich und sagte: „Vergiß nicht deine Kommission mit den Dudelsäcken!“ – „Schon alles richtig, Ew. Durchlaucht“, antwortete ich; „sie sind schon da.“ „Wo?“ fragte der Prinz. – „Ich will sie gleich herbringen“; und damit lief ich spornstreichs um die Ecke herum. „Holla; kommt mit mir“, sagte ich zu den Dudlern, „und blast immer hinter mir her!“ Gesagt, geschehen. Sie strengten sich mit entsetzlicher Wut an, und der Prinz konnte die Melodie schon von weitem hören. Wie wir um die Ecke waren, brach

Digitized by Google

brach ich jubilierend los und machte lustige Bocksprünge vor ihnen her. Als sie mich so tanzen sahen, glaubten die Narren, sie müßten es ebenso machen, und hopsten wie toll immer hinterdrein. Das machte mich selber so ausgelassen, daß ich, um sie zu äffen, die Sprünge in die Kreuz und Quer verdoppelte, und je ärger ich's trieb, desto ärger machten sie mir's nach. Ihr respektvoller Diensteifer war ohne Grenzen. Kurz, wie musizierende tolle Böcke kamen wir alle fünfe dahergesprungen, daß dem Prinzen die Tränen vor Lachen in den Augen standen. Das Chor der Ballettänzer schrie laut auf, und alles wieherte umher. „Brav, närrischer Junge!" sagte der Prinz höchst erfreut, „du hast deine Sache vortrefflich gemacht"; und damit griff er in die Börse und verehrte mir sechs blanke Dukaten. – Nun ging's über das Ballett her, und nach fünf bis sechs Proben stimmten Dudelsäcke und Bauernfüße gar herrlich zusammen. Kurz, die Sache war im besten Gange.

Bald nachher erhielt ich einen Auftrag, der mehr Schwierigkeiten zu haben schien, den ich aber ebenso glücklich ausführte. Bei einer Probe von Bonnos Drama ‚Il vero omaggio' sagte der Prinz: „Es ist schade, daß der letzte Vers nicht von einem Chore wiederholt wird." „Wohl freilich", antwortete Bonno, „aber wo nehmen wir Sänger her?" – „Ich habe", sagte der Prinz, „fünf Pfarreien auf meiner Herrschaft, folglich auch so viele Schulmeister; jeder hat doch, außer ihm, noch Buben und Mädel, auch einen Schulgehilfen, und da wären leicht zwanzig Choristen aufzubringen." – „Für den Platz, für den sie bestimmt sind", antwortete Bonno, „möchten aber wohl ihrer vierzig nicht zuviel sein." – „Nun wohl, so läßt man dergleichen Sänger um die letzten Tage von Preßburg kommen. Indes will ich die Kom-

Kommiſſion, die Schulmeiſter mit ihren Leuten abzurichten, dem Karl auftragen." – Ich erhielt ſie und beſorgte alles ſo gut, daß der Prinz nicht nötig hatte, Sänger von Preßburg kommen zu laſſen, wie man ſpäter erſehen wird.

Nun wurden die nötigen Arrangements zur Aufnahme der kaiſerlichen Familie getroffen. Zur Sicherheit und zur Erhaltung der guten Ordnung bat ſich der Prinz vom kommandierenden General zu Wien zwei Kompagnien Infanterie und eine Eskadron Kavallerie aus. Vierzig von den erſten beſetzten die Poſten, und die Kavalleriſten wurden zu den Spektakeln beſtimmt, die in entlegenen Orten gegeben werden ſollten, wovon beſtändig viere Tag und Nacht um den Bezirk patrouillieren und auf Feuersbrunſt achthaben ſollten. Dieſe kleine Brigade kampierte auf der Hutweide.

Digitized by Google

Neuntes Kapitel

Kaiser Franz in Schloßhof / Bauernchor von zweihundert Stimmen, zum Teil auf Bäumen / Wasserkarussell / Das schwimmende Gärtchen / Chinesische Oper von Gluck / Seltene Dekoration Abfahrt der kaiserlichen Familie

Der bestimmte Tag erschien in seiner Glorie – es war das herrlichste Wetter von der Welt, und um ein Uhr mittags trafen die erhabenen Gäste mit ihrer Suite, die in einigen ihrer Favoriten vom hohen Adel bestand, in Schloßhof ein. Es waren der Kaiser, die Kaiserin, Erzherzog Joseph, Erzherzog Karl, Erzherzogin Mariane und Erzherzogin Christine. Von der Suite aber waren Fürst Salm, die Oberhofmeisterin und noch sechs andere Kavaliere und Damen. Das übrige zur Bedienung bestimmte Gefolge war nicht sehr zahlreich.

Der Einzug geschah ohne alles Geräusch. Nichts von Triumphbogen, Böller-, Kanonen- oder Mörserschüssen, Trompeten und Pauken und Jubelgeschrei. Geflissentlich hatte der Prinz allen diesen Prunk vermieden, damit die andern Spektakels desto überraschender sein

ſein ſollten. Er ſelbſt allein mit dem Hofkavalier Beuſt empfing ſie unter dem Haupttore.

Nach eingenommenem Mittagsmahle fuhr man nach Niederwenden, und als der Prinz die hohen Gäſte von einer Partie zur andern endlich an ein lebendiges Theater, das im Hintergrunde die prächtige Ausſicht bis nach dem blauen Gebirge von Preßburg gab, begleitet hatte, begann die Ouvertüre von dem Drama, während welcher eine Menge Bauernvolks hervordrang und zum Teil in einer Entfernung ſtehenblieb, zum Teil aber auf die Bäume kletterte, welches dem Kaiſer ſehr wohl gefiel. – Wie ward er aber angenehm überraſcht, als das geſamte Bauernvolk, Männer, Weiber, Jungen und Mädchen, das rings umherſtand und auf die Bäume geklettert war, die letzte Strophe des Dramas, ſooft ſie vorkam, in einem Chor von mehr als zweihundert Stimmen ſo richtig und rein wiederholten, als wenn es Sänger von Profeſſion geweſen wären! Dieſer Chor tat eine ſo außerordentliche Wirkung, daß die Senſation davon allgemein war und der Kaiſer nicht ohne Rührung blieb.

Überhaupt war der Kaiſer ein Herr, der Natur und Einfachheit liebte und dabei mit ebenſoviel Feinheit und Güte ſprach und handelte. Als der Prinz ſich einmal entfernen wollte, ſich umzukleiden, ſagte er mit vieler Bonhomie: „Ei was, umkleiden! Wenn Sie mir, mein Prinz, erlauben, daß ich heute ſo bleiben kann, wie ich bin, ſo werden Sie mir einen Gefallen tun, wenn Sie's auch ſo machen; ich wäre ja ſonſt der einzige aus der Geſellſchaft, der ungeputzt iſt, und da würden mich ja die Leute einen Sonderling nennen." – „Und ich", ſagte die ebenſo liebreiche Kaiſerin, als er ihr das erzählte, „würde Sie auch im Pilgerhabit als meinen vorzüglichſten Freund ſchätzen."

Es

Es ist mir ebenso unmöglich, als ich mir wenigen Dank bei meinen Lesern verdienen würde, wenn ich von allen den mancherlei Festivitäten, Feuerwerken, Bacchantenfesten, Jagden ꝛc., die hierherum angestellt wurden, eine weitläufige Beschreibung geben wollte. Doch kann ich nicht umhin, eins und das andere davon mit einigen Worten auszuheben, weil ich, von meinem jetzigen traurigen Zustande gequält, darin eine Erheiterung finde, meine Phantasie auf diesen Szenen der frohen Jugendzeit ruhen zu lassen, und ich mir versprechen darf, daß meine Leser davon einiges Vergnügen haben werden. Auf einer Reise durch ein fremdes Leben – und das ist jede Biographie – läßt man gern einmal seinen Gesellschafter und Führer allein und unterhält sich zur Veränderung auch von andern Dingen.

Also ich will von einem Wasserkarussell erzählen, das auf einem Weiher zu Kroissenbrunn gegeben wurde, den Prinz Eugen angelegt und mit großen Quaderstücken hatte ausmauern lassen und der achtzig Schritte breit und hundert lang war. In dem Mittelpunkte der Länge dieses Weihers waren auf den beiderseitigen Gestaden zwei eine halbe Klafter hohe Galerien gebaut. Auf jeder derselben saßen ein Chor Trompeten und Pauken nebst andern Blasinstrumenten, welche sich wechselsweise hören ließen. Im Weiher selbst, drei Klafter vom Gestade, standen zu beiden Seiten in einer gleichmäßigen Entfernung acht Postamente, jedes eine Klafter breit und anderthalb hoch; diese waren steinfarb angestrichen, und in jedem Felde dieser Postamente waren bronzierte Fratzenköpfe angebracht. Auf den ersten zwei Postamenten standen gegenüber zwei lebendige Bären, als Pantalons angezogen; auf den zweiten zwei wilde Schweine als Kolumbinen; auf den dritten zwei große Ziegenböcke

als

Digitized by Google

als Harlekins und auf den vierten zwei außerordentlich große Bullenbeißer.

Man kann sich leicht den Kontrast vorstellen, den das Brummen der Bären, das Grunzen der Schweine, das Meckern der Ziegenböcke und das Geheule und Gebelle der Hunde mit der immer fortlaufenden Musik machten. Alle diese Masken standen in der ihnen angemessenen Positur und Attitüde da.

Auf den zu beiden Seiten des Weihers romantisch liegenden Hügeln standen einige Tausende von Zuschauern. Dem Angelhause gegenüber präsentierte sich eine auf Säulen ruhende Galerie mit durchsichtigen Geländern. Sie war nur von Brettern, aber der berühmte Theaterarchitekt Quaglio, den man mit Recht il Bibiena redivivo (den wieder aufgelebten großen Architekten cavaliere Bibiena) nannte, hatte sie so optisch gemalt, daß jedermann sie in dieser Entfernung für ein von Stein errichtetes Gebäude halten mußte.

Nachdem der Prinz seinen Gästen Zeit genug gelassen hatte, sich an dem Anblick aller dieser Gegenstände zu weiden, gab er mit einem weißen Tuche das Zeichen, und das Spektakel begann.

Zwei Gondeln kamen zu beiden Enden der Galerie heraus und gegen das Angelhaus gefahren. Auf jeder der Gondeln waren vier nach Art der venezianischen Gondolieri gekleidete Personen. Einer ritt vorne auf dem Schnabel der Gondel und hatte Lanzen, Spieße und andere dergleichen Gerätschaften querüber vor sich liegen. Zwei andere ruderten, und hinten saß der Steuermann, welcher der Gondel jede beliebige Wendung geben konnte. Diese zwei Gondeln avancierten und machten ihre verschiedenen Touren nach Art der Karussells um die Postamente herum. Bald darauf kamen zwei andere, sodann

Digitized by Google

dann wieder zwei und endlich die letzte. Hierdurch wurden ihre Touren achtfach verstärkt, und sie gingen so akkurat, daß sie selbst der beste Ballettmeister mit seinen Figuranten auf einem Theater nicht besser hätte machen können. Nachdem die acht Gondeln ihre Touren gemacht, rangierten sich dieselben einander gegenüber und hielten ein Turnier, wobei jeder der auf dem Schnabel sitzenden Wasserritter vier bis fünf Lanzen brach; sodann machten sie wieder eine Tour um die auf den Postamenten stehenden komischen Akteurs. In einem Tempo schlug jeder mit einem Stab bewaffnete Ritter nach den Fratzengesichtern. Durch diesen Schlag gab der darunter angebrachte Ressort nach, und eine Falltüre sank herab. Da nun in jedem dieser inwendig hohlen Postamente eine große Anzahl von weißen Enten und Gänsen, auch in jedem ein Schwan befindlich war, so kann man leicht denken, mit welcher Hastigkeit jedes dieser gefiederten Wassertiere ihrem Elemente zueilten. Jedes derselben hatte eine Marionette auf sich reiten. Diese Marionetten waren verschiedene Figuren nach Proportion der Schwimmtiere, als Pantalons, Harlekins, Anselmos, Dottores, Leanders, Pasquins, Skaramouches und dergleichen Karnevalsmasken.

Bald darauf schienen die Turnierritter in Uneinigkeit zu geraten, ergriffen Keulen und drohten einander damit. Die Gondeln fuhren in einer geflissentlich wilden Unordnung herum. So oft eine der andern begegnete, tauchten die Ritter ihre Keulen in den Weiher – welches eigentlich Handsprützen waren, welchen man die Form der Keulen gegeben hatte – und besprützten einander. Sooft sie nahe an ein Postament kamen, gaben sie den darauf befindlichen Statisten ihre ganze Ladung auf die Schnauze, wodurch denn alle diese Tiere über die Unhöflichkeit ein

lau-

Digitized by Google

lautes Geschrei erhuben. Man kann sich den Effekt davon für das Ohr vorstellen, zumal da die zu beiden Seiten befindlichen Musikanten den Befehl hatten, jedesmal, sobald der Scharmützel losging, aus einem andern beliebigen Tone zu blasen. Da schmetterte denn ein Trompeter aus dem D, ein anderer vermittels Krummbögen aus dem C, ein dritter aus dem E la fa. Die Pauker hatten ihre Pauken teils nachgelassen, teils angezogen. Hoboisten, Klarinettisten und Fagottisten taten ein Gleiches. Welche infernale Harmonie! Dabei der erbärmliche Laut der großen Tiere, das Gequietsch und Geschnatter der Enten und Gänse, die von dem Herumvagieren der Gondeln alle Augenblick ins Gedränge kamen, und endlich das gellende Gelächter von beinahe dreitausend Zuschauern! Ich will den Hypochondristen sehen, der nicht über dieses in seiner Art einzige Spektakel laut auflachen soll.

Nachdem nun dieser Auftritt lange genug gedauert hatte, zogen sich die Gondeln zurück, und wie staunten alle Zuschauer, als sie die Galerie in einen mit Weiden besetzten Hain metamorphosiert sahen! Das Gelächter erstarb jedem im Munde. Selbst der Chor sowohl der vierfüßigen als gefiederten Tiere, die ihre Peiniger sich nun entfernen sahen, erlosch mit einem Diminuendo, trotz dem damals deswegen sehr angerühmten kurfürstlichen Orchester von Mannheim. – Alles machte lange Hälse und stierte nach dem nun entstandenen Haine mit sehnsuchtsvoller Erwartung der Dinge, die da kommen sollten.

Aus der Mitte des Hains sah man ganz langsam und wie von selbst ein schönes Gärtchen, gleich einer schwimmenden Insel, heraustreten und sich in einer Zeit von dreizehn bis vierzehn Minuten bis zum Angelhause hinbewegen. Ringsumher war es mit weiß und grün an-

Digitized by Google

angestrichenen Staketen, eines halben Mannes hoch, eingefaßt. Auf dem Gärtchen befanden sich regulierte Rabatten von jungem Buchs, in welchen alle möglichen Gattungen der herrlichsten lebendigen Blumen prangten, die gerade in diesem Monat florierten. Zwischen den Rabatten standen zwölf Pomeranzen- und Zitronenbäume voll gereiften Früchten, in weiß und grün angestrichenen Geschirren. Mitten im Gärtchen war ein rundes Bassin, und in demselben wimmelte eine ungeheure Menge von spannlangen Weißfischen. Auch war in dessen Mitte ein kleiner Delphin, aus dessen Rachen das Wasser eine Klafter hoch emporstieg. Am Ende des Gärtchens befand sich der Parnaß mit dem geflügelten Pegasus, aus dessen Huffschlag zwei Quellen rieselten, die sich rechts und links über die Felsen herabschlängelten und durch einen kleinen Kanal in das Bassin ergossen.

An dem Eingang standen Baron Beust als Gärtner und Mademoiselle Heinisch die Ältere als Gärtnerin, in weiß und grünen Atlas gekleidet und mit natürlichen Blumen geschmückt. Der Gärtner hatte einen vergoldeten Rechen und die Gärtnerin eine vergoldete Gießkanne.

Um das Bassin standen zwei Fischer und Fischerinnen, in weiß und himmelblauen Atlas gekleidet. Ein Fischer war ich; der andere mein jüngerer Bruder; eine Fischerin Mademoiselle Heinisch die Jüngere und die andere meine Schwester. Jedes von uns hatte einen kleinen Fischerhamen, dessen Stengel von schwarzgebeiztem Holz, die Netze aber von dünnen Silberschnürchen gestrickt waren.

Als das Gärtchen angelangt war, wurden die hohen Gäste vom Gärtner eingeladen, dasselbe zu betreten und Blumen zu pflücken. Sie pflückten sich sämtlich Buketts, und die Erzherzoge und Erzherzoginnen, denen wir unsere

Netze

Netze präsentiert hatten, zogen damit Fische aus dem Bassin heraus und warfen sie in den Weiher. Endlich setzten sich die Gäste auf die an den Staketen angebrachten Bänke. Der Gärtner und die Gärtnerin gingen hinter den Parnaß, hinter welchem Gefrorenes stand, das sie in lieblichen Gefäßen zur Erfrischung darreichten.

Der heranbrechende stille Sommerabend, wo die Schwüle des Tages in stärkende Kühlung sich verlor; die sanfte Musik der Blasinstrumente; die Heiterkeit, die sich auf allen Gesichtern ergoß, und insonderheit die Milde und Freundlichkeit, die der gute, zufriedene Prinz gegen jeden, selbst den Geringsten, blicken ließ – die Erinnerung daran wird nie in meinem Gedächtnisse erlöschen.

Noch schwebt mir ebenfalls die ungemein schöne Ausführung der kleinen komischen Oper La danza vor, welche Metastasio aus seinem Stück Il ballo chinese formiert und wozu Gluck die Musik gesetzt hatte. Die Dekoration von Quaglio war völlig im chinesischen Geschmack und transparent. Lackierer, Bildhauer und Vergolder hatten sie reichlich mit alledem, was ihre Kunst vermochte, ausgestattet. Aber was der Dekoration den größten Glanz gab, waren prismatische gläserne Stäbe, die in böhmischen Glashütten geschliffen worden waren und genau ineinandergepaßt in die leergelassenen Flecke gesetzt wurden, die sonst buntfarbig mit Öl getränkt werden. Es ist unbeschreiblich, welchen prächtigen, höchst überraschenden Anblick diese von unzähligen Lichtern erleuchteten Prismen, die schon im bloßen Licht- und Sonnenschein eine große Wirkung tun, auf das Auge hervorbrachten. Man stelle sich den Spiegelglanz der azurfarb lackierten Felder, den Schimmer des vergoldeten Laubwerks und endlich die regenbogenartigen Farben, die so

viele hundert Prismata mannigfaltig, gleich Brillanten vom ersten Wasser, spielten, vor, und die stärkste Einbildungskraft wird hinter diesem Zauber zurückbleiben müssen. Und nun die göttliche Musik von einem Gluck! – Es war nicht das liebliche Spiel der brillanten Sinfonie allein, die stellenweise von kleinen Glöckchen, Triangeln, kleinen Handpauken und Schellen und dergleichen bald einzeln, bald zusammen begleitet wurde, welches die Zuhörer gleich anfangs, ehe noch der Vorhang aufgezogen war, in Entzücken versetzte; die ganze Musik war durch und durch Zauberwerk.

Nach geendigtem Stücke trat der Kaiser mit dem Prinzen ans Orchester und begehrte, daß der Vorhang wieder aufgezogen werden sollte. Es geschah. Der Monarch nahm sein Fernglas und ließ sich darauf auf das Theater führen und sich von Quaglio alles erklären; auch bat er sich ein Stück von den Prismaten aus, worauf jener ihm einen ganzen Hutvoll brachte, wovon er drei oder vier in die Tasche steckte. Auch ersuchte er den Prinzen, von Wien jemanden herschicken zu dürfen, um die Dekoration abzeichnen zu lassen. Allein statt dessen bekam Quaglio diesen Auftrag, der auch damit am folgenden Abend fertig war, wofür er eine schöne goldene Uhr mit goldener Kette erhielt.

Im darauffolgenden Winter ließ der Kaiser dieses Stück im Hoftheater neben der Burg (dem jetzigen Nationaltheater) aufführen, und die Dekoration erregte allgemeine Sensation bei dem Wiener Publikum. Ich habe dieses Stück oft in Wien aufführen gesehen; allein ich muß zur Steuer der Wahrheit sagen, daß die Wiener Dekoration, ohnerachtet sie nach den nämlichen Farben, nach derselben Zeichnung und mit ebendenselben Prismaten verfertigt war, doch bei weitem das nicht war,

was

Digitized by Google

was die zu Schloßhof gewesen ist. Woran das lag, weiß ich nicht. Überdies fielen die Akteurs – nicht als Sänger; denn es sangen die große Gabrieli und andere von gleichen Verdiensten dabei –, sondern im Agieren sehr gegen die unsrigen ab. Tesi hatte sie nicht wie diese gebildet.

Nachdem sechs Tage so in Freude und Jubel hingebracht worden waren, kehrten die höchst zufriedenen Herrschaft[en] nach Wien zurück. Der Kaiser ließ der kleinen Brigade vom Hofzahlmeister in Wien nach ihrer Rückkunft, den Offizieren eine monatliche Gage und den Unteroffizieren und Gemeinen ebenfalls die Löhnung von einem Monat als Geschenk auszahlen. Madame Tesi erhielt von der Kaiserin zwei Brasselette, die des Kaisers und der Kaiserin Porträt in Brillanten eingefaßt enthielten und zweitausend Gulden am Wert waren. Baron Beust bekam durch den Fürst Salm eine Tabatiere von Gold, an welcher der Schnabel von Brillanten war. Die Mademoiselles Heinisch und Starzer erhielten Nippes für jede von hundertfunfzig Dukaten Werts, Gluck und Bonno jeder eine goldene Dose, in welcher hundert Dukaten lagen; und an den Hofstaat und die Jägerei wurden zwölfhundert Dukaten verteilt.

Der Prinz verordnete, daß der Kassier diese nach dem Maßstabe der baren Besoldung verteilen sollte, damit niemand sich über Parteilichkeit beschweren könne. Doch als dieser eben gehen wollte, rief er ihm nach: „Der arme Schelm, der Karl, würde mit seinen paar hundert Gulden Taschengeld dabei zu kurz kommen, also soll er dabei in Anschlag gebracht werden, als wenn er vierhundert Gulden Besoldung hätte."

Als der Abzug geschehen war, fand sich's, daß vier kaiserliche bedeckte Pferde, mit dem Hintern an die Krippe

gebunden, zurückgeblieben waren, und schon glaubte man, daß die kaiserlichen Stalleute in der Trunkenheit sie mitzunehmen vergessen hätten. Aber bei genauerer Nachsuchung fand sich auf einer Decke ein angeheftetes Papier von des Kaisers Hand mit den Worten:

> Ces quatre chevaux, mon cher Prince, sont de ce moment à Votre disposition. François premier.

Der Prinz ließ die Pferde herausführen, und als die Decken abgehoben wurden, erstaunte alles über ihre Schönheit und die Pracht der Equipage. Das Geschenk war eines römischen Kaisers und eines Prinzen von Sachsen-Hildburghausen würdig.

Drei Monate nachher lebten wir auf dem vorjährigen Fuß, nur mit dem Unterschiede, daß der Prinz mehrere Besuche von benachbarten und Wiener Freunden erhielt. Bei solchen Gelegenheiten wurden sowohl in Niederwenden als in dem Theater die neuen Opern einige Male wiederholt.

Digitized by Google

Zehntes Kapitel

Änderung meiner Lage / Erster Anfang im Komponieren / Der professore di violino **/ Mein Wagstück vor dem Pulte / Blasse und rote Wangen**

Bei unserer Rückkunft nach Wien bezog der Prinz ein anderes Palais, und es wurden deshalb wegen der Menage mit dem Hofstaat und der Kapelle Veränderungen getroffen. Ich behielt mit meinen Brüdern Quartier im Palais und bekam einen monatlichen Gehalt von 37 Gulden 30 Kreuzern; der Jüngste von uns aber, Alexander, über welchen mir die Spezialaufsicht übertragen wurde, bekam 25 Gulden. Zugleich ward ich von allen bisherigen Tafel- und Kammerdiensten dispensiert, und das Tragen der Uniform hörte auf. Ich hatte mir so viel erspart, daß ich, zumal da ich alle meine bisherige Kleidung verkaufen durfte, mir einige ganz anständige Kleider anschaffen konnte.

Da der Prinz nun soeben auch seine Herrschaft Schloßhof dem Kaiser, der sich dort so gefallen, sehr vorteilhaft verkauft hatte, so vermehrten sich seine Einkünfte um

um ein Ansehnliches. Der Hofstaat wurde also vergrößert, und wir blieben nunmehr für immer in Wien.

Meine französischen und italienischen Lehrstunden hörten auf, weil ich bereits beides fertig sprach; aber meine Lektionen auf der Violine dauerten noch immer fort, und Trani, der weitab wohnte, ward täglich mit einem prinzlichen Wagen zur Stunde geholt.

Eines Tages sagte er zu Bonno, er glaube bei mir eine Anlage zur Komposition zu verspüren, denn meine Kadenzen verrieten Schöpfungskraft, weil ich sie selber und gut erfände. Dieser, den mein kleines Talent ebenfalls interessierte, bot mir darauf freien Unterricht in der musikalischen Komposition an, und ich erhielt von ihm die gewünschte Erlaubnis, dreimal in der Woche zu ihm gehen zu dürfen. Mit Entzücken küßte ich ihm die Hand dafür und fühlte mich bei dieser Aussicht höchst glücklich.

Als ich das erstemal zu ihm kam, schenkte er mir Fuxens Einleitung zur Komposition. Dieses Werk war damals eins der besten dieser Art. Es ist in lateinischer Sprache geschrieben und besteht durchaus in Gesprächen zwischen Lehrer und Lehrlingen. Ich habe dieses Buch nach der Hand ins Deutsche übersetzt zu Gesichte bekommen. Indem mir Bonno das Buch gab, sagte er: „Sie verstehen doch Lateinisch?" Ich blätterte hin und wider, durchlief hier und da ein paar Stellen und antwortete: „Das ist ja so ein Küchenlatein, daß es ein Schüler in Sekunde verstehen muß." „Ei!" versetzte er mit seinem gewöhnlichen Korrektionston: „Man muß hier nicht auf die Zierlichkeit, sondern auf die gründlichen Lehren, die das Buch enthält, sehen." – Nun ja doch!

Als ich einige Wochen Unterricht genommen hatte, befahl mir Bonno, eine Sonate für mich zu komponieren.

Digitized by Google

ren. Ich tat es und brachte sie ihm. Er verbesserte einige Noten im Baß und verlangte, ich sollte versuchen, ein Konzert zu setzen. Ich ging daran, und nach einem Zeitraum von vierzehn Tagen überreichte ich es ihm. Allein mit dem vollstimmigen Akkompagnement haperte es gewaltig; denn ich hatte nicht nur manchen Schnitzer wider die Regeln des Generalbasses, sondern auch wider die goldene Regel: daß man mit der Begleitung die Singstimmen nicht verdecken oder übertäuben müsse, gemacht. Mein Lehrer zeigte mir alle Fehler, explizierte mir den Grund davon und sagte mir die Vorteile, wie ich diese Fehler verbessern könne. Ich brachte vier Lektionsstunden zu, ehe ich alles ins Reine bekam. Als das geschehen war, sagte er: „Nun studieren Sie die Prinzipalstimme unter der Aufsicht des Herrn Trani gut ein, schreiben Sie die Stimmen aus der Partitur, und wenn Sie alles in Richtigkeit haben, dann lassen Sie sich vor dem Prinzen damit hören."

Ich spielte mein Konzert. Aber wie vermöchte ich die Wonne zu beschreiben, die mein Innerstes durchdrang, als ich mein Machwerk zum ersten Male in meinem Leben von einem zahlreichen und vortrefflichen Orchester begleiten hörte! Ich schwamm in lauter Entzücken. Jeder, der je in meinem Falle war, wird aber auch wissen, was das auf sich hat, und sich mit Lächeln des hohen selbsteigenen Eindrucks seiner ersten genialen Emanzipationen erinnern. – Mit dem Stolze des Dichters, dem sein erstes Carmen gelungen ist, das er auf einem silberbebrämten Bande Wunder bewirken sieht, trat ich von dem Platze ab, wo ich das erste Produkt meines damals noch sehr wirrigen Hirnkastens dem Urteile so vieler Kenner, Liebhaber und Kritiker preisgegeben hatte. Um einige Zoll kam ich mir größer vor.

Die-

Digitized by Google

Dieser nicht mißlungene Versuch munterte mich auf, mir wirklich alle ersinnliche Mühe um Erlernung der Regeln des reinen Satzes zu geben. Allein je größer meine Anstrengung war, je mehr wuchsen die Schwierigkeiten, die ich dabei fand. Doch ich ließ mich nicht abschrecken. So jung ich damals war, so sah ich doch bald genug ein, daß einem Komponisten nebst dem, daß er die Grundregeln dieser Wissenschaft inne habe, nichts nötiger sei als Geschmack und Einbildungskraft, überhaupt daß er ein schöpferisches Genie besitze. Dies letztere, obschon es ein Naturgeschenk ist und wenigen zuteil wird, muß dennoch durch beharrlichen Fleiß kultiviert werden, sonst schießt es wie eine wilde Pflanze auf, und man hat keinen Segen davon. Ich nahm mir daher vor, nicht nur alles, was mir Neues vorkam, con tanto d'orecchio (durch welchen Ausdruck der Italiener die höchste Aufmerksamkeit bezeichnet) zu hören, sondern auch nachzuspüren, warum ein schöner Gedanke wirklich schön wäre. Oh, wie oft entdeckte ich da nicht, daß er bloß darum schön war, weil er gerade am rechten Orte stand und außer diesem Platz nicht bemerkt worden wäre, ja selbst anderwärts das ganze Werk verhunzt haben würde.

Nach Ostern endigten die Winterkonzerte, und wir waren den ganzen Sommer hindurch müßig. Wir hatten zwar den Befehl, täglich bis um vier Uhr in Bereitschaft zu sein; wenn aber bis um diese Stunde keine Ordre kam, so konnte jeder hingehen, wohin er wollte.

An einem Tage, wo ich den Prinz samt der Tesi und Bonno beim venezianischen Gesandten zum Diner wußte, machte ich einmal einen Ausflug auf das Land zur Weinlese. Ich war gerade seit einiger Zeit ein heftiger Billardspieler geworden und hätte also auch diesen Tag gleich jenem

Digitized by Google

jenem Kaiſer für verloren gehalten, wenn ich an demſelben nicht Billard geſpielt hätte. Kaum kam ich um drei Viertel auf ſechs Uhr auf das Kaffeehaus zurück, ſo kam mir gleich der Markeur mit dem Ausruf entgegen: „Es iſt tauſend Glück, daß Sie gekommen ſind; der Läufer vom Prinzen hat Sie ſchon dreimal hier geſucht; es iſt um ſechs Uhr Muſik beim Geſandten; die andern Herren ſind ſchon alle hingegangen, nur Sie fehlen noch!“ – Haſtig flog ich nach Hauſe, zog mich geſchwind um, ließ währenddem einen Fiaker beſtellen, und um ein Viertel nach ſechs war ich in der Antichambre, wo man mir ſagte, daß der Prinz ſchon dreimal nach mir herausgeſchickt und erfahren habe, daß nur ich allein noch fehle. Nachdem man unſer Beiſammenſein gemeldet hatte, wurden wir hereingerufen. Des Prinzen ernſter und finſterer Blick ließ mich deutlich ſehen, daß es morgen ein tüchtiges Kapitel ſetzen würde.

Das Konzert begann mit einer Sinfonie, und da Trani Unpäßlichkeit halber nicht zugegen ſein konnte, ſo war ich à la tête des Orcheſters. Der Botſchafter konnte ſich ſchon hierüber nicht genug wundern. Wieviel mehr aber ward er befremdet, als ſeine Gemahlin eine Arie, die ich nie gehört haben konnte, ſang und ich ſogleich das Tempo völlig richtig nahm. Es war das aber nichts Beſonderes; denn die Bewegung der paar erſten Noten am Flügel, den Bonno ſpielte, hatte ich in einem Nu weg, wie es überhaupt in ähnlichen Fällen allemal ſein muß. Allein der Geſandte ging nach der Arie zum Prinzen, machte ein erſtaunliches Weſen aus meiner Direktion und ſetzte hinzu: daß er dies am beſten verſtehen müſſe, da er ſelbſt, obgleich dilettante, ein professore di violino wäre. – „Gut“, ſagte der Prinz, „ich werde ihn, wenn die Reihe an ihn kommt, ein Solo ſpielen laſſen, da-

damit Sie, als ein so großer Kenner, beurteilen mögen, ob er Hoffnung gibt, einmal ein Virtuos zu werden."

Ich hatte jedes Wort vernommen und dachte, ich müßte vor Angst in die Erde sinken; denn ich hatte in der Eilfertigkeit vergessen, ein Konzert oder eine Sonate zu mir zu stecken. Ich sann hin und her, um eine List zu erfinden, durch welche ich mit guter Manier davon loskommen könnte, um nicht eingestehen zu müssen, daß ich sorglos genug gewesen sei, auf so etwas nicht zu denken; ein Fehler, den der Prinz nie pardonierte, um so weniger, da er schon über mein Zuspätkommen Ursach genug hatte, ungnädig zu sein. – Endlich nach vielem Überlegen verfiel ich auf ein verwegenes Mittel. „Du mußt mir aus der Not helfen", sagte ich zu meinem jüngern Bruder. „Wenn ich ja noch eine Sonate spielen soll, so akkompagniere mir die aus dem G aus dem Kopfe; fehlt auch hier und da eine Note, so laß das gut sein; hier ist schon einmal nichts anderes zu tun!" – „Meinetwegen", sagte mein Bruder; „fürs Steckenbleiben wollen wir wohl sorgen." Wer war froher wie ich!

Endlich kam der gefürchtete Befehl, mich hören zu lassen. Mit der unbefangensten Miene von der Welt ging ich zu einem Tischchen, worauf die Musikalien lagen, erwischte aus der nächsten besten Sinfonie die erste Violinstimme und den Baß. Die erste Stimme legte ich für mich, die andere für meinen Bruder auf. Unglückseligerweise war aber die Sinfonie aus E-dur; demungeachtet fing ich meine Sonate aus dem G herzhaft an. Allein kaum hatte ich zehn oder zwölf Takte gespielt, so bemerkte ich, daß der Botschafter von seinem Platz aufstand, im Vorbeigehen einem andern italienischen Kavalier zu folgen winkte und beide hinter mich traten. Man kann sich meine Angst vorstellen, die mich überfiel,

da

Digitized by Google

da ich den professore di violino so nahe hinter mir hatte. Zum größten Überfluß nahm er ein Fernglas aus der Tasche und guckte mir über die Achsel in meine Stimme. Das wird schön werden, dacht' ich. „Nun wird's sauber werden", flüsterte ich meinem Bruder zu. Unterdes faßte ich auf der Stelle den Entschluß, nach Endigung des ersten Satzes dem Botschafter die Wahrheit zu gestehen und ihn zu bitten, er möchte mich nicht bei dem Prinzen verraten. Allein ich wurde bald gewahr, daß der Herr Botschafter nicht nur kein Professor der Violine, sondern ein leerer Windbeutel war, der auch nicht eine Note kannte und seinen Nachbarn nur seine erlogenen Kenntnisse aufdringen wollte; denn völlig der Wahrheit entgegen tuschelte er ihnen einige Male zu: „Adesso viene un passaggio!" (Jetzt kommt eine Passage.) Ich war alsdann Schalk genug, einen Lauf, einen Schnörkel oder irgendeine Variation aus dem Stegreif zu machen, welches mir öftermals sehr gut geriet. Da ich mich außer aller Gefahr sah, so wuchs meine Laune dermaßen, daß ich meine Sonate mit einer ungewöhnlichen Präzision durchspielte und zu aller Satisfaktion endigte. Der Botschafter applaudierte mir und konnte dem Prinzen nicht genug sagen, welche herrliche Akquisition er an mir gemacht habe.

Währenddem trat Bonno mit den Worten zu mir: „Es ist wahr, Sie haben heute mit einer außerordentlichen Fertigkeit gespielt; aber Ihrem Bruder muß ich den Text lesen, weil er so schlecht akkompagniert hat." – „Das tun Sie nicht", antwortete ich; „denn er hat den Baß auswendig gespielt." – „Wie das?" fragte Bonno; „er hatte ja die Baßstimme vor sich liegen." – „Ja, es war nur so zum Schein", erwiderte ich und erzählte ihm die ganze Geschichte. „Sehr verwegen, das muß ich sagen!"

Digitized by Google

ſagen!" antwortete er einige Male; aber als ich auf das Adesso viene un passaggio kam, lachte er von ganzem Herzen los, ſo daß der Prinz, dadurch aufmerkſam gemacht, ihn zu ſich winkte. Unterdes, ich hatte um Verſchwiegenheit gebeten, und alſo war ich ſeinetwegen ſicher. Ich ging vergnügt meiner Wege.

Des andern Tages ließ mich der Prinz, als er an der Tafel ſaß, rufen. Mir ahndete nichts Gutes; denn ich hörte ſchon von dem Bedienten, daß von mir geſprochen worden war. Beſtürzt trat ich ein, denn der Gedanke ſetzte mich außer mich, daß ich meinen Vorwurf nicht bloß in Gegenwart der Tafelgäſte, ſondern auch der Bedienten erhalten ſollte, und betroffen blieb ich in der Tür ſtehen. „Ha!" ſagte der Prinz, „wie der Burſche ſo blaß daſteht, wie eine H–re vor der Polizei; aber ich werde dir deine Wangen bald röter färben! Wer ſollte denken, daß Der da geſtern ſo effrontiert ſein würde, aus einer Sinfonieſtimme in E la fa eine Sonate aus dem G zu ſpielen und einen Botſchafter zum Narren zu haben!"

„Das war nicht meine Abſicht, Ew. Durchlaucht", ſagte ich; „denn ich hatte mir vorgenommen, ihn ſogar zu bitten, daß er mich nicht bei Ihnen verraten ſollte."

„Tateſt du das wirklich?" verſetzte der Prinz. – „Es war nicht nötig", antwortete ich; „denn ich merkte bald, daß er keine Note kannte." – „Dem ſei wie ihm wolle", fuhr der Prinz fort, „es war allemal ein verwegener Streich von dir. Was haſt du dafür verdient?" – Ich zog die Achſeln und ſtammelte: „Strafe." – „Nun, ſo komm her und empfange deine Strafe!" – Eine Ohrfeige war das wenigſte, was ich erwartete; aber ſtatt deren gab er mir ſeinen Teller, worauf ein Glas mit Tokaier gefüllt ſtand und nebenher fünf oder ſechs Biskuiten lagen. „Ich verſprach dir, deine blaſſen Wangen

röter

Digitized by Google

röter zu färben", sagte er, indem er ihn mir hinreichte. „Da nimm, setze dich dorthin damit und versuche, ob das nicht so kommen wird." – Ich tat, wie mir befohlen wurde, und als ich das dritte Biskuit aufhob, siehe da lagen 10 Dukaten darunter. „Das ist dafür", sagte der Prinz, als ich aufstehen und mich dafür bedanken wollte, „daß du dich gestern so gut aus der Affäre gezogen hast."

Am allerliebsten pflegte der Prinz, wie ich schon einmal gesagt zu haben glaube, Proben von Geistesgegenwart zu belohnen; und da Geist sich nun oft findet, wo man weiß, daß er bemerkt wird, so gelang es mir nicht selten, einigen Lohn dafür bei ihm zu verdienen.

Um diese Zeit ward Gluck nach Rom verschrieben, wo er vielen Beifall erwarb und Cavaliere dello Sperone d'oro wurde.

Dieser Orden wird in Rom ausgeteilt, und die Mitglieder desselben führen den Titel: Comites palatii romani. Sie erhalten ein auf Pergament geschriebenes und durch ein großes Insiegel bestätigtes Diplom. Auch genießen sie in Rom, wie in allen päpstlichen Staaten, alle Freiheiten des Adels und können frei und ungehindert in den päpstlichen Palast eintreten, haben auch daselbst den Rang, den an andern regierenden Höfen die Kammerherren haben. Ihr Ordenszeichen ist ein gelb emailliertes, in Gold gefaßtes Kreuz in Gestalt wie das der Malteserritter. Sie tragen dasselbe so wie jene um den Hals an einem ponceaufarbenen Bande, auch etwas kleiner und manchmal auch ganz von Gold an einem roten Bande in dem Knopfloch an der Brust. Dieser Orden ist sehr alt und war vormals in größerem Ansehen, als er jetzt ist. Um die schönen Künste und Wissenschaften noch mehr in Flor zu bringen, erteilten späterhin die

Digitized by Google

die Päpste diesen Orden großen und ausgezeichneten Genies, z. B. einem Metastasio, Bibiena, Guarini ꝛc. Ebenso erhielt denn auch Gluck diesen Orden, und seitdem schrieb er sich immer: Cavaliere, Chevalier oder Ritter Gluck.

Man halte mir zugute, daß ich mich bei der Beschreibung dieses Ordens so lange aufhalte. Ich bin aber selber 1770 demselben beigesellt worden. Es ist aber nicht darum, daß ich mich nunmehr von Dittersdorf schreibe, sondern im Jahre 1773 bin ich vom kaiserlichen Hofe wirklich in den Adelstand erhoben worden, wovon man das Weitere zu seiner Zeit lesen wird.

Digitized by Google

Elftes Kapitel

Kurzes Exil in Hildburghauſen / Schweitzer Die Unglück weisſagende Schlittenfahrt

Im Jahre 1758 brach der ſogenannte Siebenjährige Krieg aus. Im folgenden Jahre wurde dem Prinzen das Kommando über die Reichsarmee aufgetragen. Er nahm vierzehn Perſonen von ſeiner Kapelle mit in die Kampagne, worunter ich und meine zwei Brüder waren.

Mitten im April desſelben Jahres trat die Equipage des Prinzen unter einer hinlänglichen Bedeckung von Kavallerie die Reiſe an, und nach vier Wochen trafen wir in Fürth bei Nürnberg ein, woſelbſt der Verſammlungsort der Reichsarmee beſtimmt war. Wir blieben wohl gegen zwei Monate da, ehe die Armee, die aus 90000 Mann beſtehen ſollte, zuſammentraf. Sodann marſchierten wir nach Erfurt in Thüringen, woſelbſt der franzöſiſche General Soubiſe mit 25000 Franzoſen ſtand, um ſich mit den Reichstruppen zu kombinieren. Ich hätte manches zu erzählen, wenn es nicht außer meinem Plane läge.

Bei

Digitized by Google

Bei dem Vorrücken beider Armeen wurde die Bagage und Suite des Prinzen rückwärts nach Hildburghausen, unter Bedeckung von zwei Eskadronen Kürassieren, transportiert. Wir passierten den ungeheuren Thüringer Wald und den Sattel (einen hohen Berg, über welchen eine Passage geht). Unsre Marschroute ging über Saalfeld und die berühmte Universität Jena, und am zehnten Tage trafen wir glücklich in Hildburghausen, der Residenz des regierenden Herzogs, ein, woselbst wir den ganzen Winter über verblieben. Alle Wochen wurde hier einmal Konzert auf dem herzoglichen Schlosse gegeben, bei welchem wir jedesmal erscheinen mußten.

Mit der herzoglichen Kapelle lebten wir in enger Freundschaft. Unter andern war daselbst ein junger Mensch, der als Knabe ein vortrefflicher Diskantist gewesen war, nun aber die Stimme gewechselt hatte und bei den herzoglichen Musiken die Bratsche spielte. Da ich mit ihm in gleichem Alter war, so kamen wir täglich zusammen. Mein älterer Bruder gewann ihn so lieb, daß er ihm einen Platz in seinem sehr geräumigen Quartier anbot, und beide wohnten bis zu unserer Abreise in zwei nebeneinander gelegenen Zimmern. Dieser liebe junge Mensch hieß Schweitzer und ist derselbe, der sich nachher durch seine Kompositionen, insonderheit von Wielands ‚Alceste', so rühmlich ausgezeichnet hat.

So einen angenehmen Winter erinnere ich mich nicht, jemals zugebracht zu haben. Und dennoch fehlte kein Haar, und ich wäre in der Blüte meiner Jahre hingerafft worden.

Ein herzoglicher Bereiter, ein sehr artiger Mensch, dessen Vater ein feines Vermögen hatte, spielte die Violine und bat mich, ihm Unterricht zu geben. Ich tat es, nahm aber kein Geld. Dafür suchte er mir allerhand Vergnü-

gnügen zu machen, zu Pferde und zu Wagen. Es fiel dieses Jahr schon frühe ein großer Schnee, und dieser hielt den ganzen Winter an. Da holte er mich denn wöchentlich ein paarmal in einem Rennschlitten ab und kutschierte mich nach einem starkbesuchten Gasthofe, eine halbe Meile von der Stadt. Einstmals kam er sehr sauber angezogen in Schuhen und Strümpfen und bat mich, mich ebenso anzuziehen; denn es sei heute dort eine große Fête zum Geburtstag eines Hofadvokaten angeordnet und er habe den Auftrag, mich zum Ball einzuladen; um drei Uhr würde ein herzoglicher Stallknecht mit einem schönen Rennschlitten vor meinem Hause sein. Mit Freuden nahm ich die Einladung an und ging zu meinem Schrank, um mir Strümpfe, Schuhe und ein sauberes Kleid hervorzulangen. Aber kaum hatte er mein Zimmer verlassen, so überfiel mich eine Angst, als wenn mir jemand mit einer eiskalten Hand über den Rücken führe. Ohne an Ahndungen zu glauben, verging mir doch mit einmal die Lust, mitzufahren. Ich schloß den Schrank wieder zu und setzte mich an meinen Schreibtisch; und als der Bereiter wiederkam, sagte ich ihm rundheraus, daß ich mich anders besonnen habe. All sein Bitten war umsonst, wiewohl ich keinen vernünftigen Grund anzugeben wußte. Der Friseur, der soeben kam, ward in seiner Gegenwart fortgeschickt. Schmollend ging der Bereiter fort und ließ nun statt meiner den Stallknecht sich in den Schlitten setzen, damit dieser sein ordentliches Gewicht bekäme. Er selbst ritt auf dem sogenannten Löffel, und durch mein Fenster sah ich ihn durch die Straße über den großen Platz nach dem Stadttore zu fahren.

Kaum entfernte sich der Schall von dem Schlittengeläute, als ich meinen Mantel umnahm und zu meinem

Bruder ging. Ich traf ihn mit Schweitzer über Rabeners Satiren an, die sie einander wechselsweise vorlasen. Wir machten uns an sechs neue Richtersche Quartette, die Schweitzer bekommen hatte. Er spielte das Violoncell, ich die erste, mein älterer Bruder die zweite Violine und mein jüngerer die Bratsche. Mittendurch tranken wir einen köstlichen Kaffee und rauchten den feinsten Kanaster dazu. Wir waren recht vergnügt.

Soeben stimmten wir zu einem neuen Quadro ein, als plötzlich die Nachricht aus dem Hause zu uns herauf erscholl, der Bereiter habe das Unglück gehabt, gerade beim Stadttore in eine Schleuder zu geraten, der Schlitten sei an einen Stein geprallt, umgestürzt und der Stallknecht mit der Stirn gerade gegen das eine Ende des Stadttores geflogen, er habe seine Hirnschale zerschmettert und sei auf der Stelle tot geblieben. – Man denke sich meine Erschütterung! – Schweitzer lief fort, um sich darnach zu erkundigen. Nach einer halben Stunde war er wieder da und bestätigte die traurige Geschichte. Den Bereiter hatte man auf die Hauptwacht gesetzt, wo er Schweitzern sagte, es sei ihm der einzige Trost bei diesem Unglücke, daß ich nicht mit ihm gefahren sei, weil es mir unfehlbar ebenso ergangen sein würde. Der Herzog ließ der unglücklichen Witwe lebenslang die halbe Gage des Mannes, und der Vater des Bereiters legte ihr die andere Hälfte durch gerichtliche Zusicherung zu. Der Bereiter aber ward wegen seiner Unvorsichtigkeit zu einem vierwöchentlichen Arrest auf der Hauptwache verurteilt.

So rettete eine unbestimmte Empfindung mein Leben.

Bis im März blieben wir hier, wo wir unsere ziemlich große und langwierige Reise nach Wien wieder antraten.

Digitized by Google

Zwölftes Kapitel

Ich gerate in liederliche Gesellschaft, werde ein Spieler / Desertion / Verhaftnehmung / Transport nach Wien und wie es mir dort erging

Da der Prinz das Kommando niedergelegt hatte, so wäre es ihm beinahe leid gewesen, Schloßhof verkauft zu haben, weil er den Sommer über nicht gern in der Stadt, sondern lieber auf dem Lande zu leben pflegte. Er entschloß sich daher, eine Jagdbarkeit auf irgendeiner in Österreich oder Mähren gelegenen Herrschaft zu mieten. Dies veranlaßte ihn, bald hierhin, bald dorthin zu reisen, und dies machte, daß wir viele Monate lang im Müßiggange zubrachten.

Dies war mein Verderben. Ich geriet in liederliche Gesellschaft, und meine Gage wollte nicht zulangen. Ungeachtet ich neben dieser noch eine ziemlich ansehnliche Zubuße von einigen Scholaren hatte, die gut bezahlten; ungeachtet ich mich bald in Kirchen, bald in Privathäusern hören ließ und manchen schönen Dukaten verdiente, so reichte doch alles dieses nicht zu; denn Billard, Karten- und Kegelspiel machten mich oft schon in der Hälfte

Digitized by Google

des Monats rattenkahl. Freilich gelang es mir auch zuweilen, im Billard, das ich sehr gut spielte, ansehnliche Gewinste zu machen, womit ich meine Schulden bezahlen konnte und wieder neuen Kredit erhielt. Allein dies bestärkte mich nur um so mehr in meiner Liederlichkeit. Indessen mein Kunststudium – und das war noch das beste – verlor nichts dabei. Ich unterließ nicht, sowohl fleißig Violine zu spielen als der Komposition ernstlich obzuliegen. Ich schrieb sechs Sinfonien, die sowohl in Wien als in Prag Aufsehen machten.

Graf N., ein böhmischer Kavalier, der selbst eine Kapelle hielt, hatte diese Sinfonien auch bekommen. Er kam nach Wien. Natürlicherweise war ihm darum zu tun, mich von Person kennenzulernen. Er ließ mich rufen, bestellte sechs neue Sinfonien bei mir, akkordierte mit dafür 24 Dukaten, gab mir 12 davon im voraus und gab seinem Agenten den Auftrag, bei Überlieferung meiner Partitur die andern 12 Dukaten zu bezahlen. Zugleich fragte er mich, ob ich engagiert sei. Ich sagte ihm, daß ich in Diensten des Prinzen wäre und monatlich 37 Fl. 30 Kr. Gage hätte. „Pfui Teufel!“ versetzte er, „das ist kein Gehalt für einen Menschen, der das versteht, was Sie verstehen. Wenn Sie bei mir in Dienste gehen wollen, so gebe ich Ihnen monatlich 16 Dukaten, den Offiziertisch, freie Wohnung und jährlich zwei schöne Kleider.“ Ich gab ihm zur Antwort, daß es undankbar sein würde, die Dienste eines Prinzen zu verlassen, der mich alles, was ich könnte, mit vielen Kosten hätte lernen lassen. „Wie Sie wollen“, versetzte der Graf. „Doch, sollten Sie sich einmal vom Prinzen losmachen, so finden Sie jederzeit bei mir, was ich Ihnen soeben versprochen habe.“

Da ich meine schlechte Lebensart immer so fort trieb, so blieb allerwärts, wo ich zu bezahlen hatte, etwas hän-

Digitized by Google

hängen, und ich war gegen 70 Gulden ſchuldig. Meine Gläubiger drohten mir, mich beim Prinzen zu verklagen, wofern ich ſie nicht mit dem Erſten des künftigen Monats befriedigen würde. Nun war es aber doch eine platte Unmöglichkeit, mit meiner Gage von ſiebenunddreißig Gulden eine Summe von ſiebzig Gulden zu tilgen und dabei zu leben. Ich vertraute mein Anliegen einem meiner liederlichen Spießgeſellen, wie auch das Anerbieten jenes Grafen, und ſiehe da, ich ließ mich endlich von ihm bereden – Reißaus zu nehmen.

Am andern Morgen kam er zu mir mit der Nachricht, daß er auf einer am Erſten künftigen Monats nach Prag gehenden Landkutſche bereits einen Platz für mich beſtellt habe. Nun waren bis dahin noch fünf Tage übrig. Während dieſen ſchleppte ich nach und nach unter meinem Mantel Kleider, Wäſche und Muſikalien zu ihm; auch lieh er mir einen kleinen Koffer, in den er meine Habſeligkeiten packte und den er richtig zum Landkutſcher hinbeſorgte. Unſern Kaſſier beredete ich, daß er mir meine am erſten Monatstage erſt fällige Gage einen Tag vorher auszahlte. Mein Herz pochte mir oft, wenn ich dieſen ſchlechten Streich überdachte; aber es war nun einmal meiner Meinung nach zu weit mit mir gekommen, und ich ſuchte mich wie jeder, der etwas Unedles will, mit dem Gedanken an die Notwendigkeit zu übertäuben.

Am Erſten frühmorgens fuhr ich denn alſo mit ängſtlichem Herzen von Wien ab. Es war mir, als wenn Bäume und Felder mir meine Undankbarkeit vorwürfen und ich mich nicht getrauen dürfte, die ſchöne Natur, die in frühem Sommerlichte hervorging, anzublicken. Schamvoll hüllte ich mich in meinen Mantel. Aber mein Leichtſinn drang bald wieder durch, und je weiter es ging und je mehr die Bewegung des Wagens mein Blut in Umlauf

Digitized by Google

lauf setzte, je froher und munterer ward ich; denn ich kam mir jetzt frei und als der Herr meines eigenen Schicksals vor.

Nach fünf Tagen war ich in Prag. Sogleich eilte ich zum Grafen. Aber, o Himmel, wie erschrak ich, als der Portier mir den traurigen Bescheid gab, er sei schon vor drei Monaten mit seiner Gemahlin nach Paris gereist, woselbst er vielleicht noch drei Vierteljahre sich aufhalten würde. Da stand ich und wollte im Gefühl meiner Verlassenheit versinken. Endlich ließ ich mich zum Haushofmeister führen. Diesem erzählte ich, wer ich wäre und wie der Graf mir in Wien seine Dienste angeboten habe. Allein ich erhielt ganz trocken zur Antwort, daß er vorderhand keinen Auftrag habe, mir Gage, Kost und Wohnung zu geben; er zweifle zwar nicht an der Wahrheit meiner Aussage, aber er müsse dieserhalb erst an den Grafen schreiben, worüber aber fünf, sechs, auch wohl mehrere Wochen hingehen könnten, bevor ich Antwort haben könnte; ich müsse mich also so lange gedulden.

Freilich war nichts anderes zu tun. Aber wovon bis dahin leben? Meine kleine Barschaft war nicht hinlänglich. Zufälligerweise hörte ich von einem sehr guten Hoboisten, der bei dem Grafen Breda in Diensten wäre. Am folgenden Morgen suchte ich ihn auf, eröffnete ihm meine Verlegenheit, bat ihn zugleich, mir bis zur Zurückkunft des Grafen einen Verdienst zu verschaffen, verhielt ihm aber sorgfältig, daß ich aus Wien und vom Prinzen schändlicherweise durchgegangen wäre. Der gute Mann hatte Mitleiden mit mir und sagte, ich solle nur ein wenig verziehen, er werde mit seinem Grafen darüber sprechen.

Nach einer Weile kam er wieder und führte mich zu seinem Herrn. Dieser empfing mich sehr gütig mit den Wor-

Worten: „Haben Sie keinen Kummer. Bis Sie Antwort vom Grafen N., der mein sehr guter Freund ist, erhalten, gebe ich Ihnen in meinem Hause freie Wohnung und Tisch; und damit Sie sich mittlerweile etwas verdienen, so komponieren Sie mir sechs Sinfonien und zwei Konzerte für meinen virtuosen Hoboisten. Hier haben Sie etwas", es waren zwölf Dukaten, „a conto." – Nun war ich geborgen. Von diesen Dukaten nahm ich 30 Gulden und übergab sie dem Hoboisten mit der Bitte, sie an meinen Gastwirt nach Wien zu expedieren. Er bewerkstelligte das getreulich.

Nach einem Zeitraume von vier Wochen hatte ich drei Sinfonien und ein Hoboekonzert verfertigt. Der Graf gab mir wieder zwölf Dukaten, und ich expedierte wieder 40 Gulden auf eben die vorige Art.

Bald darauf, als ich gerade wieder des Morgens komponierte, ließ mich Graf Breda rufen. Wie vermag ich mein Erschrecken zu schildern, das mich beim Anblick des Haushofmeisters – Bremer überfiel, der, einen Polizeikommissarius zur Seite, vor mir stand und, ohne ein Wort zu sagen, mit traurig-ernstem Blicke mich ansah. „Sie haben mich", fuhr mich der Graf an, „durch Ihr Verschweigen, daß Sie aus Wien durchgegangen sind, in nicht geringe Verlegenheit gesetzt. Da" – indem er mir ein Dekret hinreichte – „lesen Sie selbst!" Es war von dem damaligen Statthalter in Prag, dem Grafen Wiepprick, unterschrieben, und dem Grafen Breda ward darin ernstlich aufgetragen, mich sogleich dem Polizeikommissar auszuliefern und sich selber wegen des Verdachts, mich aus den Diensten des Prinzen debauchiert zu haben, standhaft zu verantworten. „Nein!" schrie ich, „nein, nein! Graf Breda hat nicht den geringsten Anteil an meiner Entweichung."

„Hat

„Hat dies seine Richtigkeit?" fragte der Kommissarius. – „So wahr, wie Gott lebt!" antwortete ich. – Sogleich ward diese meine Aussage zu Protokoll genommen, und ich gestand den ganzen Vorgang der Sache. Nochmals ward es mir vorgelesen, von mir genehmigt und vom Kommissar und mir unterzeichnet.

Indem ich ihm folgte, versprach ich dem Grafen, die noch rückständigen drei Sinfonien und das Hoboekonzert, die er mir schon im voraus bezahlt, von Wien aus nachzutragen. Er nahm das Anerbieten aber nicht an, und dies kränkte mich mehr als alles.

Ich mußte mit dem Polizeikommissär in einen Wagen steigen und ward nach dem Altstädter Rathaus in sichere Verwahrung gebracht. Ich fand daselbst ein ziemlich sauberes Zimmer. Auch das Mittagsmahl war sehr gut; aber das Beste dabei fehlte mir, der Appetit. Kein Bissen wollte hinunter. Bis zum dritten Tage dauerte mein Arrest, und in Begleitung Bremers, des Komissärs und noch zweier Polizeidiener ward ich endlich wieder nach Wien transportiert.

Als ich hier ankam, sperrte man mich sogleich in das Nebenzimmer des Portiers ein, und kurz darauf erschien Bremer wieder, mich auf Befehl des Prinzen noch einmal wegen meiner Entweichung summarisch zu verhören. Alle meine Antworten, die er niederschrieb, liefen darauf hinaus, daß ich teils durch die Verheißungen des Grafen N. angelockt, teils aus Furcht vor meinen Gläubigern entwichen wäre. Alles kam darauf an, daß ich mich von dem Verdachte, dieselben betrügen zu wollen, reinigte, und das ward mir nicht schwer, da sie sämtlich auf mein Verlangen sogleich die Quittungen ausstellten. Das änderte sehr die Lage der Dinge. Denn am folgenden Morgen kam Bremer wieder und meldete mir im Namen

des

Digitized by Google

des Prinzen: daß er mich von dem Verdachte einer ehrloſen Handlung gegen meine Gläubiger zwar losſpreche, mir aber dennoch mein undankbares Betragen gegen ihn, ſeinen Wohltäter, nicht ungeſtraft hingehen laſſen könne; es ſei alſo Sr. Durchlaucht Befehl, daß ich von heute an vierzehn Tage hier beim Portier im Arreſt, und jeden vierten Tag bei Waſſer und Brot zubringen ſollte.

Tränen der Rührung ſtürzten mir aus den Augen, und ich war kaum imſtande, für dieſe Schonung meinen Dank dem großmütigen Prinzen ſagen zu laſſen. Aber als ich nun gar am Ende des dritten Tages, wo ich ſchon dem Brot und Waſſer des morgenden Tages traurig entgegenſah, von Bremer zum Prinzen geführt ward, da überwältigten mich Reue und Scham, und ich wagte es nicht, ihn anzublicken, und brach in ein lautes Heulen aus. Der Prinz ſchwieg, bis ſich mein Gewinſel verlor. Dann ſprach er: „Ich ſehe, daß dein eigenes Gefühl dich ſchon „hinlänglich peinigt; es bedarf alſo keiner Strafe mehr. „Du biſt deines Arreſtes entlaſſen. Vielleicht gelingt es „mir, dich durch Schonung mehr zu beſſern als durch „harte Strafe, die du verdient zu haben ſelber eingeſtan„den haſt. Geh! Leb ordentlich; dann werde ich die „Schande, die du mir und dir ſelber angetan haſt, ver„geſſen."

Ich ging in mein Zimmer, und ſo geſund meine Leibeskonſtitution ſonſt war, ſo hatte mich doch dieſer Auftritt ſo erſchüttert, daß ich die ganze Nacht bald Kälte, bald Hitze empfand, mit einem Worte ein hitziges Fieber bekam, das mich vier Wochen im Bette hielt. Während meiner Krankheit, worin ich wie ein Kind vom Hauſe gepflegt und gewartet wurde, ließ mir der Prinz ſagen, er habe alles lange vergeſſen, und ich ſollte mich nur beruhigen und machen, daß ich bald wieder geſund würde.

Eben=

Digitized by Google

Ebenso erfuhr ich, daß er seinem ganzen Hofstaat bei Strafe des Dienstverlustes habe verbieten lassen, mir den geringsten Vorwurf zu machen.

Meine Gesundheit fand sich allgemach wieder ein. Ich studierte und komponierte fleißig, und so vergingen nach dem im Hause des Prinzen gewöhnlichen Brauch volle zwei Jahre. Endlich trat ein Zeitpunkt ein, der meinem künftigen Schicksale eine ganz andere Richtung gab.

Digitized by Google

Dreizehntes Kapitel

Die abgedankte Kapelle / Graf Durazzo / Meine Reise mit Gluck nach Italien / Die Marini / Aufenthalt in Bologna / Farinelli / Nicolini und der blinde Bettler / Deputation / Pater Martin / Furcht / Übereilte Rückkehr nach Wien Mein Wetteifer mit Lolli

Der regierende Herzog von Sachsen-Hildburghausen, dessen Großoheim der Prinz, mein Wohltäter, war, starb, und der zurückgebliebene Erbprinz dieses Herzogtums war ein Kind von sechs bis sieben Jahren. Dies hatte zur Folge, daß meinem Prinzen nicht nur die Vormundschaft über seinen Mündel, sondern auch die Administration und Regentschaft des Herzogtums angetragen wurde, die er weder ablehnen konnte noch wollte und die ihn also nötigte, nach Hildburghausen zu ziehen.

Da er an diesem Hofe schon eine Kapelle fand und überhaupt mit der Erziehung des Erbprinzen, auch mit der Administration des Landes alle Hände voll zu tun bekam, so mußte er den größten Teil seiner eigenen Kapelle entlassen. Damit aber die Entlassenen ihr Brot nicht ver-

verlieren möchten, so wurde mit dem Grafen Durazzo, der damals die Hauptdirektion des Hoftheaters hatte, verabredet, daß dieser uns übernahm und mit uns einen Kontrakt auf drei Jahre schloß, kraft welchem wir sowohl beim Orchester des Theaters als bei der Hofkapelle um den nämlichen Gehalt, den wir beim Prinzen hatten, dienen mußten.

Niemand war hierbei übler daran als ich; denn ich mußte nicht nur beinahe täglich von zehn Uhr früh bis zwei Uhr nachmittags bei den Opern- und Ballettproben sowie des Abends bei den Spektakeln im Theater von halb sieben bis zehn Uhr, sondern auch bei den alle Freitage gehaltenen Theaterakademien akkompagnieren sowie auch alle vierzehn Tage Konzert spielen. Ebenso war ich verbunden, an Fest- und Galatagen beim Kaiserlichen Hofe selbst mich zu produzieren.

Man kann leicht denken, daß ich bei diesem beschwerlichen Dienste weder Zeit hatte Scholaren anzunehmen noch Privatkonzerte zu frequentieren, wodurch mir jeder Nebenverdienst abgeschnitten war. Und da damals überdem der Luxus aufs höchste gestiegen war, so konnte ich ja doch auch, wenn ich als Virtuose vor dem Publikum, ja selbst vor dem Kaiserlichen Hofe auftreten mußte, mich nicht in Kleidung vernachlässigen. Meine 37 Fl. 30 Kr. monatlicher Gage gingen für Frühstück, Mittag- und Abendessen darauf. Nirgends konnte ich mich in die Kost bedingen; denn wer hätte mir außer den Gasthäusern um zwei, auch wohl halb drei Uhr aufgetischt? Ich mußte daher hier für teures Geld zehren, und ich hatte manchen Tag einen Gulden vertan, ohne mich satt gegessen zu haben.

Gluck war schon seit zwei Jahren als Hof- und Theaterkapellmeister mit einem Gehalt von 2000 Gulden

Digitized by Google

den engagiert. Schon beim Prinzen hatte er mich in Affektion genommen. Ich ſuchte mich durch mein Anſchmiegen an ihn darin zu erhalten, und es gelang mir, ihn ſo zu gewinnen, daß er mich wie ſeinen Sohn liebte. Ich nahm alſo meine Zuflucht gerade zu ihm und ſtellte ihm die Umſtände vor, wie ſie es in der Tat waren, worauf er mir verſprach, ſich meiner anzunehmen.

Des andern Tages fuhr ich mit ihm zum Grafen Durazzo. Gluck klärte ihm alles auf, und ich bat entweder um eine Zulage an Beſoldung oder um meine Entlaſſung. Gluck ermangelte nicht, mich aus allen Kräften zu unterſtützen. Endlich ſagte der Graf zu mir: „Liebes Kind, es ſteht nicht in meiner Macht, Ihnen weder Zulage zu geben, noch Sie zu entlaſſen; denn ich kann nichts wider Ihren Kontrakt tun. Aber vier Tage in der Woche kann ich Sie dispenſieren, mithin können Sie an dieſen Tagen für ſich verdienen, was Sie wollen, und auf dieſe Art ſind Sie doch einigermaßen erleichtert.“ Ich dankte Sr. Exzellenz für dieſe Gnade in den rührendſten Ausdrücken und befand mich ſo wohl dabei, daß ich in manchem Monate mehr verdiente und einnahm, als meine Gage betrug. Daher verwendete ich meinen Nebenverdienſt auf prächtige Kleidung, welches dem Grafen ſo wohl gefiel, daß er mein gnädiger Patron wurde und mich öfters zu ſeiner Tafel lud. Dafür verdoppelte ich aber auch meinen Eifer, und ich hatte bald das Glück, den ungeteilteſten Beifall des Wiener Publikums zu erhalten.

Schon waren beinahe fünf Vierteljahre verfloſſen, als mir eines Tages Gluck erzählte, daß er nach Bologna verſchrieben ſei, um dort eine Oper zu komponieren, und fragte mich zugleich, ob ich Luſt hätte, mit ihm nach Italien zu reiſen; jedoch, verſtünde ſich, müßte ich die Hälfte der Reiſekoſten tragen ſowie auch meine Diäten

aus

Digitized by Google

aus meinen eigenen Mitteln bestreiten; die Erlaubnis dazu wollte er mir schon beim Grafen Durazzo bewirken. – „Oh, unendlich gern!" antwortete ich im höchsten Enthusiasmus, den ein Mann wie Gluck, der meine Liebe zur Kunst sowie meine ganzen Umstände kannte, über alles hätte achten sollen; „aber –", setzte ich traurig hinzu, „es fehlt mir dazu an Gelde." „Ja", antwortete Gluck kalt und weggewandt, „dann kann freilich nichts daraus werden." –

An eben demselben Abende soupierte ich bei dem damaligen Hofagenten, dem Herrn von Preiß, und erzählte ihm die Proposition, die mir Gluck gemacht hatte. „Ei tausend Sapperment!" sagte Herr von Preiß, „schlagen Sie ein und nehmen Sie Gluck beim Worte!" „Ja", erwiderte ich mit Achselzucken, „wo aber Geld hernehmen? Gluck will mich wohl mitreisen lassen, aber ich soll die Hälfte der Kosten tragen. "– „Pah!" antwortete der Biedermann – gesegnet sei seine Asche! – „dazu will ich schon Rat schaffen. Ich strecke Ihnen hundert Dukaten vor, die Sie mir eher nicht wiedergeben sollen, als bis Sie in bessere Umstände kommen. Speisen Sie morgen bei mir. Ich werde Herrn von Allstern einladen und ihn bei einem guten Glase Gränzinger (dem besten österreichischen Wein) dahin zu bringen suchen, daß er Ihnen ebenfalls soviel vorschieße. Überdem gebe ich Ihnen auf den Notfall einen offenen Wechsel auf 600 Gulden mit, mithin haben Sie gegen 1500 Gulden. Mit diesen können Sie schon gut fertig werden. Gedrängt sollen Sie deshalb von keinem von uns werden. Gehen Sie gleich morgen zu Gluck, machen Sie alles richtig, und dann kommen Sie mittags zum Essen."

Mit Freudentränen dankte ich dem edlen Mann und ging des andern Tages zeitig zu Gluck. Er war außerordent-

ordentlich erfreut darüber, befahl anzuſpannen, und wir fuhren zum Grafen Durazzo. Dieſer erteilte mir nicht nur die Erlaubnis und ſchenkte mir zu meiner Reiſe 50 Dukaten, ſondern verſprach mir auch einen ſechsmonatlichen Vorſchuß aus der Theaterkaſſe, und ſomit wurde unſere Abreiſe in vierzehn Tagen angeſetzt.

Mit einem Herzen voll Wonne eilte ich zum Mittagsmahl beim Herrn von Preiß, wo alles ſo eintraf, wie er mir den Tag zuvor verſprochen hatte. Kurz darauf lud mich Graf Durazzo mit Gluck zu Tiſche, ſtellte mir darauf die Anweiſung auf 225 Fl. aus der Theaterkaſſe mit dem Beifügen zu, daß die Kaiſerin mir damit ein Geſchenk zu meiner Reiſe mache und meine Gage auch während meiner Abweſenheit immer fortlaufen ſolle. „Wenn Sie", fuhr er fort, „mit Ihrem Gelde nicht ausreichen ſollten, ſo wird Ihnen Herr Kapellmeiſter Gluck hier gegen Anweiſung auf Ihr Gehalt ſehr gern einen Vorſchuß tun." „Ich werde keinen brauchen", verſetzte ich etwas ſchnell und trocken; „denn ein paar gute Freunde haben für den Fall ſchon von ſelber geſorgt." „Tanto meglio!" ſagte der Graf.

Unſere Reiſe verzögerte ſich um einige Tage einer Signora Marini wegen, die als prima donna zwei Jahre hindurch in Prag auf dem Theater geweſen war und nun mit ihrer Mutter nach ihrer Vaterſtadt Venedig zurück wollte. Gluck hatte ſie ſchon vor drei Jahren in Italien gekannt und war ſo artig, um ihretwillen die Reiſe noch fünf Tage aufzuſchieben, jedoch mit dem Beding, daß ſie ſich alsdann gefallen laſſen müßte, Tag und Nacht zu reiſen. Sie war dazu bereit, und wir fuhren in zween Wagen mit Poſtpferden von Wien ab.

Ich hatte den Auftrag von Gluck, alle Ausgaben der Reiſe zu beſtreiten und Rechnung darüber zu führen.

Auch

Digitized by Google

Auch Signora Marini ersuchte mich um diesen Dienst und gab mir eine wohlgespickte Goldbörse mit dem Bedeuten, daß sie sie, wenn sie leer wäre, wieder füllen würde.

Sie war ein sehr schönes, interessantes Mädchen von ungefähr vierundzwanzig Jahren, munter, launig und sehr unterhaltend; übrigens aber von sehr edlem, anständigem Betragen. Gleich beim ersten Mittagsmahl in Neustadt bat sie sich aus, daß wir Chapeaux, um unsers beiderseitigen Umgangs zu genießen, bei jeder Station bis Venedig wechseln und bald Gluck, bald ich in ihrem Wagen fahren möchten. Ihre Mutter, eine muntere lustige Frau von etwa funfzig Jahren, ausgelassen wie ihre Tochter, fuhr beständig in unserm Wagen, bald in meiner, bald in Glucks Gesellschaft, und die Zeit passierte uns allen sehr angenehm. Gluck war galant und suchte sich angenehm zu machen; ich suchte ihm aber alles wieder zu verderben, sobald ich ihm den Platz abgewonnen hatte, und diese kleine Eifersucht half uns die Reise um so pikanter zu machen. Das Mädchen war souveräne Gebieterin und Amor der Kapellmeister. Er gab Ton und Stimmung an. Glucks heiligster Vorsatz, Tag und Nacht zu reisen, ward früh unterminiert, und wir fanden es unter so günstigen Umständen doch gemütlicher, in Grätz, Laibach und Görz ein bequemeres und einträglicheres Nachtlager zu halten als diskursive immer weiter vorwärts zu rücken, was uns nicht viel mehr als – Meilen einbrachte.

Am siebenten Abend unserer Reise kamen wir in Mestri an. Wir hatten uns zwar vorgenommen, daselbst zu übernachten und am andern Morgen in einer peota (einem größern zweirudrigen Schiffe, worauf sechs bis zehn Personen mit Bagage Raum haben) nach Venedig

zu

Digitized by Google

zu fahren. Aber die Marini war hartherzig genug, nun sie so nahe an Venedig war, von woher vielleicht süße Erinnerungen der vorigen Zeit auf sie eindrangen, uns noch für den Abend zur Überfahrt zu bewegen, und also kamen wir vor Mitternacht in Venedig an. Es war gerade in der Nacht zwischen dem Palmsonntage und dem Montage der Karwoche.

Gluck beschloß, acht Tage hier zu bleiben. Wie bedauerten wir, daß unser Aufenthalt in Venedig gerade in die Karwoche traf, in welcher kein Theater offen war und wir daher außer einem Oratorium agli Incurabili nichts von Musik hörten. Es taugt niemals, wenn man von einer Sache vorher zuviel eingenommen ist. Nicht nur in Wien hatte ich vorlängst gehört, sondern auch unterwegs erzählte mir Sign. Marini, daß agli Incurabili und alla Pietà ein Orchester von Frauenzimmern wäre, das sowohl in Absicht der Singstimme als der Exekution alle Orchester in Italien überträfe. Kaum konnte ich den Tag erwarten. Aber wie fand ich mich betrogen! Die Komposition dieses Oratoriums war sehr mittelmäßig; die Violinen waren durch das ganze Stück verstimmt, und wenn eine Aria aus dem B fa oder E la fa kam, griffen die Violinstimmen um einen Achtel-, auch wohl Viertelton zu hoch. Mit den Tempos ging es auch nicht richtig; denn bald schwankten sie, bald schleppten, bald eilten sie. Außer zwei Singstimmen, deren eine ein reiner Sopran und die andere ein runder Contra'-alt war, hörte ich nichts, was nur der mindesten Aufmerksamkeit wert gewesen wäre.

Zur Schadloshaltung für diese Musik sahe ich zwei Feierlichkeiten, die meine ganze Bewunderung erregten. Die eine war die Feier des Abends am Grünen Donnerstage, wo unser Heiland in Prozession zu Grabe getragen

 wurde.

wurde. Die andere die Beisetzung des damaligen Dogen, der zwei Tage vor unserer Ankunft gestorben war. Beidemal war der große Markusplatz illuminiert, das heißt, vor jedem Fenster der Paläste, die auf diesem Platze stehen, brannten zwei armdicke und eine Klafter lange Fackeln, welches den herrlichsten Anblick gab. Beidemal gingen feierliche Prozessionen um diesen festen und prächtigen Platz; es war schwer zu bestimmen, ob das Begräbnis Christi oder jenes des Dogen mit größerer Feierlichkeit begangen wurde.

In der Nacht zwischen dem Karsamstage und dem ersten Osterfeiertage reisten wir nach Bologna. Der andere Pfingsttag war zur Eröffnung des neuen, prächtigen, von lauter Quaderstücken erbauten Opernhauses, das an die Stelle des ein Jahr vorher von Grund aus abgebrannten, auf Subskription der Vornehmsten und Reichsten vom Adel errichtet worden war, bestimmt. Der Direktor desselben, Graf Bevilaqua, ein Associé der Gesellschaft, hatte zur Einweihung die Metastasische Oper Il trionfo di Clelia angeordnet und Gluck zur Bearbeitung dieses Stücks verschrieben.

Das Orchester bestand aus etlichen siebenzig Personen. Da in Italien bei so großen Orchestern zwei Flügel üblich sind, so wurde zum zweiten der bekannte Kapellmeister Mazzoni bestimmt. Er war in Bologna ansässig und zugleich in einigen der angesehensten Kirchen, Klöster und Prälaturen besoldeter Kapellmeister.

Der Graf Bevilaqua, ein sehr liebenswürdiger Kavalier, nahm uns sehr gütig auf. Gluck stellte mich ihm als seinen Scholaren vor; denn wir hatten verabredet, daß ich mich nirgends eher als Konzertspieler angeben sollte, bis wir nicht erst die vornehmsten Violinisten gehört hätten.

Digitized by Google

Gluck bezeigte dem Grafen sein Verlangen, die Sänger von der Oper zu hören, und sogleich besorgte er ein Konzert von dreißig der besten Subjekte in seinem Hause für den folgenden Nachmittag, wo außer uns dreien sonst keine Zuhörer war. Ich war außerordentlich entzückt über die Girelli, über Mansoli und Tibaldi, vorzüglich aber gefiel mir eine Arie, bei welcher Aquilar mit der Hoboe seiner Frau akkompagnierte. Auch hörte ich Luchini und Spagnoletti jeden ein Violinkonzert spielen. „Nun", sagte Gluck heimlich zu mir, „vor diesen zween Hexenmeistern brauchen Sie sich eben nicht zu fürchten." Ich dachte das wohl eben auch, aber ich erwiderte: „Ich dächte, sie spielen beide sehr gut, nur hat jeder eine andere Methode."

Nun fing Gluck an zu komponieren. Da er aber in Wien schon viel vorgearbeitet hatte, so gab er nach zehn Tagen den ersten Akt zum Abschreiben.

Des Nachmittags arbeitete Gluck niemals, sondern bloß am Abend und am Vormittage. Nach Tische gingen wir Besuche zu machen, sodann auf das Kaffeehaus, wo wir gewöhnlich bis zum Abendessen blieben.

Eine unserer ersten Visiten machten wir dem großen Farinelli, von dem meine Leser schon wissen, daß er sich nach dem Tode seines großen Wohltäters, des Königs von Spanien, hierher begab. Er war damals schon ein Greis von beinahe achtzig Jahren. Er lud uns einige Male zu Gaste und bewirtete uns königlich. Allein es war kein Wunder, denn er war gegen eine Million reich. Ich erinnerte ihn an Mad. Tesi, erzählte ihm, wie ich jahrelang mit ihr in einem Hause gelebt usw., und das brachte mir bei ihm Vorteil.

Auch besuchten wir den weltbekannten klassischen musikalischen Diktator, den Padre Martino. Er war fast

ebenso alt als Farinelli, und beide waren innige Busenfreunde. Gluck kannte ihn schon viele Jahre und reiste nie durch Bologna, ohne diesem padre di tutti i maestri (wie ihn noch heute alle Kapellmeister nennen) seine Ehrfurcht zu bezeigen.

Zufälligerweise erfuhr der Kapellmeister Mazzoni, daß ich ein Violinspieler sei, und nachdem er mich gehört, ersuchte er mich, bei dem großen Kirchenfeste, das bei San Paolo gehalten werden würde und wozu er sowohl die beiden Vespern als das Hochamt neu komponiert habe, früh beim Hochamte mich mit einem Konzerte hören zu lassen. Ich willigte ein.

Am Nachmittage vor dem großen Festtage ging ich mit Gluck in diese Kirche, um Mazzonis erste Vesper zu hören. Die Musik bestand mit Chören und Instrumenten aus mehr als hundert Personen. Die Komposition war schön und prachtvoll, nur schien sie mir für die Kirche ein wenig zu munter und profan; denn sie glich – die musterhaften Fugen ausgenommen – mehr einer opera seria als einer Kirchenmusik. Zwischen den Psalmen spielte Spagnoletti ein Konzert von Tartini, das ich vor einigen Jahren einstudiert hatte. Die ganze Kirche war voll von Kennern und Musikliebhabern, und man sah aus den Mienen aller Zuhörer, daß der Violinist allgemeinen Beifall fand. Gluck sagte zu mir: „Nun können Sie auf den Beifall Ihrer Zuhörer morgen sichere Rechnung machen, da sowohl Ihre Komposition als Ihr Vortrag viel moderner ist."

Schon war es ruchbar, daß am folgenden Tage beim Hochamte ein deutscher Virtuos sich auf der Violine hören lassen würde. Als wir aus der Kirche kamen, hörten wir, daß zwei Herren zueinander sagten: „Domani mattina sentiremo un virtuoso tedesco", worauf der

Digitized by Google

der andere erwiderte: „Temo, che si farà canzenar, dopo che abbiamo sentito quel bravo Spagnoletti.“ (Ich fürchte, er wird sich auslachen lassen, nachdem wir den braven Spagnoletti gehört haben.) – Aber als ich den Tag darauf ein Konzert von meiner Komposition spielte, ward ich doch nicht ausgelacht, wie jener Herr prophezeit hatte. Gluck, Herr Bevilaqua und Sign. Mansoli gratulierten mir zu dem allgemeinen Beifalle, den ich von allen Zuhörern eingeerntet hätte. Gluck erzählte mir, daß er sich geflissentlich an die gestrigen beiden Kritiker herangedrängt habe, um ihr Urteil zu hören, und da habe denn der eine von ihnen ausgerufen: „Per Dio! quel ragazzo suona come un angelo“ (Bei Gott! der junge Mensch spielt wie ein Engel), und der andere hinzugesetzt: „Come è mai possibile, che une tartaruga tedesca possa arrivare a tale perfezione?“ (Wie ist's möglich, daß eine deutsche Schildkröte zu einer solchen Vollkommenheit gelangen kann?) Worauf er denn sich die Freiheit genommen, zu dem zweiten zu sagen: „Signor, con permissione! Anch' io sono una tartaruga tedesca, ma con tutto questo ho l'honore di scriver l'opera nuova per l'apertura del teatro ristabilito.“ (Mit Erlaubnis, mein Herr: Auch ich bin eine deutsche Schildkröte, aber bei alledem habe ich die Ehre, die neue Oper bei Eröffnung des wieder aufgebauten Theaters zu schreiben.) Der eine habe darauf depreziert und versichert, daß er von nun an von dem Vorurteile, das man ihm von der deutschen Nation beigebracht habe, gänzlich geheilt sei.

Kaum hatte Gluck seine Erzählung geendigt, so kam der Pater Prior des Klosters mit noch zwei Ordensgeistlichen und dankte mir für meine Mühe; da er aber, sagte er, aus seinem stalo (Beichtstuhl) in der Kirche bemerkt hätte, welchen Beifall ich bei den Zuhörern erworben habe,

Digitized by Google

habe, so wage er die Bitte, daß ich heute nachmittag bei der Vesper noch ein Konzert spielen möchte. Ich schlug es ihm aber rund ab. Mein guter Prior ließ demungeachtet nicht nach. Doch da Graf Bevilaqua versicherte, dies sei eine Distinktion, die, solange Bologna stehe, noch keinem Virtuosen zuteil geworden sei, und daß es in der Stadt eine allgemeine Sensation machen würde, so willigte ich ein.

Am Abend war die Kirche gedrängt voller Menschen, und eine Menge hatte wieder fortgehen müssen, die keinen Platz mehr finden konnte. Ich spielte – aber hatte ich vormittags gut gespielt, so gelang es mir jetzt noch einmal so gut.

Nach der Vesper wurden wir im Kloster bewirtet, wobei Gluck, ich, Mazzoni und die beiden Kastraten Potenza und Nicolini, die am heutigen Tage gesungen hatten, zugegen waren. Es war wirklich ein sardanapalisches Souper, denn alles, was nur Italien Leckerhaftes um diese Zeit hervorbrachte, ward zum besten gegeben. Wir schwelgten da bis gegen Mitternacht und gingen recht echt musice nach Hause.

Von diesem Nicolini muß ich doch ein Geschichtchen erzählen, wovon ich Augen- und Ohrenzeuge war. Er war nach dem Schlage vieler junger Kastraten lebhaft, keck, munter, plauderhaft und arrogant. Seiner Gewohnheit nach hatte er die Augen mehr in der Luft als auf der Erde. Wir kamen um eine Ecke, um in eine andere Straße einzubiegen, in der ein blinder Bettler auf der Erde saß. Nicolini, der ihn nicht gewahr wurde, stolperte über seine Füße, so daß er bald gefallen wäre. Voller Ingrimm schrie er mit seiner sonoren Kastratenstimme: „Eh! cane d'un orbo maledetto!“ (Du verfluchter blinder Hund!) Der Bettler, der ihn wegen seiner

ner Diskantstimme für eine Weibsperson hielt, blieb ihm nichts schuldig: „Eh! Putana di strada!" schrie er ihm nach, „Perchè strapazzi un povero orbo mendicante?" (I du Straßenhure! Warum schimpfst du einen armen blinden Bettler?) Wir alle brachen in ein helles Gelächter aus, besorgten aber doch Mißhandlungen für den armen Teufel von seiten Nicolinis. Allein der griff in die Tasche, nahm zwei Lire (acht Groschen) und drückte sie dem Bettler mit den Worten in die Hand: „Nun, Alter, da du es doch einmal erraten hast, wer ich bin, so schenk ich dir zwei Lire zum Almosen." Der Blinde, als er wirklich diese Münzen in der Hand fühlte, raffte sich dankbar zusammen, schloß die Hände mit seiner Krücke bittend ineinander und sagte: „Gott vergelte es und verleihe Euch dafür die Gnade, daß Ihr Euch gleich der heiligen Magdalene bekehren, Euer schändliches Leben verlassen und Buße tun möget!" – Hatten wir nicht gelacht, so mußten wir noch zehnmal mehr lachen. Es war eine der komischsten Szenen meines Lebens.

Das Geschichtchen verbreitete sich bald in ganz Bologna, und von Stund an nannte man den Nicolini la Santa Maddalena.

Es ist in Italien bei den Klöstern Sitte, daß, wenn jemand von einem Kloster ein Präsent erhält, ihm solches öffentlich mit einem eigens hierzu bestimmten Apparat in seine Wohnung getragen wird. Es pflegt gewöhnlich ein Mann in schwarzer spanischer Tracht mit einer großen Perücke voranzugehen, dann folgen zwei Kirchendiener in Chorröcken, die das Präsent auf einem ungeheuren silbernen Präsentierteller mit zwei Henkeln und mit einem Stück Damast zugedeckt tragen; hinter ihnen kommen zwei andere Laienbrüder in ihrem Mönchshabit, worüber sie weiße Rockette anhaben. Wenn auch gleich

Digitized by Google

gleich die Wohnung desjenigen, der das Geschenk erhält, nahe bei dem Kloster ist, so geht doch – man sehe die Eitelkeit der Mönche! – diese Karawane mit manchen Umwegen durch die Hauptplätze und Straßen der Stadt; und obschon jeder Einwohner ohnehin weiß, daß jemand ein Präsent bekommt, so hat doch der voraufgehende Mann den Befehl, jeden Wißbegierigen aufzuklären, woher, wohin und warum dieses Präsent komme.

Am andern Morgen kam mein Wirt und meldete mir, daß eine Deputation von San Paolo da sei und vorgelassen werden wolle; ich würde, sagte er, ein Präsent bekommen, wofür ich dem Überbringer einen scudo (harten Taler) zum Trinkgeld (bonamano) geben müsse. Ich ließ die Leute eintreten. Der Deputierte hielt eine Anrede an mich, die über eine Viertelstunde dauerte und immer weiter nichts enthielt als Danksagungen von seiten des Priors und des ganzen Konvents, und wie sehr sie mich bitten ließen, in Betracht ihrer überaus großen Armut (die ich denn doch bei dem gestrigen sardanapalischen Souper nicht wahrnahm) mit diesem kleinen Geschenke vorliebzunehmen. Es bestand aus mehr als zwanzig Pfund der herrlichsten kandierten Früchte und des allerbesten Zuckerwerks. Dabei lagen sechs Paar weißseidene und sechs Paar schwarzseidene Neapolitaner Strümpfe, sechs doppelseidene Mailänder Schnupftücher und zwölf größere und kleinere Reliquien, welche alle in silbernen fil di grano gefaßt waren. Ich ließ dem Prior und dem ganzen Konvent meinen Dank vermelden, gab dem Demosthenes mit der Perücke seinen scudo, und mit tiefen Bücklingen und Kratzfüßen entfernten sie sich.

An ebendemselben Nachmittage, als wir gerade nach dem Kaffeehause gehen wollten, kam der ehrwürdige Greis Padrei Marton zu uns, um seine Gegenvisite zu machen.

Digitized by Google

machen. Bei dieſer Gelegenheit erſuchte er mich, ich möchte bei der bevorſtehenden großen Feierlichkeit in ſeiner Kirche ein Konzert ſpielen; doch verlange er es nicht umſonſt und hoffe, daß ich mit der gewöhnlichen Taxe von 12 Doppien (Doppeldukaten) zufrieden ſein würde. Ich antwortete, daß ich nur unter der ausdrücklichen Bedingung, keine Bezahlung annehmen zu dürfen, ſpielen würde und daß ich die Ehre, von dem ‚Vater der Muſik' dieſes Vorzugs würdig geachtet zu ſein, weit höher als alles Gold ſchätze. Der gute Greis dankte mir für meine, wie er ſie nannte, ſchöne Denkungsart, und nachdem er ſich noch eine halbe Stunde bei uns aufgehalten hatte, ging er ſo, wie er kam, von einem Laienbruder am Arm geführt und auf eine Krücke geſtützt, fort.

Bald wurde es in Bologna ruchbar, daß ich vom Padre Martino zu dem erſten Feſttag der überaus großen Feierlichkeit per la visità della Madonna di San Luca geladen ſei; man wußte ſogar, daß ich die mir angebotene Bezahlung ausgeſchlagen und bloß zur Ehre Gottes zu ſpielen verſprochen habe.

Der Tag kam heran, an welchem die erſte Feierlichkeit des Umgangs des wundertätigen Madonnenbildes, das der Evangeliſt Lukas gemalt haben ſollte, und welche drei Tage dauerte, begann. Wir gingen zur Veſper in die Kirche. Die Kompoſition war vom Padre Martino. Ach! welch ein Abſtich war zwiſchen dieſer Muſik und der von Mazzoni!! – So einen majeſtätiſchen, erhabenen und rührenden Kirchenſtil habe ich nie gehört. Selbſt Caldaras Kompoſition mußte dieſer Arbeit weit nachſtehen. In einem Pſalm – mich dünkt, es war ein Magnificat – war das Amen eine achtſtimmige Fuge. Ach Gott! welch ein künſtliches Gewebe! – Man ſtelle ſich die Wirkung vor, welche dieſe herrliche Fuge machen mußte, da das Or-

Digitized by Google

Orchester aus 160 Personen bestand, unter welchen achtzig Vokalstimmen waren!

Am folgenden Morgen ging ich mit Gluck zu diesem verehrungswürdigen Greise, der uns auf eine Schokolade gebeten hatte. Wir äußerten unser Erstaunen über das herrliche Werk, die Vesper nämlich, die wir gehört hatten. „Vermutlich", sagte er, „werden die gestrige Vesper und das heutige Hochamt mein Schwanengesang sein; denn ich fühle bereits die merkliche Abnahme meiner Leibes- und Seelenkräfte." Wir bedauerten, daß wir wohl niemals wieder Gelegenheit haben würden, die achtstimmige Fuge zu hören. „Ei", versetzte der liebenswürdige Greis, „ich werde diese Fuge statt dem Amen im Credo, das aus eben dem Tone ist, einlegen, und soweit ist Ihr Wunsch befriedigt."

Bei dem Graduale spielte ich mein Konzert mit aller möglichen Anstrengung, und es glückte mir vollkommen, weil ich mich acht Tage darauf präpariert hatte. Bald nach meinem Konzert verfügte ich mich mit Gluck nach der Kirche, um das Credo und das Amen in der Entfernung zu hören. Welche neue Schönheiten entdeckten wir heute bei der achtstimmigen Fuge, die uns gestern entschlüpft waren! Wonnetrunken gingen wir nach Hause und setzten uns zu Tische. Bald nach der Mahlzeit kam unser Wirt, brachte einen ziemlichen Pack in Papier versiegelt und sagte: „Padre Martini schickt Ihnen beiden einige Pfund Schokolade." Auf dem Paket war von seiner eigenen zitternden Hand geschrieben: 12 libre per il mio caro amico, il Cavagliere Gluck, e 12 libre per il mio caro figliuolo, il Signor Carlo Ditters.

Am folgenden Morgen trat unser Wirt in mein Zimmer mit der Nachricht, unten sei ein Kerl, der mich zu sprechen verlange, er sei aber so zerlumpt und sehe so ver-

Digitized by Google

verdächtig aus, daß er Bedenken getragen habe, ihn vorzulassen. Er verlange aber durchaus, mich selber zu sprechen. „Ich rate Ihnen nicht", setzte er hinzu, „daß Sie allein bleiben; man darf nicht jedermann trauen. Ich will daher meine zwei handfesten Hausknechte mit mir heraufnehmen, dann mag er immer kommen. Unterdessen riegeln Sie gleich hinter mir die Tür ab und machen Sie nicht eher auf, als bis Sie meine Stimme hören." – Der Wirt ging; ich schloß ab und bat Gluck, auf mein Zimmer zu kommen. Zu mehrerer Sicherheit nahm ich meine beiden Sackpistolen. Eine hielt ich unter meinem Schlafrock versteckt, die andere verbarg Gluck unter seinem Kleide.

In einer Weile hörte ich klopfen, und der Wirt meldete sich mit den Worten: „E permesso?" Ich schob den Riegel auf und trat mit Gluck hinter einen Tisch, der mitten im Zimmer stand. Der Wirt kam mit den Hausknechten, die an der Tür stehen blieben, zuerst herein und hinter ihnen der zerlumpte Kerl, der mich fragte, ob ich der junge deutsche Virtuose wäre, der gestern bei den Minoriten gespielt hätte? – „Ja!" antwortete ich; „e poi?" (und was weiter?), und währenddem zog ich die Pistole gleichsam spielend unter dem Schlafrock hervor, Gluck tat ein Gleiches. Der Kerl lächelte, sah sich nach den beiden Hausknechten um und sagte mit komischem Lächeln: „Die Vorsicht hätten Sie nun eben nicht nötig; ob ich gleich schlecht angezogen bin, so bin ich doch ein galant'uomo". „Aber so sagt, was Ihr wollt", redete der Wirt ihn an. Ohne ein Wort zu antworten, griff er in die Tasche, zog ein Billett samt einem kleinen Schächtelchen hervor und legte beides auf den Tisch. – „Was soll das?" fragte ich. – „Ich weiß nicht; belieben Sie nur das Billett zu lesen." – Ich las, und mit geflissentlich

Digitized by Google

lich verstellten Zügen stand folgendes in italienischer Sprache darin: ‚Nehmen Sie beiliegendes Schächtelchen als einen Beweis des Vergnügens, das mir Ihr gestriges Konzert in der Minoritenkirche verursacht hat, und belieben Sie beiliegenden Empfangsschein zu unterschreiben.'

Ich ließ das Schächtelchen von dem Überbringer öffnen, und es war eine schöne goldene Uhr darin. Ich unterschrieb den Schein; er nahm ihn. Aber den scudo, den ich ihm geben wollte, schob er zurück und entfernte sich, ohne mir weder auf Bitten noch Drohen sagen zu wollen, von wem das Geschenk käme. „Ich habe mein Wort gegeben, es nicht zu verraten", sagte er; „son galant'uomo, e tanto basta." Und so ging er.

Wir sannen nach, von wem wohl das Geschenk kommen möchte, und wir mutmaßten endlich, daß es von den Patern Minoriten sein könnte.

Am folgenden Tage waren wir bei Farinelli zu Mittag gebeten, und wir trafen eine ansehnliche Gesellschaft dort an. Wie erstaunte ich, als ich bei dem Essen in seinem Kammerdiener dieselben Gesichtszüge des gestrigen Kerls zu erkennen glaubte. Nach dem Essen richtete ich einige unbedeutende Fragen an ihn, und sein Ton der Stimme war ebenfalls der nämliche, und also wußte ich, woran ich war. Alles Ableugnen von seiten Farinellis half nichts, er mußte es eingestehen; aber mit vieler Feinheit wußte er mich alles Dankes dafür zu überheben, und es durfte davon keine Rede mehr sein. –

Endlich kam es zur Aufführung der Gluckschen Oper. Sie gefiel ungemein, ungeachtet sie lange nicht nach der Idee des Komponisten ausgeführt wurde. Soviel man des Rühmens von den italienischen Orchestern überhaupt macht, so unzufrieden war Gluck damit. Siebenzehn große

große Proben wurden gehalten, und demungeachtet fehlte bei der Produktion das Enſemble und die Präziſion, die wir bei dem Wiener Orcheſter von jeher zu hören gewohnt waren.

Nach der dritten recita wollten wir nach Venedig zurückkehren, um all' Ascensione (zur Himmelfahrt), bei welcher Feierlichkeit immer vier oder fünf Theater zu gleicher Zeit in Venedig offen ſind, die neuen Opern daſelbſt zu hören und dann nach Mailand, Florenz und überhaupt nach andern großen Städten Italiens zu reiſen. Allein wir erhielten Briefe vom Grafen Durazzo, der uns nach Wien zurückberief, weil gegen Anfang des Herbſtes die römiſche Königskrönung des nachherigen Kaiſers Joſeph II. zu Frankfurt am Main vor ſich gehen ſollte. Wir mußten daher unſer Vorhaben' aufgeben. Unterdes machten wir noch einen kleinen Abſtecher nach Parma, woſelbſt wir die Oper Catone in Utica von Bachs Kompoſition (dem nämlichen, der nachher mit dem Namen des Londner Bachs in Deutſchland benannt wurde) hörten. Etliche Arien waren ſehr ſchön, die übrige Muſik aber war, nach italieniſcher Sitte, nur ſo hingeworfen. In Parma beſchloſſen wir, einen andern Weg nach Wien zu nehmen. Wir gingen daher über Mantua, Klagenfurt, Trient ꝛc. nach Wien zurück. Kaum waren wir angekommen, ſo ward die Krönung bis auf künftiges Jahr verſchoben, und ich hatte die Reue, Italien ganz unnötigerweiſe ſo frühe verlaſſen zu haben.

Während ich in Italien war, kam der große Violiniſt Lolli nach Wien, wo er ſich einige Monate aufhielt und viel Geld erwarb. Mein älterer Bruder konnte mir gleich am Abend meiner Rückkunft nicht genug von der Senſation ſagen, die ſein Spiel überall gemacht hatte. Auf meine

Digitized by Google

meine Frage, in welcher Manier er spiele, gab er mir eine Sonate von ihm, der er habhaft geworden war, und versicherte mich, aus dieser könne ich mich ganz in seiner Spielart orientieren; denn was sie enthalte, komme mit einiger Veränderung in allen seinen Stücken vor. Ich sah sie durch, und die ganz eigentümlichen Passagen machten mir das vollkommen begreiflich. – „Wie ist sein Adagio?" fragte ich. „Nicht sonderlich!" versetzte mein Bruder, „und überdies lebt und webt es darin von allerhand krausen Bocksprüngen. Indes bedauern deine Freunde dich sehr, weil die meisten Wiener sagen: Nun ist unser armer Ditters abgestochen. Allein ich weiß gewiß, wenn du acht Tage darauf studierst, machst du alle Passagen nach." – „Behüte Gott!" sagte ich. „Ich muß gerade das Gegenteil tun und durch solides Spielen und Ausdruck im Adagio abzustechen suchen."

Am folgenden Morgen ging ich mit Gluck zum Grafen Durazzo, um unsere Zurückkunft zu melden. Ich bat den Grafen, mich einen Monat lang mit Konzertspielen zu verschonen, weil ich während meiner Abwesenheit von Wien einige neue Konzerte entworfen hätte, die ich aber erst ausfeilen und gut einstudieren müßte, um alsdann mit neuen Gedanken auftreten zu können. „Brav, mein Sohn!" sagte der Graf; „ich gebe Ihnen sechs Wochen Zeit, denn Sie werden einen schweren Stand haben. Lolli hat erstaunende Sensation gemacht; aber ich verlasse mich doch auf Sie."

Ich sperrte mich ein, schützte Krankheit vor und studierte vom Morgen bis zum Abend. Ehe noch vier Wochen verstrichen waren, meldete ich mich beim Grafen und sagte, ich sei nun vollkommen bereit aufzutreten. Er bestimmte hierzu den nächstfolgenden Akademietag im Theater.

Ich

Digitized by Google

Ich ſpielte mein neues Konzert, deſſen erſtes Allegro keine ſehr großen Schwierigkeiten enthielt. Im darauffolgenden Adagio befliß ich mich, dasſelbe in der Singart des im Adagio und hauptſächlich im rubbamento di tempo vortrefflichen Kaſtraten Potenza, den ich öfter in Bologna gehört hatte, vorzutragen. Um aber den Zuhörern doch auch zugleich zu zeigen, daß ich imſtande ſei, Schwierigkeiten zu exekutieren, hatte ich das Finale mit ſehr ſchwer ſcheinenden, aber doch gut in der Hand liegenden Paſſagen hinlänglich gepfeffert. Dies überraſchte das Publikum ſo ſehr, daß keine Hand war, die nicht Beifall klatſchte; und mit einer Stimme ſchrie alles überlaut: „Finale da capo! Finale da capo!" – Durch dieſen Beifall aufgemuntert, wiederholte ich das Finale in einem noch raſcheren Tempo, ſpielte es mit der größten Fertigkeit, und bei der letzten Kadenz fiel ich in ein Capriccio, ging durch Arpeggios in verſchiedene Töne, aus denen ich mich wieder herauswand, und ſchloß mit einem Doppeltriller, den man von mir noch nie gehört hatte. Kurz, ich hatte das Glück, den Lolli aus dem Sattel zu werfen, und in Wien erſcholl der allgemeine Ruf: Lolli erregt Erſtaunen, Ditters erregt es auch, ſpielt aber zugleich fürs Herz.

Den Reſt des Sommers und den folgenden Winter brachte ich, außer meinen Dienſtgeſchäften, in öftermaliger Geſellſchaft des liebenswürdigen Joſeph Haydn zu. Welcher Freund der Muſik kennt wohl nicht den Namen und die ſchönen Arbeiten dieſes ausgezeichneten Komponiſten? – Über jedes neue Stück, das wir von andern Tonſetzern hörten, machten wir unſere Bemerkungen unter vier Augen, ließen jedem, was gut war, Gerechtigkeit widerfahren und tadelten, was zu tadeln war.

Ich

Digitized by Google

Ich rate jedem angehenden Tonsetzer, mit einem seiner Kollegen ohne Neid und Mißgunst eine genaue Verbindung zu stiften und das zu tun, was ich und Haydn mit unserm Nachforschungsgeiste taten; ich stehe ihnen dafür, daß nichts mehr imstande sein wird ihn zu bilden als dergleichen freundschaftliche Bemerkungen, wenn anders alle Vorurteile dabei beseitigt sind. Er wird davon nicht nur den Nutzen haben, sich mancher Schönheit mit sicherer Wirkung bedienen zu können, sondern wird auch lernen, jene Klippen, an welchen dieser und jener Komponist gescheitert ist, sorgfältig zu vermeiden. Es ist übrigens gar nichts Neues, was ich da sage; denn es ist weltbekannt, daß Kritik – echte, unparteiische Kritik wahrer Kenner – von jeher allen schönen Künsten und Wissenschaften den ergiebigsten Nutzen gebracht hat und immerfort verschaffen wird.

Digitized by Google

Vierzehntes Kapitel

Schlechter Gewinn bei Josephs II. Königskrönung Graf Spork und ich im Mißverstande / Der Bischof von Großwardein / Mein Engagement

Die Zeit der Krönung des Erzherzogs Joseph nahte heran. Graf Durazzo, der selbst mit nach Frankfurt ging, beorderte Gluck, den Kastraten Quadagni, mich und noch zwanzig Personen von der kaiserlichen Hofkapelle zu dieser großen Feierlichkeit. Die beiden ersten erhielten 600 Gulden Reisekosten und täglich 6 Gulden Diäten; ich aber und die andern zwanzig von allen nur die Hälfte. Man kann sich leicht vorstellen, daß niemand von uns weder bei der Reise noch bei der Verteuerung der Lebensmittel, die bei einem solchen Zulauf eine ganz natürliche Folge ist, Seide spinnen konnte. Statt etwas zu gewinnen, mußten wir zusetzen.

Da ich nun in der Qualität eines kaiserlichen Hofvirtuosen, wie mein Paß lautete, in Frankfurt zum erstenmal auf dem Römer, zum zweitenmal aber in des Kaisers Quartier, jedesmal bei öffentlicher Tafel, mit einem Konzert auftreten mußte, so wollte ich doch auch dem

Digitized by Google

kaiserlichen Hofe Ehre machen und schaffte mir zwei prächtige Kleider an, die mir gegen 700 Gulden zu stehen kamen, in der Hoffnung, daß ich, wie mir vom Kameralzahlamte versichert wurde, ein beträchtliches Douceur bekommen würde. Allein, wie es denn in der Welt zu gehen pflegt, daß der das wenigste erhält, der es am ersten verdient, so ging es hier. Gluck und Quadagni bekamen bei unserer Zurückkunft in Wien, außer jenen Diäten, annoch jeder 300 und ich armer Teufel nicht mehr als 50 Dukaten. Es ist also offenbar, daß mir die Ehre, als Titularvirtuos bei der größten Feierlichkeit Deutschlands figuriert zu haben, einen Schaden von 400 und etlichen Dukaten verursachte. Selbst Graf Durazzo war hierüber aufgebracht, als er davon hörte. Da er aber reich genug dazu war, so schenkte er mir aus seinem Beutel 50 Dukaten.

Schon waren wir, da mein Kontrakt in einigen Monaten zu Ende ging, übereingekommen, daß ich nunmehr eine jährliche Gage von tausend Gulden haben, dafür aber, wie bisher, so oft es befohlen würde, im Theater und bei Hofe Konzert spielen, auch bei der italienischen Oper das Orchester als erster Violinist anführen sollte, als er mir drei Tage nachher bekannt machte, daß er zum kaiserlichen Botschafter nach Venedig ernannt worden sei, mich aber seinem Nachfolger, dem Grafen Wenzel Spork, sobald er von Prag hier eingetroffen sein würde, kräftig empfehlen und ihn zu bewegen suchen wolle, mir den mündlich verabredeten Akkord zu halten.

Vierzehn Tage nachher kam Graf Spork und übernahm die Direktion. Ich meldete mich bei ihm, und er ließ mich vor. Als ich eintrat, lag er auf einem Sofa hingestreckt und rückte und rührte sich nicht. „Hör Er", fing er an, „ich weiß schon, daß Sein Kontrakt mit dem

Theater

Digitized by Google

Theater nun bald zu Ende geht; will Er ſich neuerdings um den nämlichen Gehalt, den Er vorhin gehabt hat, engagieren?" Mir fuhr das Er gewaltig vor den Kopf. „Ew. Exzellenz halten mir zur Gnade", antwortete ich; „ich weiß nicht, wie ich dazu komme, daß Sie mich Er heißen. Ich habe öfters die Ehre gehabt, bei Ew. Exzellenz Vorfahr und andern kaiſerlichen Geheimen Räten zu ſpeiſen, und keiner von ihnen hat mich Er geheißen. So eine Herabſetzung bin ich nicht gewohnt und beleidigt mich!" – Der Graf ſtutzte, und indem er ſich verlegen das Kinn ſtrich, ſagte er in einem drollig betroffenen Tone: „So? – Seht doch, welch ſtolzes junges Herrchen! Doch – es kommt mir auch darauf nicht an: Alſo wollen Sie einen neuen Kontrakt eingehen?"

„Für das bisherige Bagatell kann ich nicht mehr dienen." Er wollte zulegen, aber es fehlte noch viel an jenen tauſend Gulden. „Wenn er Sie", ſagte Graf Durazzo, dem ich das erzählte, „gehört haben wird, wird er ſich wohl dazu verſtehen; wenn nicht, ſo gehen Sie mit mir nach Venedig, und ich gebe Ihnen 200 Dukaten, meine Tafel und freie Wohnung." Da ich aber wußte, daß weder die Botſchafter ſelbſt noch die Leute von ihrem Gefolge irgendeinen Umgang mit eingeborenen Venezianern haben dürfen, weil dieſes ihren Staatsmaximen entgegen iſt, ſo deprezierte ich mit aller möglichen Beſcheidenheit.

Um aber ſowohl den Grafen Spork als das Wiener Publikum nach mir lüſtern zu machen, erfand ich folgenden Kunſtgriff. Ich ſah vorher, daß künftigen Freitag die Tour ein Konzert im Theater zu ſpielen an mich kommen würde; daher nahm ich mir vor, mich krank zu ſtellen und wenigſtens unter vier Wochen kein Konzert zu ſpielen, damit ich Zeit gewönne, ein paar Konzerte,

Digitized by Google

die ich skizziert hatte, ins Reine zu bringen und einzustudieren. Da ich aber bei jeder andern vorgeblichen Krankheit Gefahr lief, entdeckt zu werden, so verfiel ich auf eine Verrenkung der Achsel. Auf die Treue meines Bedienten sowie auf die Verschwiegenheit meines Barbiers konnte ich mich verlassen. Ich blieb also zu Hause, und so oft jemand sich bei mir melden ließ, bespritzte ich das Zimmer mit Kampfergeist und schob ein Kissen unter meinen Schlafrock gerade über die rechte Achsel. Niemand zweifelte an der Wahrheit meines Unglücks.

Noch waren nicht drei Wochen verstrichen, als ich mit allem fertig war. Der freiwillig mir aufgelegte Hausarrest ward mir zuwider, und ich fing an auszugehen. Mein erster Gang war zum Grafen Spork, dem ich plausibel zu machen wußte, daß ich unter vierzehn Tagen noch nicht spielen könne, und er erteilte mir diese Frist sehr gerne.

Endlich erschien der Abend, an welchem ich auftreten sollte. Das Theater war gepfropft voll. Mein neues Konzert gefiel so, daß ich das letzte Allegro wiederholen mußte, das ich sodann wieder rascher nahm und variierte. Der Beifall war allgemein.

Am folgenden Morgen ließ der Graf mich rufen. „Ich sehe ein", sagte er, „daß ich Ihnen etwas zulegen muß." Er bot 700, er bot 800 Gulden. Ich nahm sie nicht an. „Nun", sagte er, „mehr kann und will ich nicht geben." – „Wie es Ew. Exzellenz beliebt!" versetzte ich, machte meine Verbeugung und ging.

Zu dieser Zeit kam der Bischof von Großwardein von der berühmten Familie Patachich in Kroatien, der, wie die meisten ungarischen Magnaten und Obergespane zu dem Landtage nach Preßburg berufen war, nach Wien. Er hörte mich bei Hofe spielen, ließ mich rufen und erzählte

zählte mir, daß er nicht nur ein außerordentlicher Freund der Musik sei, sondern auch seine eigene Kapelle habe; da aber sein bisheriger Musikdirektor Michael Haydn (ein Bruder von Joseph Haydn) nach Salzburg als Konzertmeister gehe, so offeriere er mir dessen Stelle mit einem jährlichen Gehalt von 1200 Gulden, der herrschaftlichen Tafel, freier Wohnung und freier Besoldung, Kost und Livree für meinen Bedienten. Ich antwortete dem Bischof, daß ich dies Anerbieten auf der Stelle annehmen würde, wenn ich nicht gerade mit der Theaterdirektion in Unterhandlung stünde, versicherte aber zugleich, daß ich, falls die Sache sich nicht machte, ihm zu Befehl stehen wolle. Da er mir sagte, daß er noch drei Tage in Wien bleiben wolle und alsdann Gewißheit davon haben müßte, so versprach ich ihm, mich binnen dieser Zeit kategorisch zu erklären.

Am dritten Tage ging ich zum Grafen Spork. Er akkordierte nach einem langen Gespräch bis auf 900 Fl. hinauf. Ich ließ nicht nach. „Es tut mir leid", sagte ich endlich, „um so einer Kleinigkeit willen meinen Geburtsort verlassen zu müssen." „Nun", versetzte er, „damit Sie nicht sagen können, ich habe Sie daraus verdrängt, so will ich so räsonabel sein und Ihnen noch 50 Fl. zulegen." – „Und wenn mir", fuhr ich im übereilten Unwillen zu, „Ew. Exzellenz 999 Fl. 59 Kreuzer geben und es fehlt der sechzigste Kreuzer, so dien' ich nicht."

Er (sehr aufgebracht): Ei, seht doch! Das junge Bürschchen hat viele Eigenschaften eines Virtuosen, hauptsächlich aber eine ziemliche Portion Impertinenz.

Ich (kalt): Haben Ew. Exzellenz die Gnade, sich jetzt gleich zu erklären; denn es liegt mir daran, heute noch zu wissen, woran ich bin.

Er: Heute noch?

Ich:

Digitized by Google

Ich: Ja, Ew. Exzellenz.

Er (zornig): Und heute ist es mir gerade nicht gelegen. Scheren Sie sich Ihrer Wege, und erscheinen Sie nicht eher bei mir, als bis ich Sie rufen lasse!

Ich machte eine Verbeugung und ging, aber gerade in den Gasthof, wo der Bischof von Großwardein logierte. Ich schloß mit ihm ab und versprach, daß ich mit Anfang des folgenden Monats mit Sack und Pack in Preßburg eintreffen wolle, worauf er mir einen Vorschuß von hundert Dukaten auf die Hand zahlte.

Als ich an demselben Abend mit eben der Wirkung wie das vorige Mal mein zweites neues Konzert gespielt hatte, winkte mir Graf Spork aus seiner Loge, daß ich zu ihm kommen sollte. „Ungeachtet mich Ihre trotzige Antwort sehr beleidigt hat", sagte er, „so will ich doch darüber hinaussehen, und ich akkordiere Ihnen jetzt die verlangten tausend Gulden." Ich erklärte ihm aber die nunmehrige Lage der Umstände, und so leid es ihm tat, so ersahe er doch wenigstens zugleich, daß ich ihn durch meine ungestüme Forderung nicht hatte beleidigen wollen, und hatte die Güte, mich für den morgenden Tag zur Tafel zu bitten. Nach aufgehobener Tafel nahm er mich ans Fenster und sagte: „Sollte es Ihnen in Ungarn nicht behagen, so finden Sie hier immer ein Gehalt von tausend Gulden wieder. Unterdes, da Sie durch die etlichen Pas des deux, die Sie für die Turchi und den Paganina gemacht, gezeigt haben, daß Sie Talent für die Ballettkomposition besitzen, so will ich Ihnen alljährlich vier solcher Ballette zu komponieren geben, wodurch Sie einen Zuschuß von hundert Dukaten haben. Übrigens tut es mir leid, Sie verlieren zu müssen; aber mir sind vom Hofe die Hände gebunden, und ich muß mich einrichten. Auch habe ich allen von der Hildburghausischen

ſchen Kapelle, die Zulage oder Entlaſſung begehrten, die letztere aus eben dem Grunde geben müſſen."

Ich erſtaunte, den Grafen, der ſich erſt ſo brüsk gegen mich geäußert hatte, in einem ſo gütigen vertraulichen Tone mit mir ſprechen zu hören. „Verzeihen Ew. Exzellenz", ſagte ich zu ihm, „wenn ich Sie durch meine dreiſten Antworten beleidigt habe; ich kannte damals Ihr vortreffliches Herz nicht." Er lächelte, drückte mir die Hand und antwortete: „Auch ich kannte Ihren muſikaliſchen Wert und Ihren feſten Charakter nicht; es iſt daher das beſte, wir vergeſſen, was unter uns vorgefallen iſt. An mir ſollen Sie jederzeit einen Mann finden, der es gut mit Ihnen meint."

Wer hätte denken ſollen, daß wir ſo gut auseinandergehen würden!

Digitized by Google

Funfzehntes Kapitel

Ankunft in Preßburg / Reise nach Prag / Pichel

Zur versprochenen Zeit traf ich glücklich in Preßburg ein. Gleich bei der ersten Unterredung sagte mir der Bischof: „Ich habe durch Ihre Akquisition neue Lust bekommen, meine Lieblingsneigung, soviel in meinen Kräften steht, zu befriedigen, und ich sehe nicht ein, warum ich es nicht bei 80000 Fl. Einkünfte tun sollte. Ich habe mir daher vorgenommen, jährlich 16000 Fl. auf meine Kapelle zu verwenden. Hier ist die Liste, worauf die vorhandenen Mitglieder derselben verzeichnet sind, und hier eine andere von jenen, die ich zu haben wünsche. Ich gebe Ihnen den Auftrag dazu, und zu dem Ende werden Sie auf meine Kosten eine Reise nach Wien und Prag unternehmen, und mein Haushofmeister soll Sie begleiten, um Kontrakte abschließen zu können."

In Prag adressierte ich mich an Herrn Strohbach, ersten Violinisten in der Italienischen Oper, um mir mit gutem Rat an die Hand zu gehn. Er sagte mir, er wolle mir einen jungen Menschen schicken, den er mir als einen guten Orchesterspieler anpreisen könne, und dieser würde mir,

Digitized by Google

mir, seiner großen Bekanntschaft wegen, ebenso gut als er dienlich sein.

Am andern Morgen kam ein junger Mensch, der schon bei seinem Eintritte mein ganzes Herz an sich riß. Pichel hieß er. Er erbot sich, nicht allein selber als Violinspieler mitzugehen, sondern verschaffte mir auch obendrein Gelegenheit, die übrigen verlangten Subjekte in einem Collegium musicum bei den Karmelitern zu hören. Außer Pichel und Fuchs, welche beide Violinkonzerte sehr brav spielten, hörte ich einen gewissen Ungericht, der nicht nur ein guter Orchestergeiger, sondern auch Baßsänger war. Ferner Herrn Satza, einen sehr guten Flautraversisten, und die zwei sehr braven Waldhornisten Oliva und Pauer. Ich engagierte sie alle.

Da ich bald bei der ersten Sinfonie wahrnahm, daß hier das Orchester sehr gut war, so schickte ich heimlich nach meiner Violine und meinen Musikalien. Als ich sie alle gehört hatte, sagte ich: „Meine Herren! Sie haben für mich gespielt; es ist billig, daß ich auch für Sie spiele.“ Ich legte eine neue Sinfonie von mir auf, dirigierte sie selbst und spielte darauf ein Konzert und eine Sonate. – Pichel beredete mich darauf, mich öffentlich hören zu lassen, war gütig genug, alles Dahingehörige in der kurzen Zeit, die ich nur noch hier zu verweilen hatte, einen Tag nämlich, zu besorgen, und da man mir umsonst assistierte, so hatte ich eine reine Einnahme dafür von 418 Fl., davon ich 28 für ein Souper für die Musiker ausseßte.

In Wien engagierte ich als Violoncellisten den nachher so beliebt gewordenen Wenzel Himmelbauer und als Kontrabassisten den braven Pichelberger. Mit dem weit und breit berühmten Clavicembalisten und Organisten, dem Pater Michael aus dem Minoritenorden, konnte ich

ich aber seiner Verhältnisse wegen nicht zustande kommen, und er konnte erst durch unmittelbare Verwendung des Bischofs bei dem Provinzial gewonnen werden. Meine Rekruten trafen zur bestimmten Zeit ein, und der Bischof war mit meiner Wahl sowohl als mit meinem Akkord des Gehaltes vollkommen zufrieden.

Während ich in diesem Kommissionsgeschäft begriffen war, hatte der Bischof Herrn Renner, einen vortrefflichen Tenoristen, den Bonno gebildet hatte, in seine Dienste genommen. Aber er kam erst im August nach Großwardein, wohin wir schon Anfang April gingen.

Und so war nun alles nach Möglichkeit arrangiert.

Digitized by Google

Sechzehntes Kapitel

Ich werde Kapelldirektor / Mein erstes Benehmen Renner / Ungericht / Pater Michael / Stadler ꝛc. / Meine erste große Kantate / Errichtung eines Theaters / Mein Oratorium Isacco / **Kurzes Abenteuer mit der Tochter von einem adligen** cassae perceptor

Nach unserer Ankunft ließ der Bischof sowohl die in Großwardein einheimischen als die neu angeworbenen sowie auch die bei der Kathedralkirche befindlichen Musiker in den großen Speisesaal zusammenberufen und stellte mich ihnen förmlich als ihren sämtlich Kapelldirektor vor, zugleich befahl er ihnen, mir allen möglichen Gehorsam zu leisten; auch gab er mir in ihrer Gegenwart die Vollmacht, jedem, der seinen Dienst vernachlässigen oder sich sonst etwas zur Last kommen lassen würde, ohne erst viel zu fragen, nach meiner Willkür den Dienst aufzukündigen. „Zugleich räume ich meinem Kapelldirektor", fuhr er fort, „die Gewalt ein, alle und jede Händel, die ihr Herren untereinander habt, nach sei-

Digitized by Google

seinem Gutbefinden zu schlichten, und will, daß seine Entscheidung so respektiert werde, als wenn es meine eigene wäre. Sollte jemand ein Anliegen haben, worüber ich entscheiden soll, so muß es mir ebenfalls durch ihn vorgetragen werden, der ihm alsdann meine Resolution erteilen wird."

Eine große, sehr ausgedehnte Gewalt, die allerdings unter Umständen nicht wenig Mißbrauch zuläßt und die Rechte eines Kapellmitgliedes etwas sehr zurücksetzt, unterdes zur Erhaltung der Ordnung von der andern Seite wieder sehr nötig ist, da Musiker nicht selten übermütig, unruhig und querulierend zu sein pflegen und sich gern gegen ihre Vorgesetzten aufmachen.

Nachdem der Bischof abgetreten war, redete ich die Versammlung so an: „Meine Herren! Ungeachtet ich, außer Herrn Pichel, der Jüngste an Jahren unter Ihnen bin, so haben Sie doch nicht zu befürchten, daß ich die mir jetzt erteilte Gewalt mißbrauchen werde. Ich habe zwölf Jahre hindurch an einem noch größern Hof, als dieser hier ist, gedient, mithin hinlänglich gelernt, wie man sich im Herrendienste zu verhalten hat. Ich ersuche Sie demnach, untereinander verträglich zu leben. Niemand wird an einem Hofe von den andern Dienern höhern und niedern Ranges mehr beneidet und angefeindet als die Kapelle, weil jeder glaubt, daß die Musiker ein müßiges Leben führen und ihren Gehalt nicht verdienen. Aber man begreift nicht, wie viele Mühe und Zeit es kostet, ehe man es in der Musik so weit bringt, daß man einen honorablen Gehalt zu ziehen imstande ist. Wir müssen daher zusammenhalten und zeigen, daß wir uns einander selber ehrenwert halten. Ich verspreche Ihnen auf meine Ehre, daß ich, sobald nur einem von unserer Kapelle, und sollte es auch von einem der ersten Komitatsbeamten

ge-

Digitized by Google

geschehen, nur die mindeste unverdiente Beleidigung widerfährt, ich nicht eher rasten will, bis der Beleidigte vollkommen Satisfaktion erhalten hat. Endlich aber ersuche ich Sie bloß, wenn ich à la tête des Orchesters bin, mir genaue Folge zu leisten, und versichere Sie auch, daß Sie mich außer dem Dienste als Ihren trauten Freund und Bruder behandeln können."

Alle versicherten mich der Verträglichkeit unter sich und des bündigsten Gehorsams und hielten treulich Wort.

Der Bischof ließ mir acht Tage Zeit, ehe die erste vollständige Musik aufgeführt wurde. Während diesem ließ ich lange Pulte und Bänke machen; denn ich führte die Wiener Methode ein, sitzend zu spielen, und rangierte dabei das Orchester dergestalt, daß jeder Spieler gegen die Zuhörer Front machte. Alle Sonntage, Dienstage war Akademie. Alle Domherren sowie auch die kaiserlichen Offiziere und der gesamte Adel von Großwardein hatten Eintritt zur Musik und nachher zur Gesellschaft beim Bischof.

Das Orchester bestand aus 34 Personen, unter welchen 9 Livreebediente, ein Kammerdiener und ein Zuckerbäcker, ferner noch 7 Kapitularmusiker waren, die einigen Zuschuß dafür vom Bischof erhielten, so daß also für die Requisiten noch 5000 Gulden Kassenbestand blieben.

Als wir bei der ersten Probe, bei welcher der Bischof zugegen war, eine neue Sinfonie von mir mit Trompeten und Pauken durchgespielt hatten, stand ich auf und sagte: „Meine Herren! Ich habe eine Erinnerung zu machen, die aber nur die Schwächeren unter uns betrifft. Es sind mir verschiedene Unrichtigkeiten beim Vortrag aufgefallen, die ich niemals dulden werde. Erstens sind einige unter uns nicht rein gestimmt; zweitens sind die

Forte

Digitized by Google

Forte und Piano nicht nach der Vorschrift gehalten worden; drittens haben einige im Tempo bald geeilt, bald geschleppt, und endlich haben einige den unverzeihlichen Fehler begangen, nicht richtig zu pausieren. Ich hoffe, daß jeder seinen Fehler bei einer Wiederholung selber bemerken und verbessern wird. Sollte aber wider Vermuten meine jetzige Erinnerung nichts fruchten, so hat sich's jeder selber zuzuschreiben, wenn ich ihn künftig darüber öffentlich korrigiere. Und nun besser zusammen gestimmt, und dann – da capo!" Die Sinfonie wurde wiederholt und ging, wie sich's gehört. „Bravo!" rief ich; „so muß es immer sein, wenn Sie mir, ich Ihnen und wir alle Sr. Exzellenz unserm gnädigsten Herrn Ehre machen sollen. Und nun für heute basta!"

Die Kapelle ging auseinander; der Bischof aber winkte mir, ihm ins Zimmer zu folgen. „Ich danke Ihnen", sagte er, „für die standhafte Rede, die Sie an meine Kapelle gehalten haben, und freue mich täglich mehr über Ihre Akquisition. Auch sollen Sie gleich einen kleinen Beweis meiner Freude darüber haben." Er ließ sich meinen Empfangsschein, den ich in Wien über den Vorschuß von 100 Dukaten ausgestellt hatte, bringen und zerriß ihn. Ich fuhr dem Bischof dafür nach der Hand, küßte sie und sagte: „Ew. Exzellenz sind heute sehr gnädig, daher wage ich es, noch um eine Gnade zu bitten." Der Bischof stutzte und fragte endlich nach meinem Begehren. „Daß mich Ew. Exzellenz", sagte ich, „statt Sie Du nennen. Ich bin", fuhr ich fort, „das Du von meinem vormaligen Herrn, dem Prinzen von Hildburghausen, der Vaterstelle bei mir vertrat, so gewohnt, und da Sie nunmehr so väterlich an mir handeln, so bitte ich um diese Gnade." – „Nun", sagte der Bischof nach einer Pause, „wenn du es denn durchaus so haben willst, so

sei

Digitized by Google

sei es. Und da du mich zu deinem Vater haben willst, so wirst du mir auch erlauben, daß ich dich als meinen Sohn betrachte." Dabei trocknete er sich die Tränen, die aus seinen Augen hervorquollen.

Der gute Herr! Er war von sehr weichem Gefühl. Wenn er jemanden froh machen konnte, geschah es nie ohne Tränen; hauptsächlich aber perlten sie ihm bei Anhörung einer rührend vorgetragenen Musik von den ehrwürdigen Wangen herab. Dabei war er aber übrigens im geringsten nicht weichlich, vielmehr im Dienste ernst und strenge, so daß es wohl gar das Ansehen der Härte hatte, wie ich mit vielen Beispielen belegen könnte.

Endlich kam der vortreffliche Tenorist Renner mit seiner Familie an. Sein schöner Vortrag, seine gute Aussprache des Italienischen, seine schöne klare Stimme und seine fertige Kehle machten ihn zu einem der vorzüglichsten Sänger. Der Umfang seiner Tonleiter war sehr groß, denn er hatte die Gabe, sein Falsett in akuten Tönen so zu egalisieren, als wenn es natürliche Stimme gewesen wäre.

Außer ihm und Ungericht waren auch ein paar Kastraten engagiert, ein Sopranist und ein Contr'altist. Da nun ersterer überdem ein gutes Violoncell und der andere eine gute Violine spielte, so gab ihnen der Bischof zu dem Gehalt, den sie von der Domkirche hatten, eine Zulage, freien Tisch, Quartier und dergleichen.

Wir hatten bei unserm Orchester zwölf Konzertspieler und vier Sänger. Außer mir nämlich Fuchs und Pichel für die Violine; Pater Michael auf dem Flügel; Pohl und Stadler auf der Hoboe; Fournier auf dem Klarinett; Satza auf der Flöte; Himmelbauer auf dem Cello; Pichelberger auf dem Kontrabaß und Oliva und Pauer auf dem Waldhorn. – Jeder mußte nach meiner

Ein-

Digitized by Google

Einrichtung beständig gefaßt sein, außer der Ordnung aufgerufen zu werden.

Schon im September fing ich an, auf des Bischofs Namenstag, der gegen Ende Dezembers fiel, bedacht zu sein. Ich besprach mich mit Picheln hierüber, der nicht nur ein guter Lateiner war, sondern auch viel Talent zur Poesie hatte und gute lateinische Verse machte. Wir beschlossen, eine panegyrische Kantate von vier Singstimmen mit einigen Chören zusammenzustoppeln. Ich mußte Latein wählen, weil außer dem Bischof, zween Domherren und mir niemand Italienisch verstand. Die lateinische Sprache aber hatten nicht nur alle Großwardeiner Männer, sondern selbst einige Damen inne. Pichel machte sich darüber her, und als er dieses Lobgedicht fertig hatte, zeigte ich es dem Bischof, wobei ich ihm zugleich meine ganze Absicht eröffnete. Es wurde beschlossen, diese Kantate, die, wie sich vorhersehen ließ, zwei volle Stunden dauern würde, am Vorabend statt der gewöhnlichen Akademie aufzuführen. Das Orchester ward bei dieser Feierlichkeit erhöht, eingefaßt und symmetrisch verziert, welche Besorgung der Bischof selbst übernahm und recht artig ausführte.

In fünf Wochen war ich mit meiner Arbeit fertig. Da ich aber vorhersah, daß am Abende des Namenstages selbst doch auch eine Kammermusik sein müsse, so komponierte ich, während der Kopist die lateinische Kantate abschrieb, zwei große neue Sinfonien zum Anfang und zum Schluß und eine Mittelsinfonie mit obligaten Blasinstrumenten und noch ein neues Violinkonzert für mich. Endlich nahm ich aus Metastasio eine kleine italienische Kantate für eine Singstimme – er hatte sie einst auf Kaiser Karls des Siebenten Namenstag gemacht – und da darin einigemal das Wort Augusto vorkam, so setzte

setzte ich dafür Adamo, des Bischofs Taufnamen, hin, komponierte sie für den braven Renner und vergaß nicht, seine Fertigkeit zu benutzen. Alsdann schrieb ich den Text sauber ab, schickte ihn heimlich nach Pest, ließ daselbst 200 Exemplare sauber abdrucken und einfassen, für den Bischof aber eins in Violettatlaß (die Farbe der Bischöfe) und reich mit goldenem Laubwerk verziert einbinden. Ich erhielt das Paket in acht Tagen, verschwieg aber alles sorgfältig.

Der Vorabend erschien. Das Arrangement des Orchesters und besonders die gleiche, geschmackvolle Uniform der Kapelle, welche ich mit Genehmigung des Bischofs angeordnet hatte, usw., alles das machte einen herrlichen Eindruck und gefiel dem zahlreichen ungarischen Adel ungemein. Obgleich die Musik dieser Kantate – denn es war meine erste große Singarbeit – nicht weit her war, so gefiel sie dennoch, und ich profitierte wenigstens dieses dabei, daß ich dadurch bei künftigen Fällen vor dergleichen unüberlegten und dem Text unangemessenen Gängen, als ich sans rime et sans raison hier reichlich angebracht hatte, mich hüten und sie vermeiden lernte.

Da ich eines Tages Pichel meine Unzufriedenheit mit der Musik in bezug auf den Text äußerte, so legte er einen andern Text unter die Arien und Chöre, der für die Kirche taugte, ohne auch nur eine Note meiner Partitur zu verändern. Es entstanden daraus Motetten, die beständig wechselsweise in der Domkirche aufgeführt wurden.

Den andern Abend begann die Akademie, worin ich den Bischof zu überraschen mir vorgenommen hatte. Schon die ersten Takte der Sinfonie kündigten ihm an, daß sie neu war. Pater Michael spielte darauf ein neues

Digitized by Google

wunderschönes Konzert von seiner Komposition. Des Bischofs Angesicht glühte vor Freude. Jetzt trat Renner auf. Ich gab das verabredete Zeichen, auf welches der Haushofmeister erschien und dem Bischof auf einem silbernen Präsentierteller das in Violett eingebundene Exemplar der italienischen Kantate überreichte, gleichwie auch die übrigen unter dem Adel verteilt wurden. Wir hatten nicht vier Zeilen gespielt, und schon glänzten in den Augen des Bischofs Freudentränen. Überglücklich und höchst überrascht war er, den ganzen Abend hindurch lauter neue Musik zu hören; er stand auf und dankte mir in den rührendsten Ausdrücken. Und so endigte diese Feierlichkeit.

Nach einem Jahre ergab sich, daß von den für die Kapelle ausgesetzten 16000 Fl. 1400 erspart worden waren. Ich verfiel also darauf – ein kleines Theater im Schlosse zu errichten. Grundriß und Anschlag wurden vom bischöflichen Architekt Neumann entworfen, und der Bischof genehmigte alles mit Freuden, zumal da der Kostenbetrag für den Bau und viermalige Vorstellungen im Jahre nicht die ersparte Summe überstieg.

Da sein Namenstag mit den letzten Adventstagen zusammentraf, an welchen profane Stücke, Opern und Komödien aufzuführen vom Hofe verboten war, so wählte ich das überaus schöne Oratorium von Metastasio ‚Isacco figura del Redentore'; da aber Pichel nicht Italienisch genug verstand, so übernahm der Bischof selber die Übersetzung ins Lateinische. Die Rezitative behandelte er nach meinem Rate frei, die Arien aber strenge metrisch. Sobald er einen Auftritt fertig hatte, ließ er mich rufen, las mir ihn vor, feilte, besserte, änderte je nachdem es nötig war, bis er endlich nach vier Wochen

das

Digitized by Google

das Werk so schön vollendet hatte, daß selbst der Originaldichter eingestanden haben würde, die Übersetzung habe dem Grundtexte vollkommen entsprochen.

Während der Bischof an der Übersetzung arbeitete, wollte ich die Zeit auch nicht müßig verstreichen lassen. Ich komponierte also in der Stille ein großes Konzert für eilf Instrumente, wobei sich im ersten Allegro jeder Konzertist mit einem ganzen Solo erst einzeln hören ließ; dann traten 3, 5, 7 und zuletzt 9 Stimmen nach und nach ein. Im letzten Solo aber kamen alle eilf zusammen, die beim Ende desselben in eine Kadenz fielen, die sich ebenso stufenweis verstärkte. Im Adagio trug die Violinkonzertstimme einen schmelzenden Gesang vor, bei welchem die andern konzertierenden zehn Instrumente bald zu 4, bald zu 6, bald zu 10, teils mit verschiedenen Minauderien, teils mit reichen harmonieusen Aushaltungen einstimmten, wozu die Ripienstimmen mit einem durchgängigen Piccicato akkompagnierten. Dieses Adagio schien am Ende in einer lugubren Melodie mit einer reichhaltigen Harmonie einzuschlummern, wurde aber von einem feurigen und brillanten tempo di minuetto plötzlich aufgeweckt, das von zwölf Alternativen (die man heutzutage sehr mißbräuchlich Trio nennt) aus allen homogenen Tonarten abgewechselt wurde; das zwölfte Alternativ aber wurde von allen eilf Konzertstimmen produziert, das ebenfalls mit einer Kadenz und, nach einem ziemlich abwechselnden Capriccio, mit einem neunfachen Sexttriller schloß.

Wir studierten dieses große Konzert gut ein, machten öfters heimliche Proben davon, und da ich den Bischof damit überraschen wollte, verbot ich der ganzen Kapelle, etwas davon kundwerden zu lassen. Kaum war ich damit fertig, so übergab mir der Bischof seinen Text.

Digitized by Google

Nun arbeitete ich fleißig an dieſem Oratorium. Mittlerweile war Neumann auch nicht müßig, und wir beide wurden faſt zu gleicher Zeit fertig, ſo daß wir auf dem Theater zu probieren anfingen.

Am Vorabend wurde mein ‚Iſaak' aufgeführt. Ein Beweis, daß er durchgängig gefiel, war dieſer, daß er vier Jahre hindurch jeden Sonntag in der Faſten wiederholt wurde und der Salon bei jeder Vorſtellung immer voll von Zuhörern war. Die Akteurs, Renner, Mademoiſelle Nicolini, der Kaſtrat, der die Sara vorſtellte, und Ungericht, alle, ſelbſt der Knabe, der den Engel vorſtellte, ſpielten vortrefflich und trugen ſehr gut vor. Die Dekoration ſtellte, nach Vorſchrift des Dichters, einen Hain mit dem an der einen Seite ſtehenden Wohnhauſe des Abraham vor. Selbſt das Koſtüm war nach antiken Zeichnungen vortrefflich beobachtet.

Für jenes Konzert ſchenkte mir der Biſchof ſeine Lieblingstabatiere, in der ein paar Dutzend Kremnitzer lagen.

Da wir nun einmal ein Theater hatten, ſo dachte ich auch an mehrere Spektakel. Ich fragte den Biſchof, ob er erlauben wolle, daß wir, beſonders zur Faſtnachtzeit, auch luſtige Stücke aufführen dürften. „Warum nicht?" ſagte er, „wenn ſie nur nicht unmoraliſche Zweideutigkeiten enthalten."

Nun war unter den biſchöflichen Köchen ein gewiſſer Sicca. Dieſer war einige Jahre in Italien geweſen und hatte ein außerordentliches Talent fürs Theater. Als er bei uns ein Theater errichten ſah, kam er zu mir und ſagte: „Wenn Sie einmal etwas Luſtiges geben wollen und einen Narren brauchen, ſo ſtehe ich zu Befehl. Ich bin zwar nicht muſikaliſch, habe aber ein gutes Gehör."

Er

Er ſang mir einige italieniſche Szenen aus den opere buffe, die er in Italien geſehen hatte, ſo komiſch vor, daß ich laut auflachen mußte; auch deklamierte er mir deutſche Schnaken und Theaterpoſſen, bald als Hanswurſt, bald als Kaſperl, Lippert und dergleichen komiſche Perſonagen, die damals noch gänge und gäbe waren, mit ſolchem Nachdrucke, daß ich ihm meine Bewunderung darüber bezeigte, daß er nicht lieber Schauſpieler geworden ſei. Da vertraute er mir denn das Geheimnis, daß er einmal ſeine Profeſſion verlaſſen und zu einer reiſenden Theatertruppe übergegangen ſei; das zügelloſe, ſkandalöſe Leben habe ihm aber einen ſolchen Ekel dafür beigebracht, daß er die Bühne wieder verlaſſen und wieder zu ſeinem Metier zurückgekehrt ſei.

Man kann ſich leicht vorſtellen, welches Vergnügen ich über den Zuwachs eines ſo brauchbaren Akteurs hatte.

Ich ſtoppelte für den künftigen Faſching aus jenen Burlesken, die ich ehemals in Schloßhof von der Truppe des Piloti geſehen hatte, ein Stück mit kleinen Liedern zuſammen, und am erſten Faſchingstage ward es gegeben. Mademoiſelle Nicolini ſpielte ihre Rolle ſo vortrefflich, und der Koch Sicca war fähig, auch den größten Hypochondriſten zum Lachen zu bringen. Den Zuhörern war dieſes luſtige Stück ſo willkommen, daß ſie jedem Sonntag, an welchem immer Theater war, mit Sehnſucht entgegenharrten.

Für den Geburtstag des Biſchofs machte ich aus den beiden uralten Stücken ‚Frau Sybilla trinkt keinen Wein' und aus dem ‚Reich der Toten' ein Stück. Dieſes wurde am Faſchingstage, der bald darauf folgte, wiederholt. Am Montage darauf gab der Biſchof einen Ball für ſeine Hausleute, wozu der Großwardeiner Adel geladen wurde. Hier kam ich nicht wieder ſo davon, als ich hin-

Digitized by Google

hinaufgegangen war. Über so etwas ist es meiner Meinung nach am besten, kurz hinwegzugehen.

Also kurz und gut, ich machte mit einem Fräulein Furkowics, des Generalperzeptors einziger Tochter, einer artigen, schlank gewachsenen Person, Bekanntschaft und verliebte mich in sie. Nach ihres Vaters Tode hatte sie eine Erbschaft von 20000 Gulden zu hoffen; aber nicht ihre Gulden, sondern ihr munteres Wesen machte mich in sie verliebt. Ich machte ihr gleich rundheraus mein Geständnis, und tags darauf beim zweiten Ball erhielt ich das ihrige. Schneller kann in der Welt nichts gehen. Ein Gleiches widerfuhr dem Pichel zur nämlichen Zeit mit einem Fräulein Samogy. Wir vertrauten uns gegenseitig unser Glück und seufzten in Duetten miteinander. Das beste war dabei, daß beide Mädchen von langer Zeit her vertraute Gespielinnen waren, die mit ihren Eroberungen ebensowenig zurückhielten. Sie waren in Pest in der Kostschule der Ursulinerinnen erzogen und von daher noch ununterbrochene Freundinnen.

Nachdem ich über drei Monate geschmachtet hatte und sicher hoffen konnte, daß mir meine Schöne keine abschlägige Antwort geben würde, rückte ich mit einem ernstlichen Heiratsantrag heraus und verhehlte ihr nicht, daß ich, falls ich einmal von Großwardein wegzugehen mich entschließen sollte, in Wien ein ebenso gutes Unterkommen finden würde. Sie versicherte mich, daß sie mit tausend Freuden in mein Verlangen willige, nur befürchte sie, daß ihr Vater Schwierigkeiten machen werde; er habe, sagte sie, wie die meisten Ungarn einen besondern Haß gegen die Deutschen; sodann halte er auf seinen Adel und endlich habe er einen jungen faden Edelmann auf dem Korne, der schon einmal förmlich um sie geworben, aber von ihr abschlägige Antwort erhalten habe.

Die-

Digitized by Google

Dieſer habe hier herum ein kleines Landgut, das ihm zwar nur fünf- bis ſechshundert Gulden abwürfe, „aber" – ſetzte das Mädchen hinzu – „mit meinem Muttererbe und dem, was ich noch zu hoffen habe, meint er, könnten wir hinlänglich auskommen. Ich rate Ihnen, ſtecken Sie ſich hinter den Biſchof, ehe noch mein Vater dem Lengyel ſein Wort gibt; das wird vielleicht helfen, und mein Vater wird das dem Biſchof ſicher nicht abſchlagen."

Am folgenden Morgen brachte ich mein Anliegen dem Biſchof vor. „Biſt du denn ſchon mit dem Mädchen richtig?" fragte er. „Vollkommen", antwortete ich. – „Nun, dein Freiwerber will ich wohl ſein; aber erlaube mir, vorher noch als Vater und als Biſchof einige Fragen an dich zu tun." Nun ſuchte er mich auf eine ſehr vernünftige und gütige Weiſe zum Nachdenken zu führen. Nachdem dies geſchehen, fragte er: „Nun, was gibt's denn ſonſt für Beſorgniſſe?"

Ich: Ihr Vater kann, wie mehrere Ungarn, die Deutſchen nicht leiden.

Er: Oh, darüber will ich ihm wohl ein paar Worte ans Herz legen.

Ich: Auch will er das Mädchen einem Edelmanne geben, obwohl deſſen Einkünfte ſich höchſtens nur auf 500 Fl. belaufen.

Er: Da wäre ja ihr Vater für einen cassae perceptor ein ſchlechter Rechner, wenn er nicht einſähe, daß deine Einkünfte noch einmal ſo ſtark ſind. (Nach einer Pauſe): Gut, ich will mich der Sache annehmen. Bleib hier! Du ſollſt dich ſelbſt überzeugen, ob ich mir einen Kuppelpelz zu verdienen Geſchicklichkeit genug habe.

Der Biſchof klingelte, befahl den alten Furkowics zu rufen, und als dieſer kam, machte erſterer mit Würde und Anſtand ſeinen Antrag.

„O

„O ich unglücklicher Mann!“ rief der alte Heuchler. „O hätten mir Ew. Exzellenz nur vor vierzehn Tagen einen Wink davon gegeben; mit tausend Freuden würde ich meine Tochter einem so wackern Manne (viro egregio, sagte der verstellte Schuft) gegeben haben. Allein, nun ist es damit zu spät, denn gerade heute vor vierzehn Tagen habe ich dem Herrn von Lengyel meine Tochter versprochen. Ew. Exzellenz werden selbst einsehen, daß ich mein Wort nicht mehr zurücknehmen kann und daher untröstlich bin.“

Der alte Gleisner wandte sich zu mir und sagte ebenfalls lateinisch: „Aber Sie böser Mann! Konnten Sie Ihr Maul nicht eher auftun, da Sie doch so oft und vielmal bei mir aus und ein gingen? Sehen Sie, in welch ein Unglück Sie mich durch Ihre Verschwiegenheit stürzen, da ich mir durch eine abschlägige Antwort die Ungnade meines Herrn über den Hals laden muß.“ Ich antwortete ihm ebenfalls lateinisch: „Sie können das alles wieder gutmachen, wenn Sie dem Lengyel wieder absagen“ (aus Schonung wollte ich ihn nicht Lügen strafen und in den Bart hinein sagen, daß er uns mit seinem Wortgeben belogen habe). – „Was?“ erwiderte er, „absagen? – Hören Sie“, fuhr er mit Stolz fort, „Sie müssen wissen, daß jeder Ungar, wenn er sein Wort sub fide nobili gibt, dasselbe auch halten muß, sonst ist er nicht wert, ein ungarischer Edelmann zu sein.“ „Aber“, fiel der Bischof ein, „wenn die Tochter nun nicht will?“ – „Oh“ erwiderte der Alte, „sie wird wohl müssen, wenn sie anders ihren Vater nicht zum Lügner machen und enterbt sein will; Ew. Exzellenz sind ja die ungarischen Gesetze bekannt.“

In weinerlich affektiertem Tone fuhr er fort: „Um alles in der Welt lassen mich es Ew. Exzellenz nicht entgelten

Digitized by Google

gelten und gönnen Sie mir noch länger Ihr Brot!“ Und hier wollte der kriechende Heuchler niederknien. Der Bischof verhinderte es und sagte kalt: „Oh, laß Er das bleiben, wenn Er anders will, daß ich dergleichen Auftritte nicht für übertriebene Grimassen halten soll. Er weiß so gut als ich und jeder andere, der gesunde Vernunft hat, daß dergleichen Familiengeschichten nicht zu den Dienstpflichten eines Beamten gehören; Er ist Vater von seinem Kinde; ich will und kann Ihm in dieser Sache nichts befehlen.“ Somit entließ er ihn.

Da standen wir und starrten uns über eine Minute an. Endlich sagte der Bischof mit einem etwas bittern Lächeln: „Da stehen Se. Exzellenz der Bischof von Großwardein – und Hochderoselben Musikdirektor – mit einer langen Nase!“

„Ew. Exzellenz haben gut lachen“, fiel ich ein; „aber mir ist diese Beschimpfung nicht so lächerlich. Hörten Sie nicht, wie er den Ton auf den ungarischen Edelmann legte?“ – „Wohl hab' ich's gehört; daher nimm mir's nicht übel, wenn ich dir sage, du hättest darauf eher denken sollen, ehe du dich mit dem Mädchen so weit einließest; denn die ungarischen Gesetze enthalten klar, daß, wenn ein Kind wider den Willen ihrer adeligen Eltern sich in eine Mißheirat einläßt, so haben die Eltern das Recht, sie zu verstoßen und zu enterben. – Überhaupt“, fuhr er fort, „will ich dir einen väterlichen Rat erteilen: Fasse dich und bedenke, daß du mit deiner Kunst, deiner Gestalt, deinem guten Charakter und mit dem, was du überall zu verdienen imstande bist, hundert Mädchen für eins haben kannst, die weit hübscher und reicher sind. Als Bischof aber rate ich dir: Überlasse dich dem Willen der göttlichen Vorsicht. Wer weiß, ob diese Heirat zu deinem Besten gewesen wäre. Es scheint nicht nur, sondern

dern ich glaube es auch fest, daß hier diese göttliche Vorsicht gewaltet. – Aber ich sehe aus deinen Blicken, daß du keiner Empfänglichkeit für meine guten Ratschläge fähig bist. Versprich mir nur das einzige, daß du wenigstens heute ruhig sein willst."

Ich versprach es und ging, – aber zu Pichel. „Mein Gott!" schrie er, „was ist Ihnen geschehen? Sie sehen ja so verstört aus." – „Es ist aus mit mir. Ich habe einen Korb" – und damit erzählte ich ihm die ganze Geschichte. „Ach Gott!" antwortete er seufzend, „das prognostiziert mir heut oder morgen ein ähnliches Schicksal." „Und was würden Sie in dem Fall tun?" fiel ich ihm ein. – „Je nun!" erwiderte er nach einer Pause, „was kann ich anders tun, als was ein vernünftiger Mann tun muß; die Philosophie zu Hilfe zu nehmen und mich in mein Schicksal zu finden?" – „Oh, fort mit Ihrer Kaltblütigkeit!" rief ich unwillig. „Ich komme her, um Trost bei Ihnen zu suchen und nicht mich mit Ihrer frostigen Philosophie abspeisen zu lassen."

Ich eilte in mein Zimmer. Kaum war ich einige Minuten da, so kam Pichel zu mir: „Kommen Sie, wir wollen ein wenig spazierengehen; ich will den ganzen Zusammenhang näher erfahren, vielleicht gelingt es mir, Ihnen einen guten Rat zu geben." Lange mußte er bitten, aber ich ging mit, und ich muß es diesem klugen und liebenswürdigen Jüngling nachsagen, seine Reden fruchteten mehr bei mir als die weisen Ratschlägungen des Bischofs. Bei der Tafel erschien ich weit heiterer, als der Bischof vermutet haben mußte; denn er gab mir darüber seine Verwunderung zu erkennen. Ich gestand ihm ehrlich, daß nebst seinen väterlichen Ermahnungen Pichel großen Anteil an meiner Beruhigung habe. „Brav", sagte der Bischof, „dafür soll er auch meinen Dank haben.

Digitized by Google

haben. Unterdes, da in ſolcher Gemütslage, wie die deinige, nichts beſſer als Zerſtreuung iſt, ſo gebe ich dir Erlaubnis, auf drei Monate nach Wien zu reiſen. Verſprich auch, alsdann wieder hier zu ſein. Übrigens gebe ich dir Pferde bis Peſt und bezahle dir die Reiſekoſten von hier bis Wien, und von Wien wieder bis hieher, das verſteht ſich."

Ich bediente mich dieſer Erlaubnis und divertierte mich herrlich in Wien. Dabei hatte ich den erklecklichen Vorteil, während dieſer Zeit meine Leidenſchaft gänzlich zu vertilgen.

In Wien befand ſich eine vortreffliche Truppe von einer italieniſchen opera buffa. Ein Stück, das ſie ſpielten, gefiel mir außerordentlich. Es war Amore in musica. Ich kaufte mir das gedruckte Büchelchen, um dieſes Stück ins Deutſche zu überſetzen. Bald nach meiner Rückkunft in Großwardein – wohin ich, beiläufig geſagt – meine jüngſte Schweſter mitbrachte, ein Mädchen von ſechzehn Jahren, die eine reine, aber etwas ſchwache, wiewohl für unſer Theater hinlänglich ſtarke Stimme hatte –, machte ich mich an die Überſetzung dieſer opera buffa, komponierte eine ganz neue Muſik dazu und gab ſie auf unſerm Theater.

Unter verſchiedenen angenehmen Abwechſlungen – worunter die Jagd, beſonders jene auf Moräſten, meine Lieblingsunterhaltung war, welchem letztern Vergnügen ich aber leider einen großen Anteil meiner jetzigen Lähmung an den Füßen zuſchreibe – verſtrichen fünf Jahre. Auf einmal wurde all das Vergnügen zerſtört.

Digitized by Google

Siebzehntes Kapitel

Schändliche Delation bei Maria Thereſia
Leiden des Biſchofs / Die Kapelle wird zerſtört
Pichels Heiratsgeſchichte

Der Biſchof war nicht nur für ſich ſelbſt ſchon ein großer Freund vom Militär, ſondern wurde auch von der unvergeßlichen Kaiſerin Maria Thereſia dazu aufgemuntert; denn ſie ſagte ihm bei einer Audienz: „Sie werden mich ſehr obligieren, wenn Sie mit Ihrer Garniſon in Großwardein gut harmonieren.“ – Dieſer Wink war für den Biſchof hinreichend, um dieſer Garniſon, vom Chef bis zum gemeinen Mann, alle mögliche Politeſſe zu erzeigen.

Sollte man wohl denken, daß gerade das die Urſache wurde, warum die Kapelle des Biſchofs zerſtört ward?

Bei einer in Ungarn damals nicht ungewöhnlichen Dislokation der Garniſonen traf es, daß das Regiment in ein anderes Komitat verlegt wurde und dafür das Regiment Neukleinhold in Großwardein einrückte. Der Obriſt von letzterm Regimente war aus der Familie der

der Prinzen Hohenlohe-Schillingsfürst. Er war ein Herr von 27 Jahren, ein großer Freund der Musik und des Theaters, auch überdies ein außerordentlicher Liebhaber vom Tanzen. Es war daher kein Wunder, daß der Bischof demselben nicht nur alle Politesse, die einem Prinzen gebührte, erzeigte, sondern auch dessen Lieblings-Leidenschaften zur Musik, dem Theater und Tanze auf alle mögliche Art zu befriedigen suchte. Als der Prinz unsere erste Musik gehört hatte, versicherte er dem Bischof auf seine Ehre, daß er an keinem reichsfürstlichen Hofe, außer Braunschweig, München, Mannheim und Stuttgart, eine so wohleingerichtete Kapelle angetroffen habe. Ebenso vergnügt war er, als er unsere Oper Amore in musica hörte. Er lud mich am folgenden Mittage zur Tafel. Während der Mahlzeit erzählte er mir, daß er einen Stallmeister habe, der nicht nur einen artigen Tenor sänge, sondern auch auf dem Theater gut zu gebrauchen wäre, und daß mir dieser, so oft ich ihm eine Rolle geben würde, zu Diensten stände.

Bei eben diesem Regimente befand sich auch ein Oberlieutenant, Graf Strasoldo, der eine schöne Tenorstimme und die Musik vollkommen inne hatte; ebenso war auch der Auditeur vom Regiment, Herr von Wreden, ein guter Akteur und ganz Baß. Diese beiden boten sich selbst an. Endlich war auch des Obristlieutenant Grafen Figuemont Tochter, Komtesse Josephe, erbötig, unser Theater zu betreten, um, wie ihr Vater sagte, die Politesse zu erwidern, die der Bischof der ganzen Garnison erwiese. Sie war sehr musikalisch, hatte eine angenehme Stimme und war eine Schönheit vom ersten Rang. Man kann leicht denken, wie sehr ich diese Anerbietungen benutzte und wie dadurch unser Haustheater zu einer Art von Vollkommenheit gelangte, die ich nachher auf meinen

Digitized by Google

nen Reisen bei vielen Provinzialtheatern, als Grätz, Pest, Preßburg, Brünn ꝛc., vermißt habe.

Ich muß aufrichtig bekennen, daß ich durch meinen Aufenthalt in Großwardein und durch die immerwährenden Versuche von Theaterkompositionen die Kenntnisse erworben habe, mittels welchen ich in meinem männlichen Alter das Glück gehabt, so manche Sensation zu bewirken.

Es versteht sich, daß ich nicht nachließ, unsere Akteurs in beständiger Übung zu erhalten, um unsern verehrungswürdigen Prinzen zu amüsieren. Aus eben diesem Grunde gab der Bischof nicht nur im Fasching, sondern auch selbst im Sommer manches Mal Bälle und Spektakel auf dem Theater. Nur zur Advent- und Fastenzeit wurde der so beliebte ‚Isaak' gegeben; daher war Großwardein in einen Ort umgeschaffen, der jedem Liebhaber eines anständigen Vergnügens trefflich behagte.

An einem Abende, an welchem ein Ball in der bischöflichen Residenz bestimmt war, präparierte der Prinz, um den Bischof zu überraschen, in aller Stille mit seinen Offizieren und den Großwardeiner Damen eine Maskerade, die in einer Bauernhochzeit bestand und elegant ausgeführt wurde.

Als des Prinzen Geburtstag (mich dünkt, es war im Sommer) eintraf, lud dieser den Bischof acht Tage vorher auf ein Diner von vierundzwanzig Kuverts ein und verhehlte ihm nicht, daß er an dem nämlichen Abende der Großwardeiner Noblesse auf dem Rathause, weil die Zimmer seines Quartiers zu eng wären, einen Ball zu geben beschlossen hätte.

Da nun der Bischof dem Prinzen für seine letzthin angestellte Maskerade ebenfalls ein unerwartetes Vergnügen bereiten wollte, so fragte er mich dieserhalb um Rat.

Digitized by Google

Rat. Ich proponierte einen türkiſchen Einzug. Mein Vorſchlag wurde genehmigt, und unter Begleitung einer türkiſchen Muſik ging der Zug über den großen Platz in der Stadt aus des Biſchofs Reſidenz, woſelbſt ſich die Maskerade verſammelt hatte, nach dem Saale des Rathauſes.

Aber man ſehe, wie weit die Bosheit ging, die eine an ſich ſelbſt unſchuldige Sache mit ſo ſchwarzen Farben zu malen ſich erfrechte!

Der Biſchof hatte unter ſeinen Domherren einen heimlichen und rachgierigen Feind. Dieſer war über eine Sache, bei welcher der Biſchof keinen Anteil hatte, höchſt aufgebracht.

Es iſt nötig zu wiſſen, daß die ungariſchen Biſchöfe nicht durch die Wahl der Domherren, wie bei andern Bistümern gebräuchlich iſt, kreiert werden, ſondern ein König von Ungarn hat unmittelbar das Recht, den Biſchof ſowie den Dompropſt zu beſtimmen, zu benennen und einzuſetzen. Nach dem Tode des vormaligen Dompropſtes ernannte die Kaiſerin, als Königin von Ungarn, an die Stelle des Verſtorbenen einen gewiſſen Grafen Kolonics aus einer der anſehnlichſten Familien in Ungarn. Obgedachter Domherr hatte ſich auf dieſen Poſten geſpitzt; da er aber leer ausging, ſo glaubte er ſteif und feſt, der Biſchof habe der Kaiſerin den Kolonics vorgeſchlagen und deswegen ſei er übergangen worden; daher kam eben ſein Haß gegen ſeinen Biſchof. Was tat der Nichtswürdige? Er ſteckte ſich hinter eine Favoritin der Kaiſerin und ließ durch ſie der Monarchin hinterbringen: daß der Biſchof nicht nur ein ſtehendes Theater unterhalte, ſondern auch zu verbotenen Zeiten, als Faſte und Advent, darauf Komödien ſpielen laſſe. Daß er nicht nur das ganze Jahr hindurch Bälle, ſondern auch maskierte

kierte Bälle gebe, ja letzthin selbst verordnet habe, daß ein ganzer Zug von mehr als funfzig vermummten Menschen aus dem Bischofhofe über den Marktplatz der Stadt öffentlich und unter Vortretung einer lärmenden Musik gezogen sei, und daß diese und noch mehr dergleichen Auftritte dem ganzen Klerus zum größten Skandal gereichten.

Der heimtückische Mensch! Er wußte gar wohl, daß die Kaiserin nie erlaubte, an heiligen Zeiten auf einem, es sei öffentlichen oder Privattheater Komödien oder Opern zu spielen. Aber geistliche Stücke, nämlich Oratorien, waren erlaubt. Folglich war die erste Angabe schon eine Lüge, weil ‚Isaak' ein Oratorium war. Ebenso wußte er, daß die Kaiserin die Masken, aber nur die verlarvten, verboten hatte; daher bediente er sich des Wortes: vermummt, damit die Monarchin glauben sollte, es wären verlarvte Maskeraden gewesen. – Ebenso war es auch grundfalsch, daß der ganze Klerus sich darüber skandalisiert hätte; denn es war außer dem Denunzianten keiner unter den Domherrn, der nicht unsere Theaterspektakel gesehen und sich daran, statt zu ärgern, höchlich ergötzt hätte.

Was waren die Folgen dieser Denunziation? – Der Bischof erhielt von dem Kabinettssekretär der Kaiserin, Baron von Pichler, ein Privatschreiben folgenden Inhalts:

> Sub rosa berichte ich Euer Exzellenz, daß Dieselben bei J. M. der Kaiserin über folgendes denunziert sind; nämlich: Daß auf dem Theater, das im Bischofhofe errichtet ist, in der Advents- und Fastenzeit Komödien gespielt werden, welches in allen k. k. Staaten gescharf verboten ist. Ferner: daß in dem Bischofhofe das ganze

Jahr

Digitized by Google

Jahr hindurch nicht nur maskierte Bälle gehalten werden, sondern daß sogar zum Skandal des Großwardeiner Kleri eine ganze Truppe maskierter Personen bei einer lärmenden Musik aus dem Bischofhofe durch die Stadt über den großen Platz gezogen wäre. J. M. werden daher vermutlich demnächstens die Sache durch eine eigens von Wien abzuschickende Kommission untersuchen lassen. Dieser Prostitution aber können Euer Exzellenz vorbeugen, wenn Dieselben, je eher je besser, den Stein des Anstoßes hinwegräumen. Werden Euer Exzellenz dieses aus eigenem Antriebe tun, so stehe ich dafür, daß J. M. die Untersuchung niederschlagen werden, ꝛc.

Dieses Schreiben intimidierte den Bischof dergestalt, daß er, so klug er sonst war, dennoch alle Besinnung verlor. Er verschloß sich nach der Tafel und ließ niemanden ganze vier Stunden vor. Endlich am Abend ließ er mich rufen und sagte mit einer sehr niedergeschlagenen Miene: „Willst du nicht morgen mit mir nach Bellènieß (einem dem Bistum gehörigen Landgute, woselbst ein niedliches Wohnhaus war) fahren?" „Ich bin zu Befehl", antwortete ich. „Punkt sechs Uhr", erwiderte er, „werden wir morgen früh reisen." Mit dem Glockenschlag saßen wir in dem Wagen. Schon waren wir beinahe eine Meile gefahren, und der Bischof hatte noch keinen Laut von sich gegeben. Endlich entstand folgendes Gespräch.

Ich: Euer Exzellenz sind doch wohl nicht krank?

Er: Jawohl, mein lieber Karl! Jawohl bin ich krank; aber nicht am Körper, sondern am Gemüte.

Ich: Darf ich mich erkühnen zu fragen, was E. E. am Herzen liegt?

Digitized by Google

Er: Ich habe dich deswegen mitgenommen, um dir meinen Kummer zu entdecken. (Hier zog er des Baron Pichlers Brief hervor.) Da! Lies einmal!

Ich (nachdem ich den Brief dreimal durchgelesen hatte): Welch' gottlose Verleumdung! Welch ehrvergessene Lügen!

Er: Lügen sagst du? Ist es etwa nicht wahr, daß zur Advents- und Fastenzeit auf meinem Theater gespielt worden ist?

Ich: Distinguo! – Komödien, Tragödien, Drama und überhaupt alle weltliche Stücke sind zu diesen Zeiten streng verboten; aber Oratorien sind erlaubt. Ich habe selbst mitten in der Fasten bei eben dem nämlichen Oratorium ‚Isaak' von Bonnos Komposition in Gegenwart des ganzen kaiserlichen Hofes und des höchsten Adels im Orchester mitgespielt.

Er: Nun, das mag sein. Doch es ist keine Lüge, daß ich einen Ball gegeben, bei welchem eine Maskerade von einer Bauernhochzeit war – daß ich selbst einen öffentlichen Einzug in türkischer Maskerade veranstaltet habe.

Ich: In Ansehung der Maskerade eine ebenso niederträchtige Lüge. Denn – Larven ohne Ausnahme sind in den k. k. Erblanden streng verboten, aber anständige Verkleidungen, als zum Beispiel Domino, Bauern- oder Nationaltrachten, wenn nur das Angesicht nicht verlarvt ist, sind durchgängig erlaubt. Ich selbst bin öfters auf der Redoute zu Wien bald im Domino, bald in spanischer Tracht, bald als Nobile Veneziano, bald als holländischer Bauer gewesen. Da nun die eine unserer Maskeraden in einer Bauern-, die andere in einer Nationaltracht bestand und keiner von den Verkleideten mit einer Larve vor dem Angesicht erschien, so ist auch hiebei nicht

wider

Digitized by Google

wider den Hofverbot geſündigt worden; folglich können E. E. hierüber nie zur geringſten Verantwortung gezogen werden.

Er biß ſich in die Lippen und blieb ſtumm.

Ich: Was werden E. E. dem Baron Pichler antworten?

Er: Ich habe ihm ſchon geantwortet.

Ich: Doch vermutlich, daß es eine falſche und unwahrhafte Denunzation ſei?

Er: O nein! Ganz was anderes.

Ich: Nun?

Er: Daß ich ihm für ſeinen gütigen Wink danke und auf der Stelle beſchloſſen habe – um den Stein des Anſtoßes auf die Seite zu räumen – nicht nur Theater und Bälle zu kaſſieren, ſondern auch den größten Teil meiner Kapelle zu entlaſſen.

Ich: Den Brief müſſen E. E. wieder zerreißen.

Er: Er iſt ſchon fort; ich habe ihn geſtern abend durch eine Stafette nach Wien expediert.

Ich: O weh! – Verzeihen mir E. E., da haben Sie ſich übereilt.

Er: Leider, leider habe ich mich übereilt! Oh, hätte ich dich doch geſtern, ehe ich dieſe unſelige Antwort ſchrieb, rufen laſſen! – Aber jetzt iſt es zu ſpät. Du wirſt ſelbſt einſehen, daß ſich nun nichts mehr ändern läßt.

Ich (mit Achſelzucken): Freilich läßt ſich nichts mehr ändern. Jammerſchade, daß die ſo gut eingerichtete Kapelle zerriſſen werden ſoll!

Er: Jawohl, jammerſchade! – Laß uns davon abbrechen.

Um drei Uhr nachmittags langten wir in Bellènieß an. – Nach aufgehobener Tafel ſagte der Biſchof: „Komm in einer Stunde zu mir; ich will dir meine Entſchlie-

schließung bekannt machen, nach welcher du alsdann deine Maßregeln zu nehmen hast."

Ich kam, und folgendes wurde gesprochen.

Er: Ich bin willens, so lange hierzubleiben, bis meine Kapelle sich ganz zerstreut hat; denn mein Herz würde es nicht aushalten, wenn sich die braven und guten Leute bei mir beurlaubten. Dich – den Pater Michael – und die beiden Waldhornisten will ich noch behalten.

Ich: Nehmen E. E. nicht ungnädig: Was soll ich hier ohne Kapelle?

Er: Als mein Freund bis an meinen Tod bei mir bleiben, den bisher gehabten Gehalt und dieselben Vorteile beziehen und mich dafür trösten.

Ich (nach einer Pause): E. E. werden selbst einsehen, daß ich ohne eine Kapelle mein Talent sowohl zur Violine als zur Komposition vergraben müßte. Ich bin daher willens, auf Reisen zu gehen und mich sodann an irgendeinem Orte oder Hofe, wo es mir gefällt, zu etablieren.

Er: Dein Vorhaben ist so lobenswert, daß ich es für Sünde halte, dich davon abwendig zu machen. Versuche also dein Glück in der Welt, es wird dir nirgends an Unterkommen fehlen. Solltest du aber – dafür dich Gott behüte – ein auf Reisen gar leicht mögliches Unglück haben, eine Hand oder einen Arm zu brechen, so komm zu mir; deinen jetzigen Gehalt wirst du immer, solang ich lebe, bei mir finden, und ich werde dafür sorgen, daß du auch nach meinem Tode nicht darben sollst. Morgen um eilf Uhr erwarte ich dich in meinem Zimmer; bis dahin wirst du meine Anstalten wegen der Kapelle finden.

Als ich am andern Tage kam, überreichte mir der Bischof einige eigenhändig geschriebene Papiere und sprach:

Digitized by Google

sprach: „Hier hast du die Liste derjenigen Personen, die ich entlasse. – Hier einen Befehl an den Haushofmeister, nicht nur binnen drei Tagen jedem Entlassenen das in fünf Wochen gefällige Quartal bar, sondern auch überdies noch jedem statt Reisekosten eine dreimonatliche Gage zu bezahlen; hier einen Befehl an meinen Haussekretär, daß er jedem einen Abschied und Zeugnis seines Wohlverhaltens nach beiliegendem Formular ausfertige und mir zur Unterschrift hierherschicke; hier einen Befehl an meinen Stallmeister, daß er euch bis Pest Pferde und gute Wägen gebe; und hier noch einen kleinen Zettel an den Haushofmeister, daß er den Koch Peter Haßmann samt einem Lehrkoch und einem Hausknechte mit hinlänglichen Viktualien und Wein mit euch schicke, damit ihr bis Pest die sechs Tage, die ihr bis dahin zubringen werdet, mit Speise und Trank genugsam versehen seid.

Und nun noch eins: Verhindere, daß keiner von den Entlassenen hierherkomme, um sich etwa bei mir zu beurlauben; denn das würde mir nur meine Wunde wieder aufreißen. Nur dich allein, mein Sohn! nur dich allein will ich noch einmal hier in Bellènieß sehen.

Hiernächst gönne ich jedem Entlassenen so viel Zeit, als er, um sich zu seiner Reise zu arrangieren, bedarf; doch sähe ich auch gern, wenn ihr alle an einem und ebendemselben Tage zugleich abreisen möchtet, um so mehr, als ich alle Anstalten zu eurer Beköstigung und Bequemlichkeit bis Pest getroffen habe. Morgen früh gehst du nach Großwardein, besorgst alle meine Kommissionen und kömmst vor deiner Abreise noch einmal zu mir." – Ich versprach es; nur erkundigte ich mich, ob ich dem Hofmeister die Ursache mitteilen dürfte, warum die Kapelle entlassen sei. „Allerdings", sagte der Bischof; „nicht nur der Hofmeister, sondern die ganze Stadt soll

zu

Digitized by Google

zu eurer Rechtfertigung wissen, daß ihr unverschuldet aus meinen Diensten gehet."

Man kann leicht denken, welch ein Donnerschlag meine traurige Nachricht für ganz Großwardein war. Sowohl die verabschiedete Kapelle als die Großwardeiner Inwohner wurden über diese Nachricht mißmutig; erstere, weil sie einen so vortrefflichen Dienstherrn verloren; letztere, weil alle angenehme Unterhaltungen, woran jeder seinen Anteil nehmen konnte, so plötzlich in die Luft gesprengt waren, wodurch Großwardein neuerdings in die vormalige wüste Einöde umgestaltet wurde. Niemand war über diese Nachricht untröstlicher als mein lieber Pichel. Allein ich hatte während meiner Rückreise von Bellènieß nach Großwardein seinem Liebeshandel nachgedacht und einen Plan entworfen, dessen glückliche Ausführung zwar noch im weiten Felde lag. Ohne dem Pichel ein Wort von meinem Plane zu sagen, ging ich an dem Abende meiner Zurückkunft zu einem Domherrn, von welchem ich wußte, daß er mit dem alten Herrn von Samogy (dem Vater der Geliebten des Pichels) in enger Freundschaft lebte. Es gelang mir bald, diesen würdigen Geistlichen in Pichels Interesse zu ziehen, und er versprach mir, das seinige beizutragen. Da ich ihm aber vorstellte, daß keine Zeit zu verlieren wäre, so verabredeten wir, daß er am folgenden Mittage den Samogy einladen wolle, und ich sollte auch da speisen.

Bei der Tafel jagte der Domherr seinem alten Freunde einige Gläser des vortrefflichsten Tokaiers ein, und dieser Nektar stimmte den Herrn Papa in die beste Laune. Diese benutzte der Domherr vortrefflich, und Samogy gab die Einwilligung zur Heirat des Pichels mit seiner Tochter. Voll Freude über die glückliche Wendung sagte ich: „Herr von Samogy! Ihnen ist gewiß

das

Digitized by Google

das alte Sprichwort: Qui cito facit, bis facit bekannt! Wie wäre es, wenn wir heute noch die Eheversprechen hielten?" Samogy sprach gut deutsch und hatte wenigstens nicht so viel Nationalhaß gegen unsere Nation. „Meinetwegen!" sagte er; „ich bin es zufrieden." „Bravo!" fiel der Domherr ein, „wir wollen das Verlöbnis heute abend bei mir halten, und ich gebe euch obendrein ein gutes Nachtmahl." „Wohl!" sagte der alte Herr. „Hören Sie!" fiel ich ein, „wir wollen aber unsere jungen Brautleute überraschen. Haben Sie die Güte, Herr von Samogy, Ihrer Fräulein Tochter kein Wort von Ihrer Einwilligung zu sagen, sondern sie bloß zum Souper bei Seiner Hochwürden mitzubringen. Ich will es mit Picheln ebenso veranstalten." Mein Projekt gefiel, und wir verabredeten noch eines und das andere, um unser Vorhaben desto auffallender zu machen.

Ich ging nach Hause, suchte Picheln auf und proponierte ihm einen Spaziergang. Er war bereit und sagte: „Bis um sieben Uhr abends bin ich Ihnen zu Befehl, aber dann muß ich Sie verlassen, denn ich habe um diese Stunde meiner Caton (der Name seines Mädchens) versprochen, sie zu besuchen." Während unserm Spaziergange klagte mir der Trostlose sein Unglück; ich bedauerte ihn zum Schein und sagte ihm ungefähr das Nämliche, was er mir, als ich vormals in einer ebenso betrübten Situation war, gesagt hatte. Geflissentlich lenkte ich den Spaziergang so ein, daß wir im Rückwege gleichsam zufälligerweise bei dem Hause des obbesagten Domherrn vorbei mußten. Nach unserer Verabredung stand der Domherr wie von ungefähr am Fenster. Wir grüßten ihn; er dankte uns und rief herab: „Wo soll der Weg hingehen?" „Nach Hause", sagte ich. „Ist denn die Neuigkeit wahr", fuhr er fort, „die in der ganzen Stadt zir-

zirkuliert?“ „Leider!“ antwortete ich. „Ei!“ sprach er; „kommen Sie doch beide ein wenig herauf und erzählen Sie mir die Sache!“ Wir gingen hinauf, und ich verschwieg nicht das mindeste. Pichel ward unruhig, da es nahe an sieben Uhr war, und machte Anstalt zum Gehen, als auf einmal Samogy mit seiner Tochter eintrat. „Da heute so ein schöner Tag ist“, sagte er, „so habe ich mir unmöglich einen Spaziergang mit meiner Tochter versagen können, um Euer Hochwürden bei dieser Gelegenheit eine Visite zu machen.“ „Brav“, sagte der Domherr; „da wir in so hübscher Gesellschaft einmal beisammen sind, so dächte ich, blieben wir auch beisammen zum Souper.“ Wir nahmen die Einladung an, der Domherr klingelte und befahl, seinem Koch zu sagen, daß er für fünf Personen das Abendessen anrichten solle.

Endlich setzten wir uns zu Tische. Unter vielerlei Diskursen lenkte unser Hauswirt das Gespräch unvermerkt auf eine bekannte Heirat. „Apropos!“ fiel ihm der alte Samogy ins Wort, „wissen Sie auch, daß meine Tochter ebenfalls Braut ist?“ „Sie spaßen?“ sagte der Domherr. „Nein, ich spaße nicht“, erwiderte der Alte. „So wahr ich Samogy heiße, so wahr ist meine Tochter Braut.“ Pichel und seine Caton erblaßten. „Wer ist denn der Bräutigam?“ fragte der Domherr. „Raten Sie!“ – Der Domherr nannte wohl sechs bis sieben der jungen Edelleute, die sich in- und außerhalb Großwardeins befanden, und zögerte geflissentlich nach jedesmaligem Raten. Als es keiner von ihnen war, rief der Domherr mit verstelltem Unwillen: „Ei, was soll ich mir erst noch länger den Kopf zerbrechen! Mag's sein, wer will.“ „Nun!“ versetzte Samogy, „so muß ich den Bräutigam schon selbst nennen. Es ist – es ist – kein anderer als – hier unser Pichel!“ Beide Verliebte staunten den alten

Herrn

Digitized by Google

Herrn sprachlos an. „Ei, zum Henker!“ rief dieser, „ich glaub gar, ihr zweifelt an der Wahrheit!“ Hastig stand er auf, trat zwischen beide Verliebte, die nebeneinander saßen, legte ihre Hände zusammen und sprach: „Hier habt ihr meine Einwilligung und meinen väterlichen Segen.“

Es wäre überflüssig, die allseitigen Empfindungen zu beschreiben, da man sich dieselben ohnehin vorstellen kann. Als sich der alte Herr wieder an seinen Platz gesetzt hatte, sagte er zu beiden: „Liebe Kinder! Euch eine Prunkhochzeit zu machen, bin ich nicht willens, das Geld dafür wird euch in der Tasche besser behagen. Zugleich wünschte ich, daß euch, da ihr in der Stille getraut werden sollt, der Bischof vom öffentlichen Aufgebot dispensieren möchte.“ „Das will ich bewirken!“ fiel ich ein.

Der Domherr ließ ein paar Fläschchen von seinem alten Kapital-Tokaier bringen, und wir saßen im höchsten Vergnügen bis Mitternacht an der Tafel.

Am folgenden Morgen berief ich alle Entlassene von der Kapelle; wir unterredeten uns wegen unserem vereinten Abmarsche und bestimmten denselben am zehnten Tage nach dieser Unterredung. An ebendemselben Tage schrieb ich dem Bischof, meldete ihm, daß wir in zehn Tagen abreisen würden, und fragte an, an welchem Tage ich, um mich zu beurlauben, nach Bellènieß kommen sollte. Zugleich berichtete ich die gestrige Verlobung des Pichels mit Samogys Tochter und bat im Namen des Vaters der Braut aus Ursache unserer baldigen Abreise um die Dispensation des gewöhnlichen Aufbittens. Der Bischof antwortete mir, daß er mich künftigen Sonnabend des Abends erwarte und daß ich Picheln, seine Braut und ihren Vater mitbringen solle, weil er die Brautleute selbst trauen wolle. Man kann leicht denken,

welche

Digitized by Google

welche Freude der Vater der Braut über die Ehre, die ihm und seiner Tochter dadurch widerfuhr, empfand!

Wir fuhren am Sonnabende nach Bellènieß. Am andern Morgen früh las der Bischof in seiner Hauskapelle eine stille Messe, und nach dieser ging der Trauungsakt vor sich.

Der Bischof behielt die Brautleute und uns übrigen bei seiner Mittagstafel. Als wir uns setzten und beide Brautleute die Serviette aufhoben, fand jedes derselben ein Röllchen mit 50 Dukaten. Auf einem stand von des Bischofs eigener Hand geschrieben: Kleine Haussteuer auf Tischzeug, auf dem andern: Auf Kücheneinrichtung. Beide Brautleute standen auf und küßten dem Bischof die Hand.

Bis um sechs Uhr abends behielt der Bischof seine Gäste bei sich; alsdann gab er dem Pichel den Trauschein und entließ ihn sowie die übrigen mit den menschenfreundlichsten Ausdrücken seines Wohlwollens, mir aber befahl er noch dazubleiben.

Jedermann kann sich leicht vorstellen, wie rührend unsere Beurlaubung war. Ich will sie nicht erst ganz beschreiben, sondern nur sagen, daß er, nachdem er mir anempfohlen hatte, daß ich ihm von meinen Glücksumständen Nachricht geben sollte, eine seidene Börse hervorzog, mir dieselbe gab und sagte: „Das gehört zur Bestreitung der Reisekosten.“ Schon hatte ich den Mund geöffnet, um meinen Dank zu stammeln; aber er unterbrach mich damit, daß er mit zusammengelegten gen Himmel emporgehobenen Händen ein stilles Gebet sprach, nach welchem er mir den bischöflichen Segen mit den Schlußworten ‚Descendat super te et maneat semper‘ gab und, ohne mich mehr anzusehen, in sein Schlafzimmer eilte.

Ich

Digitized by Google

Ich war so betäubt, daß ich wirklich nötig hatte, in die freie Luft zu eilen, um mich dadurch zu erholen. Noch heute denke ich mit dem innersten Gefühl an diesen traurigen Auftritt.

An dem bestimmten Tage unseres Abmarsches verließen wir alle zusammen Großwardein. Unsere Reise bis Pest war natürlicherweise bei einer so großen Gesellschaft unterhaltend genug. Ich, meine Schwester, Pichel und seine junge Frau fuhren zusammen in einem Wagen. Am siebenten Tage nach unserer angetretenen Reise trafen wir in Pest ein. Daselbst trennten sich die übrigen von uns, und jeder reiste für sich. Pichel und ich aber beschlossen, noch einige Tage in Pest zu verbleiben und alsdann in Gesellschaft nach Wien zu gehen. Wir mieteten eine bequeme Landkutsche, die wir jeder zur Hälfte bezahlten, und fuhren nach Wien.

Digitized by Google

Achtzehntes Kapitel

Rückkehr nach Wien / Herr von Blanc und die Triester Fabriken / Meine Exkursion nach Venedig / Der köstliche Sturm / Mein Abenteuer mit einer Solotänzerin

Da ich eine ausgebreitete Bekanntschaft in Wien hatte, so ward es mir leicht, Picheln vier Scholaren zu verschaffen, deren jeder ihm monatlich drei Dukaten gaben; mithin hatte er eine sichere Einnahme von zwölf Dukaten, ohne Nebenverdienst durch Privatkonzerte, wozu ich ihm auch großen Vorschub tat; und also durfte er mit seiner jungen Frau nicht darben.

Den Sommer über beschloß ich in Wien zu bleiben und zu Anfang des Herbstes meine große Reise in die weite Welt anzutreten.

Einige Tage nach meiner Zurückkunft in Wien machte ich dem Grafen Spork meine Aufwartung. Er trug mir das Engagement wieder an, das sich vor meiner Abreise nach Großwardein zerschlug; allein ich lehnte es meiner vorhabenden Reisen wegen von mir ab, empfahl aber dafür meinen Freund Pichel seiner Protek-

Digitized by Google

tektion. Da nun glücklicherweise die erste Violinistenstelle bei dem deutschen Theater vakant wurde, so gab er sie ihm. Sie trug nur 450 Fl. ein, aber Pichel nahm sie in seiner Lage mit Freuden an. Sie beschäftigte ihn nur des Abends, und also hatte er den ganzen Tag frei und konnte Scholaren gut abwarten. Und so hatte ich denn das Glück, meinen lieben Busenfreund mit einem Einkommen von sichern 1050 Gulden jährlich versorgt und hinlänglich geborgen zu wissen.

Mit einem alten Bekannten von mir, dem Herrn von Blanc, Gubernialrat in Troppau, der unvermutet nach Wien kam und von der Kaiserin den Befehl erhalten hatte, die Fabriken in Triest zu untersuchen, reiste ich auf sein freundliches Anerbieten dorthin. Da aber seine Geschäfte wenigstens drei Wochen dauerten, so entschloß ich mich, für mich allein eine Exkursion nach Venedig zu machen, um meinen ehemaligen Chef, den Grafen Durazzo, zu besuchen. Das Schiff hatte so guten Wind, daß es in 13 Stunden in Venedig ankam. Aber zu meinem größten Verdruß traf ich ihn nicht an; denn er war gerade mit seiner Gemahlin nach Mailand gereist. Die Ascenta war schon vorbei. Von den aufgeführten vier Opern waren drei a terra gegangen, nur eine hatte sich kümmerlich gehalten. Ich sah und hörte diese Oper. Allein ich fand sie so unbedeutend, daß ich nicht nur die Lust verlor, sie noch einmal zu hören, sondern sie selbst keiner weitern Beschreibung würdig achte.

Die Abwesenheit des Grafen, der Verdruß, keine gute Oper gefunden zu haben, und endlich der zur Sommerszeit in Venedig herrschende und jedem Ausländer beinahe unerträgliche üble Geruch der Lagunen machten mir meinen dortigen Aufenthalt so langweilig und ekelhaft, daß ich mich am vierten Abend nach meiner Ankunft wie-

Digitized by Google

wieder nach Trieſt einſchiffte. Auf dieſer meiner Rückreiſe hatten wir aber ungünſtigen Wind, der am folgenden Tage in einen kleinen Sturm ausartete und unſer Schiff viele Meilen ſeeeinwärts trieb. Wer ſollte wohl glauben, daß mir dieſer widrige Wind, ſtatt mich verdrüßlich oder wohl gar furchtſam zu machen, ſehr behagte und mir ein angenehmes Abenteuer einbrachte?

Unter den Paſſagieren befand ſich ein ſchönes Mädchen in der Kajüte. Es war eine Solotänzerin, von Geburt eine Venezianerin, etwa 18 bis 19 Jahre alt, mit großen ſchwarzen, feurigen Augen. Hineinſehen mußte man, das war nicht anders; und da es einmal geſchehen war, ſo war es mir unmöglich, wieder wegzuſehen. Das war der ganz ſimple Anfang meines verliebten Abenteuers, das ſich mit dem anziehenden, ſchalkhaften Mädchen beim erſten Eintritte in das Schiff entſpann. Sie hatte außer ihrem Bedienten noch eine Mutter bei ſich, wie man in Italien die betagten Frauen nennt, die des Wohlſtands halber junge Frauenzimmer für Geld begleiten und die ſie in fremder Geſellſchaft für ihre Mutter ausgeben, unter vier Augen aber im eigentlichen Verſtande ihre Zofen ſind. Da ſie nun als erſte Tänzerin nach Wien verſchrieben war, ſo erleichterte das unſere Bekanntſchaft. Ich bot ihr meine ergebenſten Dienſte in meinem Geburtsorte an, und da ſie, wie ſie ſagte, Deutſchland zum erſten Male betrat, ſo hatte ſie die erſtaunliche Güte, meine Anerbietungen anzunehmen; ja ſie war ſogar ſo großmütig zu geſtehen, daß ſie ſich glücklich ſchätze, einen Freund zu finden, der beim erſten Anblick ihr ganzes Vertrauen an ſich geriſſen hätte.

Dem widerſtehe, wer da kann! Kaum waren zwei Stunden verfloſſen, ſo waren wir weiter als rechtliche Leute, die weniger ſchnell in neue Verhältniſſe hinein-

zu-

Digitized by Google

zusegeln gewohnt sind, und in zwei Monaten zu kommen pflegen. Wenigstens waren wir schon auf der Linie von Schwester und Bruder. Wer hätte auch nicht solch eine schöne Schwester haben wollen! Diese hier hatte ein so reizendes Gesicht, war ein so proportioniertes schlankes Figürchen, und ihr munterer, degagierter und naiver Humor, zu welchem sich ihr venezianischer Dialekt allerliebst ausnahm, war so unwiderstehlich, daß man zum allerwenigsten die Freiheit der Verwandtschaft sich erringen mußte. Ich nenne ihren Namen ausdrücklich nicht; denn er ist wie ihr Talent nachher nur zu sehr bekannt geworden.

Am folgenden Tage, als der Wind sich bis zum Sturme erhob, als das Schiff hin und her schwankte und das Mädchen bei jeder Bewegung zusammenzustürzen in Gefahr lief, da nahm ich sie mitleidsvoll in meinen Arm und hielt sie fest und immer fester, und das schüchterne Geschöpf schmiegte sich so sehr an mich heran, daß ich den sehen will, der dabei ein gleichgültiger Passagier bleiben soll.

Der Sturm hatte uns so weit verschlagen, daß wir erst am vierten Tage nach Triest kamen. Was konnte ich Eiligeres tun, als veranstalten, daß sie in dem nämlichen Gasthof, wo ich und Blanc wohnten, einkehrte? Sie tat es. Sie tat mehr; sie ließ sich bereden, drei Tage in Triest zu bleiben, und da ward denn auf festem Lande benutzt, was wir auf der offenen See so schön eingeleitet hatten. Um uns so viel und so oft als möglich zu sehen, speisten wir mittags, speisten wir abends miteinander. Blanc kommissionierte für seine Kaiserin in seinen Fabriken; ich für meine Königin zu Hause. Sie bat mich, ihr einen neuen und bequemen Reisewagen zu behandeln. Am folgenden Morgen fand ich einen fertig stehen und

ward

ward des Preises einig. Aber um sie noch einige Tage länger in Triest aufzuhalten, war ich schlau genug, ihr weiszumachen, daß der Wagen erst in sechs Tagen fertig sein würde. Sie mußte sich also schon bequemen, so lange dazubleiben. Wie sechs Stunden verflossen mir diese sechs Tage im Taumel der Freude. Doch – daß ich nicht zu viel verrate!

Sie ging nach Wien voraus, und ich kam mit Blanc, der erst nach acht Tagen mit seinen Geschäften zu Ende war, hinterdrein. Was schimpfte ich während dieser Zeit auf alle Fabriken in der Welt! Kaum konnte ich den Augenblick erwarten, wo ich das schöne reizende Geschöpf wiedersehen würde. Wir kamen ziemlich in der Nacht in Wien an; aber ich ruhte und rastete nicht, bis ich noch an demselben Abend ihre Wohnung ausgeforscht hatte. Sie hatte eine unbeschreibliche Freude, mich noch eher wiederzusehen, als sie vermutet hatte, und ich mußte bei ihr soupieren. –

Ungefähr zehn Tage nach meiner Zurückkunft trat sie in einem neuen Ballett zum ersten Male auf, und nicht nur ihre reizende Gestalt, sondern auch ihr außerordentliches Talent riß das Publikum zum höchsten Enthusiasmus fort. Noch nie hatte weder eine Sängerin noch Tänzerin so einen ausgezeichneten Beifall erhalten. Wer kann sich, ohne es selbst geschmeckt zu haben, das Vergnügen vorstellen, sich von einem solchen Mädchen begünstigt zu wissen, sich von einem solchen Mädchen, deren Reize durch den vorteilhaften Theateranzug erhöht, deren Gestalt, des Meißels eines Pygmalions würdig, durch so mannigfaltige malerische Gruppen, deren schönes, ausdrucksvolles Gesicht durch ein unendlich süßes Mienenspiel noch mehr verherrlicht wurden, und deren kleinste ihrer Bewegungen nicht nur das Heer der Gecken und Stutzer verschlang, sondern für

die

Digitized by Google

die auch solide Jünglinge, Männer und Greise empfanden? Wer ist imstande, die Wonne dessen zu fühlen, der stolz zu sich selbst sagen kann: Siehe! das Mädchen, um dessen Besitz Wollüstlinge mit Equipagen und Ordensbändern buhlen – bei welcher Verschwender für jede Schäferstunde eine Herrschaft um die andere gern vergeuden würden – das fast jeden geschwornen Eheverächter sein Keuschheitsgelübde bereuen zu machen imstande ist –: das Mädchen ist dein!

Der Leser halte mir es zugute, wenn mein bleiches Gesicht noch jetzt bei dieser Erinnerung glüht, wenn ich in meinem sechzigsten Jahre meinen damaligen Jugendtraum mit so frischen Farben male. Ich war unsinnig, ich war strafbar, ich weiß es wohl; aber verdamme mich, wer streng genug dazu sein kann.

Obschon ich mir vorgenommen hatte, aus meiner Intrige ein strenges Geheimnis zu machen, so war es mir doch durchaus unmöglich. Ich vertraute also einem meiner biedersten Freunde mein großes Glück, wie ich Pinsel damals eine sehr unmoralische Handlung nannte, in der Zuversicht, daß er mir von Herzen dazu gratulieren und vielleicht gar mich darum beneiden würde. Allein wie erstaunte ich, als dieser verehrungswürdige Freund (warum soll ich den Namen dieses Rechtschaffenen, dieses meines Schutzengels, warum den Herrn von Demuth nicht nennen?) mein Geständnis mit Mißbilligung anhörte und mir so in die Seele sprach: „Pfui, schäme dich, Ditters! Du bist jetzt dreißig Jahr, in einem Alter, wo du deiner Reisen, deiner Kunst wegen keinen Augenblick mehr zu verschwenden hast, und mitten in deiner besten Künstlerlaufbahn begehst du die Raserei, dich an ein Mädchen und an solch ein Mädchen zu hängen, um deine künftige Wohlfahrt, deine Gesundheit, deine

 Ehre

Ehre aufs Spiel zu setzen? – Folge meinem Rate! Sei Mann! Reiße dich aus den Armen dieses verführerischen Geschöpfs und mache dich los von einer sträflichen Leidenschaft! – Gehe in die Welt! Hast du Gelegenheit an irgendeinem Hofe, wo es dir am besten gefällt, ein sicheres Brot zu finden, so schlag ein! Dann heirate ein tugendhaftes Mädchen und – werde Vater! Behagt dir mein Rat nicht, so sind wir geschiedene Leute." –

So sehr mich diese Worte erschütterten und alle meine Empfindung im ersten Augenblick sich dagegen aufregte, so ward ich doch bald bei kälterem Nachdenken von den redlichen Grundsätzen meines würdigen Freundes – Friede sei mit seiner Asche! – überzeugt. Seine wenigen, aber nachdrücklichen Worte prägten sich fest meiner Seele ein; die Schuppen fielen mir von den Augen, und – ich sah die Sirene nicht mehr.

Anderthalb Jahre nachher erhielt ich von meinem Freunde die Nachricht, daß diese Tänzerin mit einem sehr reichen und bekannten Grafen N. N. aus einer sehr ausgezeichneten Familie eine Intrige gehabt, bei welcher sich dieser so ruiniert habe, daß er nicht nur statt seiner ehemaligen prächtigen Equipage zu Fuße gehen, sondern sogar von den wohltätigen Scherflein, die andere Kavaliere zusammentrügen, leben müsse. Dies sei der Kaiserin zu Ohren gekommen; sie hätte daher diese signora prima ballerina unvermutet in einer Nacht durch die Polizei aufheben und sie mit allem ihrem baren Gelde, ihren Nippes und Juwelen bis an die italienische Grenze bringen lassen.

Digitized by Google

Neunzehntes Kapitel

Graf Lamberg / Der Fürſtbiſchof von Breslau Mein Engagement / Hirſchjagd / Ich werde Eques aureatus / Friedrich II. in Roßwalde / Graf Hoditz Leutſeligkeit des Kronprinzen gegen mich Meine Promotion zum Forſtmeiſter

Auf meiner Trieſter Reiſe hatte ich die Bekanntſchaft des Grafen Lamberg, Präſident und Chef des Kaiſerlichen Herzogtums Schleſien, gemacht. Er kam von ſeinen Gütern unweit Laibach nach Wien, um nach ſeinem Departement nach Troppau zu gehen, und ich machte ihm meine Aufwartung. „Wie wäre es", ſagte er, als er von meinem Vorſatze zu reiſen hörte, „wenn Sie Ihre erſte Exkurſion über Troppau machten und mit mir dahin führen? Alsdann nehmen Sie Ihre Route über Warſchau, Danzig, Hamburg, die Niederlande, Holland, England und Frankreich, dann zurück an die Höfe im römiſchen Reiche ꝛc."

Der Vorſchlag behagte mir nicht übel, und am vierten Tage darauf ſaß ich mit ihm in ſeinem Wagen.

Digitized by Google

Er war reich, hatte keine Kinder und machte daher in Troppau einen Aufwand, den niemand ihm nachtun konnte. Beständig gab er große Tafel, Assembleen und Konzerte. Außer ihm war noch ein Graf Chorinsky daselbst, der sowohl im österreichischen als preußischen Schlesien begütert war und sich eine sehr artige Kapelle hielt. Mit Hilfe dieser und anderer Musiker von Troppau brachte ich ein zwar kleines, aber doch zur Not besetztes Orchester zusammen.

Bald darauf kam der Fürstbischof von Breslau, der damals auf seinen im kaiserlichen Schlesien gelegenen Bistumsgütern in Johannisberg wohnte, nach Troppau, um dem Chef des Landes einen Besuch zu machen. Bei dem Konzerte, das ihm zu Ehren gegeben wurde, sagte mir der Fürst viel Verbindliches über mein Spielen und über meine Komposition, und am dritten Tage nachher war ich mit ihm zur Tafel. Er war von Natur sehr gesprächig, und als ein außerordentlicher Liebhaber der Musik unterhielt er sich während der Tafel größtenteils mit mir und wußte mir nicht nur meinen ganzen bisherigen Lebenslauf, sondern auch meinen Plan für die Zukunft abzufragen, wobei er mir nicht verhielt, daß er vormals, als er noch in bessern Umständen gewesen wäre und in Breslau residiert hätte, daselbst nicht nur eine große Kapelle gehalten, sondern auch verschiedene Kastraten, unter andern den bekannten Quadagni, in seinen Diensten gehabt hätte.

Es wird vielen Lesern aus gedruckten Blättern bekannt sein, wie und wodurch der Fürstbischof von Breslau bei Friedrich dem Zweiten in Ungnade fiel. Allein diese Blätter sind größtenteils in preußischen Ländern herausgekommen, und alles ist darin mit zu schwarzen Farben aufgetragen. Ich glaube also nichts Überflüssiges zu tun, wenn

Digitized by Google

wenn ich die Sache erzähle, wie ich sie aus dem Munde des Grafen Lamberg habe.

Der Fürstbischof war aus der ansehnlichen Familie der Grafen Schaffgotsch. Sein Vater, der oberster Landsdirektor, gleichsam Vizekönig in Schlesien war, als es noch allein dem österreichischen Hause gehörte, resignierte auf seinen Amtsposten bei der ersten Besitznahme Friedrichs II. von Schlesien 1740 und zog sich mit Erlaubnis des Königs auf seine große Herrschaft Warmbrunn an dem schlesischen Riesengebirge, wo er noch viele Jahre lebte, zurück. Der König, der schlau genug war, die schlesischen Stände sowie die Untertanen, hauptsächlich aber die Katholiken an sich zu ziehen, gewann große Vorliebe für den Sohn desselben, den damaligen Domherrn und Prälaten, machte ihn zum Koadjutor und nach dem bald darauf erfolgten Hintritte des Bischofs und Kardinals Sinzendorf zum Bischof von Breslau, welcher allemal auch regierender Fürst des Fürstentums Neiße und Herzog des Herzogtums Grottkau ist. Der König lebte mit dem Bischof auf einem so freundschaftlichen Fuß, daß er ihn alle Jahre auf einige Monate nach Berlin oder Potsdam kommen ließ. Diese Vertraulichkeit währte viele Jahre ununterbrochen fort. Auch zu Anfang des Siebenjährigen Krieges hielt sie noch aus. Nachdem des Königs sieggewohnte Armee in das Innerste von Böhmen gedrungen, die kaiserlichen Truppen geschlagen und gezwungen hatte, sich in Prag zu werfen, auch Prag belagerte und endlich nach Österreich vorzurücken im Begriff war, geschah die Bataille von Kolin, die der König verlor. Das Glück der Waffen schlug sich auf Seiten der Österreicher, dergestalt, daß sie die Preußen nicht allein aus Böhmen herausschlugen, sondern auch bis in das Herz von Schlesien vordrangen und nach der Bataille

bei

bei Breslau sich dieser Hauptstadt wieder bemächtigten. Jedermann, selbst der König, gab Schlesien für immer und ewig verloren. Alle schlesische katholische Geistliche und Untertanen, die der Religion wegen immer gut kaiserlich gesinnt gewesen waren, gaben hierüber ihren Jubel zu erkennen, und auch der Fürstbischof legte bei dieser Gelegenheit nicht nur zu voreilige, sondern auch zu auffallende Zeichen seiner Freude hierüber an den Tag.

Unterdes gab die kaiserliche Generalität in Breslau, die gegen den Fürstbischof als ehemaligen Günstling des Königs mißtrauisch war, demselben den Rat, sich bis nach Ausgang des Krieges nach Rom zu begeben. Während er dort war, schlug das Kriegsglück wieder um. Er kehrte zurück, setzte sich nach Nikolsburg in Mähren und harrte dem Ausgange des Krieges entgegen. Hier schrieb er an den König und wandte alles mögliche an, sich mit dem König wieder auszusöhnen. Allein er erhielt dafür jenen bekannten Brief, worin ihm der König nicht nur seine Undankbarkeit vorwarf, sondern ihn auch einen treulosen Verräter schalt, den er in seinen Staaten nicht dulden könne und der Schande des eigenen Bewußtseins überlassen wolle. Der Fürstbischof bat beim kaiserlichen Hofe um Fürsprache, und der König gab auf dessen Vermittelung dahin nach, daß er wieder nach Schlesien kommen dürfe.

Da man aber kein Beispiel hat, daß sich Friedrich II. mit dem, der einmal in Ungnade gefallen war, je wieder ausgesöhnt hätte, so durfte der Fürstbischof auch keine Rekonziliation hoffen. Schon an der Grenze erhielt er das Verbot, nicht nach Breslau zu kommen, und es wurde ihm dafür Oppeln – ein kleines miserables Städtchen in Oberschlesien – zu seinem Wohnsitze angewiesen. Aus Mangel eines Quartiers daselbst mußte er ins Minoriten-

ritenkloſter ziehen und ſich dort mit ein paar elenden Zimmern behelfen. Ob man ihm gleich förmlich erklärte, daß er kein Staatsgefangener wäre, ſo war ſein Schickſal doch nicht viel beſſer. Im erſten Quartal bezog er die Einkünfte im preußiſchen Schleſien für voll; im zweiten aber wurden ihm die Hälfte, im dritten Dreivierteile verabfolgt, und endlich im letzten wurden ihm gar die ſämtlichen Einkünfte in Beſchlag genommen. Ebenſo wurde ſeine biſchöfliche Gewalt ſo beſchränkt, daß er nicht einmal eine vakante Pfarre ohne Genehmigung des ſchleſiſchen Miniſters beſetzen konnte.

Weil der Fürſtbiſchof ſich nun immer mehr und mehr gequält ſah und nicht die mindeſte Hoffnung hatte, ſein Schickſal, ſolange der König lebte, erleichtert zu ſehen, ſo ließ er alles Jenſeitige ſowohl an Einkünften als eigenen prächtigen Mobiliarſchaften im Stich, flüchtete ſich in das kaiſerliche Schleſien und lebte da nun ſchon an die zwei Jahre bloß von den Einkünften der diesſeitigen Güter von Johannisberg, welche in allem nur 13000 bis 14000 Gulden betrugen, während ſeine Einkünfte ſich ehemals auf 100000 Gulden belaufen hatten.

Einſt kehrte ich von einer großen Feierlichkeit auf der Herrſchaft des berühmten Grafen Hoditz, Roßwalde, nach Troppau zurück und fand den Gewiſſensrat des Fürſtbiſchofs, Padre Pintus, der vom Fürſten eigens an mich abgeſchickt worden war, um mich in ſeinem Namen zu fragen, ob ich mich wohl entſchließen könne, gegen ein anſtändiges Honorar dieſen kommenden Winter auf Johannisberg zuzubringen und dem Fürſten ungefähr das zu ſein, was David dem Saul war, als er letzteren durch ſein Saitenſpiel in trüben Stunden aufheiterte? – Der Fürſt, ſagte er, habe zwar keine

Digitized by Google

keine Kapelle; aber da sich einige Bediente, ein paar Schreiber der Beamten und noch etliche Leute in Johannisberg befänden, die musikalisch wären, so könne ein kleines Orchester von acht Personen, jedoch ohne Blasinstrumente, aufgebracht werden; übrigens habe er den Auftrag, mir des Fürsten freie Tafel, Frühstück, freie Wohnung im Schlosse, freien Unterhalt für meinen Bedienten und endlich monatlich 25 Dukaten zu offerieren; doch solle ich mich binnen drei Tagen bestimmt darüber erklären. –

Während dieser Frist überlegte ich die Sache und – engagierte mich, sieben Monate lang, nämlich vom ersten November 1769 bis letzten Mai 1770, in Johannisberg zu bleiben.

Einen Vorfall während dieser Zeit kann ich nicht unerwähnt lassen, weil er der Grund wurde, warum ich meinen ganzen Reiseplan aufgab, und weil er überhaupt auf das ganze nachmalige Schicksal meines Lebens den unmittelbarsten Einfluß gehabt hat.

Der Fürstbischof stellte im September eine dreitägige große Hirschjagd im Zeug an, wozu er außer dem Grafen Larisch (dem Schwiegersohn vom Grafen Hoditz) und dem Gouvernialrat von Blanc, von dem ich schon einmal gesprochen, auch mich einlud. Ich erhielt ein paar der besten Kugelbüchsen und war so glücklich, gleich am ersten Tage sieben Kapitalhirsche und zwei Rehböcke und überdies noch zwei Füchse damit zu erlegen. Am folgenden Morgen graute noch der Tag, als wir schon aufsaßen, und wir hatten gute fünf Stunden zu reiten, ehe wir ins hohe Gebirge nach dem bestimmten Standpunkte ankamen. Die Jagd dauerte bis tief in den Abend hinein, und wir blieben über Nacht im Gebirge in einer dazu errichteten Jägerhütte. Während wir uns alle, Gäste und

Jäger-

Digitized by Google

Jägerpartei, welches ein Personal von 50 Köpfen gab, um ein in der Mitte befindliches Feuer lagerten, das die Jäger beständig unterhalten mußten, besprach ich mich einen großen Teil der Nacht hindurch mit dem Oberjäger und seiner untergebenen Jägerpartei, und da ich schon zu Schloßhof, teils durch eigene Erfahrung, teils durch vortreffliche Bücher und den Umgang mit dem dortigen Oberjäger mir einige Kenntnisse vom Jagd- und Forstwesen erworben und mich nachher selbst in Großwardein mit hoher und niederer Jagd beschäftigt hatte, so erregte ich bei diesen Leuten einen Grad von Verwunderung, der endlich in ein komisches Erstaunen überging. Am dritten Tage zog sich die Jagd in flachere Waldungen, und es gelang mir, mich wieder durch manchen glücklichen Schuß auf Rehe und Füchse auszuzeichnen.

Als der Fürst vor der Tafel jeden seiner Jagdgäste fragte, was er erlegt hätte, und die Reihe an mich kam, da ließ mich der Oberjäger nicht zum Worte kommen, sondern erzählte groß und breit von meinen Heldentaten und setzte endlich hinzu: „Ew. Durchlaucht können glauben, daß nicht nur ich, sondern alle fürstliche Waldbereiter und Jäger bereit sind, ein Zeugnis auszustellen, daß dieser Herr da alle Fähigkeit besitzt, an jedem Hofe die erste Jagd- und Forststelle zu bekleiden."

Diese Worte waren nicht umsonst gesagt, sondern hatten nach langer Zeit noch die Folge, daß mir eine Stelle übertragen wurde, bei welcher Kenntnisse vom Holz- und Forstwesen erforderlich waren, und wodurch ich mich hier für immer fixierte, wie ich weiter unten sagen werde.

An diesem Tage fiel auch das Gespräch auf meine Reise, die ich mit Glück gemacht hatte, und der Fürst fragte mich, was es für eine Bewandtnis mit seinem Che-

Digitized by Google

Chevaliertitel habe und ob er von Adel sei. Ich gab ihm darüber gehörige Auskunft. Er ward nachdenkend und entfernte sich von der Gesellschaft. Nach dem Souper fragte er mich, ob ich Messen und auch italienische Singsachen komponiert habe, und als ich es bejahte, bat er mich sehr verbindlich, ihm eine meiner besten Messen, eine italienische Arie, ein Violinkonzert und eine Sinfonie in Partitur schreiben zu lassen und ihm das alles nach Johannisberg zu schicken. Ich ermangelte nicht, es so bald als möglich von Troppau aus zu besorgen, ohne etwas für die Kopiatur zu liquidieren. Der Fürst antwortete mir, daß er meine Musikalien zwar erhalten habe, aber da ich das Schreiberlohn anzusetzen vergessen, so lege er etwas dafür – es waren 20 Dukaten – bei; auch gab er mir Nachricht, daß am letzten Oktober Wagen und Pferde in Troppau eintreffen würden, um mich nach Johannisberg zu bringen.

Als ich nun hier ankam, fand ich das, was sich so Musiker nennen ließ, so erbärmlich, daß mir vor dieser Kapelle von zehn Personen, mich mit eingeschlossen, gar sehr ekelte. Aber was war zu machen? Ich mußte damit vorliebnehmen. Durch beständige Übung und Korrektionen brachte ich's indessen doch endlich dahin, daß man uns nach Verlauf eines Monats ohne Grausen hören konnte.

Am Neujahrsmorgen verfügte ich mich mit dem Padre Pintus zum Fürsten, um ihm die gewöhnliche Gratulation abzustatten. Wie ward ich überrascht, als er sogleich nach meinem Eintritt aus seinem Bureau ein vierfach zusammengelegtes Pergament hervorzog und es mir mit den Worten überreichte: „Lieber Ditters, man hat mir von Rom aus die Kommission gegeben, Ihnen dies hier zum Neujahrsgeschenk zu machen." – Und es war? –

Digitized by Google

war? – ein Diplom, was er durch den Kardinal Archinto hatte von Rom kommen lassen, worin ich, nach geschehener Approbation meiner übersandten Kompositionen, zum Ordensritter vom goldenen Sporn erhoben worden war. Zugleich zog der Fürst aus einem Schächtelchen das Ordenskreuz hervor, das an einem ponceauroten Bande hing, und indem er es mir eigenhändig anzuhängen geschäftig war, setzte er vergnügt hinzu: „Nun sind Sie so gut Chevalier, als es der Gluck ist, und als Eques aureatus ac Sacri Palatii et aulae Lateranensis Comes haben Sie, wenn Sie nach Rom kommen, das Recht, gleich jedem gebornen Kavalier vom ersten Range, in den päpstlichen Palast einzutreten und bei allen öffentlichen Funktionen gegenwärtig zu sein." – Man denke sich meinen kleinen Freudenrausch unter den Händen des gütigen Fürsten, der dies alles schon vor vierzehn Tagen erhalten, aber bis heute verschoben hatte, um mich damit zum neuen Jahre zu überraschen!

Bei allen diesen Gnadenbezeigungen, bei aller der leutseligen und menschenfreundlichen Begegnung, womit mich der Fürst beehrte, wurde mir doch die Einförmigkeit in Johannisberg lästig, und ich sehnte mich nach dem Ende des Mai, um mein Engagement loszuwerden und zum bevorstehenden Sommer meine Reise anzutreten. Aber als wenn es durchaus nicht hätte sein sollen, erhielt ich unvermutet eine Einladung vom Graf Hoditz, nach Roßwalde zu kommen, die sich schlechterdings nicht abschlagen ließ, und da war ich also wieder genötigt, meine Reise wenigstens bis zum Herbst zu verschieben.

Die Veranlassung zu dieser Einladung war ein Besuch, welchen König Friedrich II. dem Grafen daselbst abstatten wollte. Er hatte ihn schon im Siebenjährigen

Kriege

Kriege kennengelernt und hielt ihn als einen Philosophen sehr hoch. Kaiser Joseph II. hatte dem König bekanntlich 1769 in Neiße eine Visite gemacht, und da dieser dem Kaiser versprochen hatte, ihm seinen Gegenbesuch im künftigen Sommer zu Mährisch-Neustadt, unweit Olmütz, zu machen, so schrieb der König, wolle er bei dieser Gelegenheit seine Marschroute so einrichten, daß er sowohl im Hinwege als im Rückwege jedesmal in Roßwalde übernachten würde. Der Zweck, warum ich nun vom Grafen dazu eingeladen wurde, war, um zu verschiedenen Spektakeln, die er präparierte, meine Hand zu bieten. Vierzehn Tage vor der Ankunft des Königs erschien ich denn also und arrangierte alles nach den erfindungsreichen Plänen dieses würdigen Mannes, so gut ich's vermochte.

Genau am bestimmten Tage nachmittags um vier Uhr traf der König in Roßwalde ein. In seinem Gefolge waren der Kronprinz, Prinz Friedrich August und Prinz Leopold von Braunschweig, welch letzterer nachher zu Frankfurt an der Oder ertrank, und der General Lentulus.

Bald nach der Ankunft dieser hohen Herrschaften schlug der Graf dem Könige eine Promenade im Garten vor, welche er auch annahm. Während des Spazierganges ward er durch kleine unvermutete Spektakel, ein Ballett zum Beispiel auf einem lebendigen Theater, das die Verwandlung der Daphne in einen Lorbeerbaum vorstellte, durch ein Fest der Druiden, insonderheit aber durch eine Pygmäenstadt überrascht, über welche er sich außerordentlich amüsierte. Mit Sonnenuntergang retirierte er sich und ging zu Bette; sein Gefolge aber blieb.

An beiden Seiten des Chinesischen Gartens, den der Graf sehr geschmackvoll hatte illuminieren lassen, waren zwei Grotten mit der transparenten Überschrift

Digitized by Google

‚österreichische Grotte' und ‚preußische Grotte' angebracht. Auf die Frage des Grafen an den Kronprinzen, in welcher dieser Grotten es ihm gefällig wäre, ein kleines Konzert zu hören, antwortete er: „Ich habe heute das Vergnügen, in den österreichischen Staaten zu sein, und also wird es mich sehr freuen, das Konzert in der österreichischen Grotte zu hören." – Es ward also darin veranstaltet.

Das Orchester war nicht übel, denn ich hatte die beiden kleinen Kapellen der Grafen Hoditz und Chorinsky zusammengeschmolzen. Beim Eintritt der Prinzen begann eine Sinfonie von mir, nach welcher ich ein Konzert spielte. Gleich nach diesem trat der Kronprinz mit den Worten zu mir: „Ihr Name und Ihr Talent sind mir schon bekannt, denn ich besitze verschiedene Stücke von Ihrer Arbeit. Es freut mich, Sie auch von Person kennenzulernen." Späterhin bat er mich, noch etwas zu spielen, und als ich eine Sonate wirklich mit Liebe und Enthusiasmus gespielt hatte, sagte er mir so mancherlei Verbindliches, was sich ohne Unbescheidenheit nicht wiederholen läßt. Man muß den Herrn gekannt haben, um zu wissen, wie fein und verbindlich er gegen Künstler, die er schätzte, sein konnte.

Am folgenden Morgen sehr frühzeitig fuhr der König mit seiner kleinen Suite nach Neustadt, von woselbst er nach wenigen Tagen zum Mittagsmahl wieder in Roßwalde eintraf. Nach der Tafel schickte der Kronprinz nach mir und fragte mich, was für Spektakel in Bereitschaft wären. Ich nannte sie ihm; allein er bat mich, dafür lieber ein Konzert zu veranstalten und mich dabei hören zu lassen. Es geschah, und ich spielte dreimal vor ihm. Nach geendigtem Konzert kam Graf Hoditz aus den Zimmern des Königs und proponierte dem Prinzen einige

kleine

Digitized by Google

kleine Spektakel, welche der Kronprinz aber alle verbat, weil, wie er sagte, der König die Abreise morgen früh um zwei Uhr angesetzt habe. Endlich wandte er sich zu mir, trat mit mir an ein Fenster und beehrte mich sehr gnädig mit verschiedenen Fragen, die auf die Kunst und bekannte Künstler Bezug hatten. Endlich, als ich ihm von meinem Vorhaben zu reisen erzählte, sagte er in dem verbindlichsten Tone: „Gehen Sie auf Ihrer Tour ja nicht Berlin vorbei; ich werde suchen, Ihnen Ihren Aufenthalt daselbst so angenehm als möglich zu machen!“ –

Der König bezeigte sich gegen den Grafen sehr generös. Er erhielt von diesem seinem hohen Gaste eine große goldene viereckige Tabatiere, reich mit Brillanten besetzt und mit dem Porträt des Königs geziert; und in derselben lag ein zusammengelegtes Quartblatt, worauf von des Königs eigener Hand geschrieben stand: „Unser Etatsminister wird bei Angesicht dessen alsogleich 10000 Taler an den Grafen Albrecht Hoditz bezahlen. Friedrich.“

Ich verweilte noch zwei Tage nachher in Roßwalde, ging sodann wieder nach Johannisberg und machte nun in allem Ernste Anstalten zu meiner Reise, die ich bestimmt für den Oktober festsetzte. Meine erste Exkursion sollte nach Berlin gehen, wohin ich soeben vom Kronprinzen in den gnädigsten Ausdrücken eingeladen worden war. Allein mein Geschick wollte es durchaus mit mir anders.

Eines Tages lud mich der Landeshauptmann Baron Zedlitz, ein weitläufiger Verwandter des Fürstbischofs, zu sich und erklärte mir nach allerhand verbindlichen Eingängen, daß der Fürst mich zeitlebens in seinem Dienste zu behalten wünsche. Ich lehnte es aus dem Grunde von mir ab, weil ich während Lebzeiten des Fürsten meine besten

Digitized by Google

besten Jahre hier versitzen würde, ohne die tröstliche Überzeugung zu haben, in meinem Alter versorgt zu sein. „Allein dafür ist gesorgt", erwiderte er. „Der Fürst will Ihnen den Posten eines Forstmeisters des diesseitigen Fürstentums Neiße verleihen, er hat sich bereits vom Oberjäger sowohl als von der ganzen Jagdpartei ein schriftlich bestätigtes Zeugnis Ihrer Fähigkeit im Forst- und Jagdwesen geben lassen, und das Domkapitel ist bereit, Ihre Anstellung zu genehmigen." Und hiermit zog er ein Schreiben hervor, in welchem klar und deutlich stand, daß das Domkapitel vollkommen geneigt sei, mir darüber die kapitularische Rekognition zu erteilen. Diese schloß eo ipso zugleich die Bestätigung in diesem Posten auch nach dem Tode eines Fürstbischofs in sich, wie denn in solcher Rekognition jedesmal die Worte enthalten waren: „Wir bestätigen denselben auch dergestalt, daß „er nach dem Hintritte eines zeitlichen Fürstbischofs im„mediate an Uns so lange verpflichtet stehe, bis er von „Uns an den nachfolgenden Bischof angewiesen wird." – Das Gehalt, das mir angeboten wurde, war ansehnlich. Es bestand in 600 Fl. Salär und 900 Fl. Stammgeld, mithin in 1500 Fl. Dabei ward mir die Anwartschaft auf die erste im Bistum erledigte Amtshauptmannsstelle, wodurch meine Lage dereinst noch um vieles verbessert werden sollte, und die Beibehaltung aller bisherigen Emolumente an Wohnung, Tafel, Frühstück ꝛc. zugesichert.

Das war alles recht schön. Aber die erbärmliche Lage, worin sich die fürstliche Kapelle befand, wenn man anders eine Handvoll Leute so nennen kann, war das einzige noch, was es mir unmöglich machte, dabei aushalten zu können. Allein man bedeutete mir, daß, indem von meinem bisherigen Gehalt von 1200 Fl. die Hälfte

den

den fürstlichen Renten zugute kam und, durch Erhöhung des Holzpreises, denselben ebenfalls noch 900 Fl. zuwuchsen, dem Fürsten noch reine 1500 Fl. übrigblieben, die er willens sei, auf die Verbesserung der Kapelle zu verwenden, gleich wie er auch die Summe von 1900 Fl., die man ausgemittelt gehabt hätte, um eine kleine Stuterei anzulegen und den eingegangenen Tiergarten wiederherzustellen, dazu bestimmen wolle. Auch solle die Einrichtung getroffen werden, die Hausleute, die nicht musikalisch wären, bei den Ämtern zu versorgen und musikalische dafür anzunehmen. Das beruhigte mich und gab mir gute Hoffnung.

Bei allen solchen Aussichten bekämpfen sich endlich Neigungen und Bedenklichkeiten leicht. Wir gingen also beide zum Fürsten, besprachen mit ihm jeden Punkt, und nachdem alles ins reine gebracht war, nahm ich die Dienstanerbietung förmlich und mit dem größten Danke an und leistete von nun an gänzlich Verzicht auf das Projekt meiner Reise. Den Tag darauf erhielt ich mein Anstellungsdekret und einen Bestallungsbrief über meine Einkünfte. Beides ward bald nachher vom Domkapitel in Breslau förmlich bestätigt. Nicht lange darauf legte ich vor der fürstlichen Regierung in Gegenwart der gesamten Jägerpartei den Eid der Treue ab; der Landeshauptmann stellte mich ihnen als ihren nunmehrigen Chef vor, worauf sie mir denselben wiederum leisten mußten. Und so war ich nun also wirklicher bestallter Forstmeister des diesseitigen Fürstentums Neiße.

Digitized by Google

Zwanzigstes Kapitel

Das ovale Theater im Turm / Mein Oratorium Davide / Meine komische Oper Il viaggiatore americano / Dem. Nicolini / Meine ehrbare Heirat

Ob ich gleich alle schleunige Anstalten machte, so verging doch eine geraume Zeit, ehe ich meine sehr kleine Kapelle einigermaßen instand brachte. Sie bestand, mich mit eingerechnet, aus 17 Personen, davon 11 ordentlich salariert waren; die andern aber waren Leute, die zum gewöhnlichen Hausetat gehörten.

Mein Steckenpferd wieherte und stellte sich so lange ungebärdig, bis ich einen Versuch machte, dasselbe besteigen zu können. Ich will sagen, ich konnte vor der Idee nicht ruhen, ein Haustheater zu errichten. Nur war es um einen Platz zu tun.

Mit dem alten verwünschten Schlosse ließ sich nichts anfangen. Schon die Überschrift – ‚Johann Turso, Bischof von Breslau, hat dieses vom Zahn der Zeit zerstörte Schloß aus eigenem Säckel wiederhergestellt, dem heiligen Johannes dem Täufer geweihet und ihm den Namen Johannis[berg] beigegeben. Im Jahre Christi 1509'. –

läßt begreifen, daß in einem Schloß, das schon damals vom Zahne der Zeit zerstört gewesen und, wie man die Vermutung hatte, im neunten oder zehnten Jahrhundert erbaut worden war, für meinen Plan nichts Tröstliches habe gefunden werden können. Unterdes, wer nur recht will, der kann auch.

Hart an den Gebäuden des Schlosses stand ein hoher und ovaler massiver Turm, der in seinem längern Durchmesser ohngefähr acht Klaftern hatte. Auf diesen richtete ich meinen Anschlag. Es kam nur darauf an, ihn bis zum Fußboden der andern Zimmer abtragen und einen ovalen Saal daraufsetzen zu lassen, so war die Schwierigkeit gehoben. Der Fürst, dem man die Sache vortrug, fand den Vorschlag ausführbar und ließ sich den Kostenanschlag davon, der sehr gering ausfiel, vorlegen. Alle dazu erforderlichen Materialien fanden sich nämlich auf den bischöflichen Gütern im Überfluß, und da nun die Untertanen zu allen und jeden unentgeltlichen Diensten beim Schloßbau verbunden waren, so hatte der Fürst weiter nichts als die Handwerksleute zu bezahlen. Kurz, der Bau wurde über Hals, über Kopf betrieben, und man war noch nicht in der Hälfte des Herbstes, so stand der Salon fertig und ausgemalt da. Er fiel für das Gehör so schön aus, daß ich noch heute jedem großen Herrn, der eine Kapelle hält, rate, einen Salon von gleicher Größe, Höhe und Rundung zu bauen; er wird finden, daß so eine Bauart viel beiträgt, die Musik ohne gellenden Widerschall zu verstärken.

In diesem Saale nun wurde ein Theater aufgesetzt, und ich machte Anstalt zu einem Theaterpersonale. Durch Korrespondenz mit meinem Busenfreund Pichel in Wien erhielt ich Renner, dessen Frau unterdes gestorben war, mit seiner Tochter, und Ungericht, der gerade ohne Dienst

und

Digitized by Google

und Brot herumirrte. Überdem so war der Fürst nicht nur zufrieden, daß ich meine Schwester kommen ließ, sondern bestimmte auch ein eigenes Zimmer im Schlosse und seine eigene Tafel für sie.

Nun hatte ich wieder ein Theaterpersonal, mit dem ich Ehre einlegen konnte. Padre Pintus war ein guter italienischer Dichter. Er schrieb mir für die Fasten ein schönes Oratorium ‚Davide', und für den ersten Mai eine komische Oper ‚Il viaggiatore americano'. Mlle. Nicolini hatte sich, während ich sie nicht gesehen, sowohl in der Musik als auch an Wuchs und feiner Lebensart so ausgebildet, daß sie von jedermann geschätzt wurde. Sie spielte die Rolle des David meisterhaft. Und welche Rolle ich spielte und wie, sollen meine Leser gleich hören.

Es sollte wohl nun eigentlich hier ein neues Kapitel anfangen, denn es ist von einem wichtigen Schritte meines Lebens die Rede. Allein da weiter nichts Romantisches und Abenteuerliches dabei vorkommt, sondern alles beinahe fein spießbürgerlich dabei abgeht, so wollen wir ungestört in unserm vorigen Gange bleiben.

Da ich nämlich der guten Nicolini täglich Unterricht gab, so – verliebte ich mich in sie? – Nun, wenn man's so nennen will, meinethalben. Aber das war's eigentlich nicht, was ich sagen wollte. Ich fand vielmehr so viel Gelegenheit, ihre guten Eigenschaften und ihren soliden Charakter zu entdecken, daß ich bei mir selber beschloß, ihr rundweg einen Heiratsantrag zu machen, doch aber damit vorher noch eine Zeitlang innezuhalten, bis ich mich selber genug geprüft hätte, ob ich mit ihr und sie mit mir wohl ein vergnügtes Leben würde führen können. Als ich endlich mit mir selber aufs reine war, machte ich ihr eines Morgens während der Lektion den

 An=

Digitized by Google

Antrag, sagte ihr aber auch zugleich, daß sie sich Bedenkzeit nehmen könne, solange es ihr beliebe, und wenn es auch ein Jahr wäre. Sie gab mir zur Antwort, daß bei ihr gar keine Bedenkzeit nötig wäre, nur müsse ihr Stiefvater, Herr Renner, seine Bewilligung dazu geben. Damit hatte es nun aber nicht die geringste Schwierigkeit. Ich suchte die Szene in das Zimmer des Fürsten zu verlegen, brachte in dessen und meiner Erkorenen Gegenwart mein feierliches Bewerbungswort an, und die Sache war augenblicklich gemacht. Der Fürst war gleich bereit, uns vom Aufgebot zu dispensieren und die Trauung am folgenden Sonntag selbst zu vollziehen. Allein ich verbat zu meiner und zur Ehre meiner Braut die Dispensation und jede Eil und setzte selber die Verbindung auf sieben Monate hinaus, womit denn der Fürst und insonderheit seine Schwägerin, die Gräfin Schaffgotsch, die gerade in Johannisberg war, sich sehr zufrieden bezeigten, meine Braut darauf ein für allemal bei der Tafel des Fürsten einführte und sie – auf den Mund küßte.

Am dritten März des folgenden Jahres, so lange hatte ich seit dem vorigen Juli richtig und ehrbar ausgehalten, ward ich vom Fürsten in seiner Schloßkapelle getraut. Er räumte mir fünf Zimmer daselbst für uns alle ein und überreichte mir einen Schenkungsbrief, kraft welchem die ganze Einrichtung und das Meublement in denselben mein Eigentum wurde.

Digitized by Google

Einundzwanzigstes Kapitel

Florian Gaßmann wird Kapellmeister zu Pferde; will mich aufs Glatteis führen / Böser Ursprung meines besten Oratoriums: Esther

Ein Jahr nach meiner Verheiratung machte ich eine Exkursion nach Wien. Unter so vielen Besuchen, die ich meinen Gönnern und Freunden daselbst machte, ging ich auch zu Herrn Florian Gaßmann, der während meiner Abwesenheit wirklicher kaiserlicher Kammer- und Hofkapellmeister (Gluck ward auf sein Begehren mit 2000 Fl. jubiliert) geworden war, um ihm zu seiner Würde zu gratulieren. „Wissen Sie auch", sagte er, „daß ich zu Pferde Hofkapellmeister geworden bin?" – „Wie das?" versetzte ich. – „Der Kaiser", fuhr er fort, „folgt bekanntlich bei Dienstbesetzungen immer seinem eigenen Kopfe und tut oft gerade das Gegenteil von dem, was ihm von andern geraten oder vorgeschlagen wird. Ritter, mein Vorgänger, starb früh um acht Uhr. Um zehn Uhr erfuhr es der Kaiser. Um eilf ritt er wie gewöhnlich in den Augarten. Zufälligerweise begegne ich ihm auf dem Gra-

Digitized by Google

Graben. Schon ist er zehn Schritte vorbei, als er plötzlich stille hält und mich mit den Worten anruft: Ich will Ihnen eine Neuigkeit erzählen. Ritter ist tot. – Als ich ihm erwidere, daß ich das schon seit einer Stunde wisse, fiel er etwas unwillig ein: Aber die Neuigkeit wissen Sie doch nicht, daß Sie statt seiner Hofkapellmeister geworden sind! – Und so ritt er fort."

Gaßmann hatte im verwichenen Fasten zum Besten des musikalischen Witwen-Instituts ein Metastasisches Oratorium, Betulia liberata, geschrieben, welches von einem Orchester von 200 Personen aufgeführt worden war. Ich hatte erfahren, daß es großen Beifall gefunden hatte, und bat den Komponisten daher um Durchsicht der Partitur. Er legte sie mir vor, und ich saß gerade ein paar Stunden darüber, es mit Aufmerksamkeit durchzusehen, und fand wirkliche Schönheiten darin. Gaßmann machte mir seinen Gegenbesuch, und da er auf meinem Tisch einige Partituren von Singsachen fand und durchsah, so sagte er mir zwar viel Schönes darüber; doch schien es mir, als wenn es ihm nicht recht vom Herzen ginge. Unterdes, da wir einmal im vollen Komplimentieren waren und ich seine Artigkeiten erwidern wollte, so sagte ich: „Hätte ich gewußt, um welche Zeit Ihr Oratorium aufgeführt worden wäre, so würde ich die Kosten nicht gescheut haben, die Reise von Schlesien nach Wien bloß darum zu machen, um so ein Meisterstück zu hören." „Ei!" sagte Gaßmann, „es hängt bloß von Ihrem Willen ab, sich noch ein größeres Vergnügen zu machen, wenn Sie zum Besten der Witwensozietät selbst ein Oratorium schreiben und dieses in eigner Person hier aufführten."

„Wie kommen Sie auf diesen Einfall?" versetzte ich. „Ich – ein großes Oratorium für Wien schreiben? Sie

trauen

Digitized by Google

trauen mir viel zu. Nach Hasse – nach Ihnen – ich auftreten?"

„Ja!" sagte Gaßmann, „um uns beide abzustechen."

Dies sagte er mit einem so verzweifelt spitzen Ton und Gesicht, daß ich darunter den Schalk nicht verkennen konnte. Es pikierte mich, und ich blieb stumm. – Er verstand das unrecht und hielt mich geschlagen. „Ja freilich!" unterbrach er die Stille, „es gehört ein bißchen Verwegenheit dazu, sich so einer Klippe zu nähern. Nun, wie Sie wollen, – wenn Sie nicht das Herz haben – – –"

„O bewahre", fuhr ich ziemlich verdrüßlich und trotzig heraus, „das ist's gerade nicht. Ich habe sehr wohl das Herz dazu und nehme Sie beim Wort. Sie haben mir ein Oratorium offeriert; ich danke Ihnen für diese Distinktion und – hier haben Sie meine Hand – ich werde eins schreiben."

„Ei, bravo", sagte Gaßmann seltsam betroffen und freundlich; „das machen Sie recht. Ich will Ihnen sowohl die Werke von Metastasio – – " „Die habe ich selbst", fiel ich ein. – „Oder jene von Apostolo Zeno schicken, um sich eins daraus zu wählen." – „Auch diese", erwiderte ich, „sind mir bekannt. Da ich aber vermute, daß Chöre bei so viel Stimmen gute Wirkung tun müssen und in allen diesen vorgeschlagenen Oratorien zu wenig Chöre sind, so werde ich mir selbst von einem guten Freunde, der nicht nur ein guter Italiener, sondern auch ein guter Dichter ist, ein Oratorium machen lassen, bis zu künftigem Advent die Musik dazu komponieren und es selbst hier aufführen." – „Da müssen Sie mir aber", versetzte er, „Ihr Ehrenwort darauf geben, damit ich bei dem Kaiser, dem ich davon Meldung tun muß, nicht mit Schande bestehe." – Ich gab ihm mein Wort, und er ging.

Am

Am nämlichen Tage sah ich Pichel und erzählte ihm den ganzen Vorgang und wozu ich mich verpflichtet habe. „Oh", sagte er warnend, „trauen Sie dem Gaßmann nicht; er ist ein grundfalscher Mann. Er stellt Ihnen gerade damit eine Falle."

„Ei der Teufel!" antwortete ich, „da will ich noch heute zu ihm gehen und ihm absagen."

„Das tun Sie nicht. Ich kenne Ihr Talent zu gut, als daß ich nicht mit Grund hoffen könnte, Sie werden ganz gewiß reüssieren." – „Woher aber wissen Sie", fragte ich weiter, „daß er es nicht gut mit mir meint?" – „Daher", versetzte Pichel, „weil ich ihm die Partituren von verschiednen Ihrer Großwardeiner Sachen gezeigt habe und er alle verworfen hat." – „Da wird er mir aber Kabalen machen." – „Das kann er nicht, wenn Sie selbst herkommen und Ihr Oratorium dirigieren." – „In Austeilung der Rollen aber –" „Dafür ist Rat. Während Ihrem jetzigen Hiersein haben Sie Gelegenheit, die besten Sänger zu hören, die Ihnen gefallen, zu wählen und sodann den Vorteil, für sie angemessen zu schreiben. Halten Sie sich brav, wenden Sie insonderheit etwas auf die Chöre, die hier einen vortrefflichen Effekt tun, und ich wette, Sie machen ihn samt seinem bösen Plan zuschanden."

Ich ließ keine Oper aus, und da ich von jedem der besten Sänger, die ich mir auszeichnete, sowohl den Umfang der Stimme als auch die Methode desselben in mein Taschenbuch notierte, so war es keine Kunst, das Beste von jedem hervorzusuchen, mithin für jeden auch angemessen zu schreiben.

Gleich nach meiner Zurückkunft in Schlesien schrieb mir Padre Pintus ein Oratorium und wählte aus der biblischen Geschichte die Esther. In vier Wochen nach

Emp-

Empfang des Gedichts war ich mit meiner Arbeit fertig. Ich ließ es für unsere Kapelle schreiben und probierte es in Johannisberg einige Male durch. Da ich meiner eigenen Einsicht, aus Furcht vor Wirkung der Eigenliebe, nicht traute, so lud ich selbst von Breslau und andern benachbarten Örtern echte Kenner ein; ja selbst den Musikern der fürstlichen Kapelle machte ich das Ersuchen, mir frei und ungescheut ihre offene Meinung zu sagen, wenn sie da und dort einige Sätze oder Stellen nicht nach ihrem Geschmack finden sollten. Überhaupt nahm ich mir vor, an diesem Werke so lange zu feilen und zu polieren, bis aller Tadel gehoben wäre. Allein weder ich selbst noch irgendeiner dieser kompetenten und nichtkompetenten Kunstrichter fanden für gut, nur die geringste Note abzuändern.

Sechs Wochen vor der Aufführung schickte ich meine Originalpartitur nach Wien mit dem Versprechen, acht Tage vor der Aufführung daselbst zu erscheinen.

Der Fürst bezeigte große Lust, dieses Oratorium von einem Orchester von 200 Musikern in Wien aufführen zu hören; aber da ihm seit dem letzten Friedensschlusse verboten war, öffentlich bei Hofe oder beim kaiserlichen Hoflager zu erscheinen, so bedauerte er sehr, sich dieses Vergnügen versagen zu müssen. Allein, als man ihm bedeutete, es sei ihm damit ja doch nicht untersagt, inkognito, unter einem andern Namen und Titel, in Wien überhaupt zu erscheinen und, wie der Papst als Bischof von Rom, so als Pfarrer, Dechant und Erzpriester zu reisen, so ließ er sich diese Anwendung des Kasualfalls gefallen, zog ein kurzes ordinäres Priesterkleid an und reiste als Dechant von Weidenau, das in seinem Kirchsprengel lag. Er nahm mich in seinen Wagen, und ich hatte den Vorteil, die Reisekosten zu sparen.

Wir

Digitized by Google

Wir langten am versprochenen Tage in Wien an, denn wir fuhren Tag und Nacht. Es war morgens um sieben Uhr, als wir ankamen, und um zehn ging ich zum Grafen Spork, der sogleich die erste Probe in seinem Quartier veranstaltete. Die andern folgenden Tage wurden drei große Proben im Theater gehalten. Der Graf war so artig, auf meine Bitte dem Dechanten von Weidenau nicht allein für alle Proben, sondern auch an den zweien Produktionstagen einen Logenschlüssel zu schikken; welches erstere etwas sagen wollte, da in Wien der Brauch ist, daß niemand, weder vom hohen Adel noch andern Publikum, bei Proben gegenwärtig sein darf.

Bei allen Proben war der Kaiser Joseph zugegen. Pichel erzählte mir an dem Abende meiner ersten Probe, die am Vormittag gehalten wurde, daß der Kaiser bei seiner Kammermusik gesagt hatte: „Gaßmann hat dem Ditters eine Nase drehen wollen, Ditters aber hat ihm dafür eine tüchtige gedreht; denn ich ziehe sein Oratorium dem Hassischen und dem Gaßmannischen weit vor."

Mein Oratorium wurde zum ersten Male am letzten Adventstage und das zweite Mal am folgenden Dienstage aufgeführt. Ich will weiter nichts davon sagen, als daß die Witwensozietät nach Abzug aller Unkosten reine 1450 Fl. bei meinem Oratorio gewann, bei jenem des Gaßmann hingegen nicht mehr als 530 Fl. profitiert hatte.

Ich war sechs Wochen wieder in Johannisberg, als mir Pichel schrieb, Gaßmann wäre vor vierzehn Tagen gestorben und der Kaiser habe wider alles Vermuten, ungeachtet der vielen Kompetenten, die sich um diesen Posten, der 300 Dukaten eintrug, gemeldet hätten, denselben noch nicht vergeben. Es schiene daher, daß der Kaiser

Digitized by Google

ſer bloß darauf warte, ob ich darum einkommen würde; und ich ſollte alſo ohne Verzug dazu tun.

Ich ſchrieb aber zurück, daß ich in Johannisberg bereits mehr Einkünfte und bei Gelegenheit noch größere zu hoffen hätte und alſo nicht einkommen würde. Sollte mich aber der Kaiſer ausdrücklich verlangen, ſo würde ich zu allerhöchſtem Befehl ſein.

Ich weiß zwar nicht, ob Pichel einen heimlichen Auftrag hatte, mich zu ſondieren; aber nachderhand habe ich wohl erfahren, daß dem Kaiſer meine Antwort hinterbracht worden iſt und er ſie ungnädig aufgenommen hat. „Ei, ſeht doch den preziöſen Herrn an!“ ſoll er geſagt haben. „Es iſt ihm nicht nur der Gehalt von 300 Dukaten zu gering; er will auch, daß ich ihm den Poſten auf der Schüſſel entgegentragen ſoll. Das werde ich fein ſauber bleiben laſſen!“ –

Bonno erhielt die Stelle, dabei profitierte der Kaiſer offenbar; denn Bonno war ſchon ſeit vielen Jahren mit einem Penſionsgehalt von 800 Fl. jubiliert. Von dieſem nun dem Ärario zufallenden Gelde gab der Kaiſer der Witwe Gaßmanns die Hälfte und die andere Hälfte an Salieri, den er zu ſeiner kleinen Kammermuſik engagierte.

Ich komme nunmehr zu der wichtigſten Epoche meines Lebens, nämlich zu meiner Erhebung in den Adelsſtand.

Digitized by Google

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Meine Erhebung in den Adelsstand und Promotion zum Amtshauptmann / Lolli in Johannisberg Anekdote vom Kastraten Quadagni in Venedig

Im Jahre 1773 starb der Amtshauptmann von Freienwaldau, Cajetan von Beerenberg.

Sogleich ließ der Fürst mich rufen und trug mir aus besonderer Gnade die erledigte Stelle an; „aber eins ist dabei", sagte er, „du mußt adlig werden, sonst geht's nicht. Seit undenklichen Zeiten existiert ein Grundgesetz bei dem Bistum von Breslau, von dem ein zeitiger Fürstbischof nicht abgehen kann, um so weniger, da dergleichen Dienste eine Art von milden Stiftungen sind und ein Fürstbischof, der in Breslau einen großen Staat zu führen genötigt ist, unbemittelte Edelleute, die ihm entweder als Pagen oder Hofkavaliere dienen, dadurch so versorgen kann, daß sie nicht nur für ihre Person zu leben haben, sondern auch ihren Kindern eine standesmäßige Erziehung zu geben imstande sind. Nach diesem Grundgesetz kann den einträglichen Amtshauptmannsposten niemand erhalten, der nicht von Adel ist. Kannst du dir demnach die Er-

Erhebung in den Adelsstand bewirken, so ist der Posten den Augenblick dein. Nur eine Kondition setze ich dir, nämlich: daß du mir alsdann einen Revers ausstellest, kraft welchem du dich verbindlich machst, meine Dienste, solange ich lebe, unter keinerlei Vorwand zu verlassen; wogegen ich dir aber auch die schriftliche Versicherung gebe, daß ich auch dich nie ohne deinen Willen deines Dienstpostens entlassen oder deine damit verknüpften Einkünfte vermindern oder schmälern kann und werde. Wende dich daher an einen geschickten Agenten in Wien. Geht es, so will ich gern ein Dritteil zu den üblichen Hoftaxen und andern Kosten beitragen."

Ich hielt darum in Wien an und bekam die Versicherung, daß, wenn ich einige meine Familie, meinen Posten, meine Revenüen und meinen moralischen Charakter betreffende Fragen zur Zufriedenheit des Hofes beweislich beantworten könne, die Sache keinen Anstand haben würde. Da ich nun alle erforderlichen Prästanda präsentieren konnte, so erhielt ich in kurzem nicht allein das Diplom als Carl von Dittersdorf, sondern vorher schon mit den Taxen zugleich den beigefügten schmeichelhaften Bericht, daß Maria Theresia mir aus besonderer Gnade die Halbscheid der Hoftaxen nachgesehen habe. Mit Inbegriff des Honorars von 50 Dukaten für den Agenten Herrn v. Hoffmann betrug daher die Geschichte alles in allem nicht mehr als 1100 Gulden, zu welchen mir der Fürst versprochenermaßen 400 Fl. schenkte.

Dieser mein veränderter Name hat öfters, insonderheit bei unmittelbaren Bestellungen von manchen meiner Kompositionen von Paris aus, zu allerhand Mißverstand Veranlassung gegeben.

So wurde ich denn nun also als Amtshauptmann von Freienwaldau dekretiert, in Eid und Pflicht genommen,

Digitized by Google

men, erhielt meine Bestätigung vom Domkapitel und ward am vierten November 1773 in meinem Amte dort förmlich installiert. Da mich aber der Fürst beständig in Johannisberg bei sich haben wollte, so wurde ausgemacht, daß der dortige Kammerrat statt meiner als Amtsverweser meine Geschäfte besorgen mußte, wofür ich ihm einen ansehnlichen Teil meiner Revenüen abtrat.

Bald darauf erhielt Renner das Johannisberger Schulrektorat mit 700 Fl. Einkünften und zugleich eine Zubuße als fürstlicher Sänger; mithin war auch dieser auf Lebenszeit versorgt. Ebenso verehelichte sich auch meine Schwester mit dem Hof- und Regierungskanzler von Gambsberg.

Unsere Konzerte und Spektakel währten in Johannisberg immerfort, und unsere Kapelle wurde für die beste im ganzen kaiserlichen und preußischen Schlesien, und das mit allem Rechte, gehalten. Dies verursachte, daß sich verschiedene reisende Virtuosen, teils schriftlich, teils in Person, meldeten und verlangten, sich produzieren zu dürfen. Allein der Fürst hatte mir ein für allemal befohlen, jeden solchen Virtuosen mit guter Manier abzuweisen und ihm ohne Rückhalt zu sagen, daß der Etat für seine Kapelle so knapp zugeschnitten sei, daß er schlechterdings keine Nebenausgaben gestatte. Da der Fürst keinen fremden Virtuosen hören wolle, ohne ihn belohnen zu können, so müsse er auf solch ein Vergnügen Verzicht tun.

Kluge und solide Musiker sahen das Vernünftige der Sache ein. Aber das Heer der Herumstreicher schrie mich weit und breit für einen mißgünstigen Mann aus, der keinen Fremden bei dem Fürsten vorkommen lassen wolle. Ich setzte mich aber über diese Lästerung weit hinweg

weg und beruhigte mich bei dem Bewußtsein meiner Pflicht.

Unter den herumziehenden Virtuosen war ein gewisser Rüsche, ein braver Flautraversist übrigens, der auf den tollen Einfall geriet, sich für den nachher so beliebt gewordenen Komponisten Vanhall auszugeben. Als solcher kam er nach Johannisberg. Aber da Vanhall von mir, wie Pleyel ein Zögling von Joseph Haydn war, so wußte ich am besten, daß er in seinem Leben keine Flöte an den Mund gesetzt hatte, noch weniger also ein Virtuos auf diesem Instrumente sein konnte. Ich ließ den Herrn zwar vor, aber ich wusch ihm für seine Unverschämtheit tüchtig den Kopf und kündigte ihm an, daß, wenn er sich dieses Streichs noch länger gelüsten lassen würde, ich seinen Namen als einen Windbeutel und Betrüger in die öffentlichen Zeitungsblätter setzen lassen würde. Er schlich beschämt davon. Allein man kann sich wohl vorstellen, daß der Mut eines solchen Menschen mit der Entfernung wieder gewachsen und er auf mich überall nicht zum besten zu sprechen gewesen sein wird. Die Gesichter der Helden werden nicht ärger in Holzschnitten zu Fratzen verbildet, als der moralische Charakter des ehrlichen Mannes durch manchen Lotterbuben, welche auf die Kunst, die sie größtenteils schänden, die Landstraßen bereisen.

Der große Virtuose Lolli kam einst auch nach Johannisberg. Er hatte, wie er mir und dem Fürsten erzählte, der ihn auf meinem Zimmer nach einem unter uns bestellten Zufall überraschte, ausdrücklich einen Umweg von sechs bis sieben Meilen von Freudental aus gemacht, um meine Bekanntschaft zu machen und diesem erhabenen Fürsten und Kenner der Kunst seine Huldigung zu bezeigen, nicht aber, um sich wie gewöhnlich

hören

hören zu lassen. Er war von schönem Wuchs, ein vollkommener Weltmann und bei seinem großen Talent im Umgange ein bescheidener, artiger und sehr jovialer Mann. Kein Wunder, daß der Fürst ihn bald sehr liebgewann. Er lud ihn auch sogleich zur Tafel, räumte ihm ein Gastzimmer im Schlosse ein, und ihm zu Ehren mußte noch an demselben Abend meine Oper ‚Lo sposo purlato' gegeben werden. Es ist eben die, welche nachher unter dem Titel ‚Der gefoppte Bräutigam' in Brünn, Wien, Grätz, Prag, Dresden, Weimar und noch an mehrern Orten mit Beifall aufgenommen worden ist.

Lolli hatte nur einen Tag bleiben wollen; aber der Fürst wünschte, er möchte noch einen Tag zugeben, und er bewilligte diese seine Bitte mit dem feinsten Anstande von der Welt. Kaum war in unserm Abendkonzerte die Sinfonie vorbei, so bat er sich die Erlaubnis vom Fürsten aus, ein Konzert spielen zu dürfen, was er samt einer Sonate vor der letzten Sinfonie so schön spielte, daß es seiner großen Reputation vollkommen entsprach. Überhaupt gefiel es ihm in Johannisberg so gut, daß er immer einen Tag nach dem andern zugab. Daraus wurden denn endlich vierzehn Tage, in welchen er, die Operntage ausgenommen, seine ganze Kunst aufbot und sich gleichsam selbst übertraf, uns unsre Aufmerksamkeiten zu vergüten. Seine große Weltkenntnis und Feinheit im Umgange, wodurch er sich vor so vielen Virtuosen auf das vorteilhafteste auszeichnete, waren hinlänglich, eine vertrauliche Freundschaft zwischen uns beiden zu stiften.

Unter vielen Anekdoten, womit er uns zum öftern sehr angenehm unterhielt, erregten besonders zwei unser ganzes Interesse, und ich hätte große Lust, insonderheit die eine, welche sein Schicksal in Venedig und seine dort ausgestandene Furcht vor seiner bereits angeordneten Hin-

Digitized by Google

Hinrichtung betrifft, recht weitläufig und nach allen Umständen zu erzählen. Allein, da dies mich zu sehr aus dem Geleise führen würde, überdem auch die Geschichte der Hauptsache nach bekannt genug ist*), so will ich wenigstens zu Nutz und Frommen übermütiger Virtuosen die andere von dem berühmten Sänger und Kastraten Quadagni in Venedig erzählen, die ich wenigstens noch nirgends gelesen habe und die bekannter zu werden verdient.

In einer Oper, die das venezianische Publikum ganz besonders interessierte und worin Quadagni bereits dreimal mit allem Glanz seiner Kunst als Sänger und Akteur aufgetreten war, fiel es ihm ein, wegen eines Streites, den er mit dem Impressario gehabt hatte, ihm zum Possen sich zu vernachlässigen, in der Absicht, das Stück total a terra zu bringen. Bei der vierten Vorstellung also sang und agierte er schlechter als ein Schulknabe. Das Publikum, in der Meinung, er sei krank, ließ das so hingehen. Allein der Impressario sorgte dafür, daß der wahre Grund davon bekannt wurde. Quadagni sang bei der fünften Vorstellung womöglich noch schlechter. Aber nach dem ersten Akte kamen zwei Abgeordnete auf das Theater und bedeuteten ihm im Namen des Publikums, daß es bei seinen Händeln nicht leiden könne und ihn also recht sehr bitten ließe, er möchte seine Schuldigkeit tun. Mit stolzem Lachen nahm er die Adresse auf und agierte im zweiten Akte womöglich noch schlechter. Die Deputation kam mit den Worten wieder: Das Publikum ließe ihm befehlen, im dritten Akte seine Schuldigkeit zu tun, sonst werde er sich unerwartete Unannehmlichkeiten zuziehen. –

*) Sie steht unter andern in der Allg. Mus. Zeitung ersten Jahrg. 39. Stück.

ziehen. – „Solche Drohungen verachte ich", antwortete der hochmütige Kastrat; „was ich nicht freiwillig tun will, dazu soll mich keine Gewalt in der Welt zwingen." Statt zu singen, heulte er; statt zu agieren, stand er unbeweglich da.

Wer würde nicht geglaubt haben, daß ihn das Publikum, wie es sonst gewöhnlich war, mit faulen Äpfeln und Zitronen von der Bühne herunterjagen würde! Wider alles Vermuten blieb es die Vorstellung über ganz ruhig.

Als aber Quadagni nach geendigter Oper, noch in seinem Theateranzug, über den er einen Mantel geworfen hatte, in seine Gondel steigen wollte, ward er von vier vermummten Kerlen ergriffen und mit verbundenen Augen in eine Peota geschleppt. Er fand sich endlich in einem gemeinen, wiewohl reinlichen Zimmer, worin ein Bette stand. Zwei von den vermummten Leuten blieben bei ihm. Nach einer Weile kamen noch andere, die einen mit einem guten Abendessen besetzten Tisch hereinbrachten. Der Kastrat, hungrig wie er war, machte keine großen Umstände, setzte sich und wollte essen; aber: „Nicht angerührt, mein Herr!" rief ihm eine Dominomaske entgegen. „Nur unter der Bedingung, wenn Sie singen, essen Sie, sonst nicht." Quadagni weigerte sich; die Maske befahl, den gedeckten Tisch fortzutragen, und – ging ihres Weges.

Am folgenden Mittage wie gestern. Quadagni sang nicht, und Tafel und Speisen wurden wieder forttransportiert. So dauerte das zwei ganzer Tage. Am dritten Tage aber ward eine gar zu anlockende Suppe aufgetragen, und der ausgehungerte Machthaber vermochte nicht mehr zu widerstehen. „Ehe ich verhungere", rief er aus und wollte zulangen, „will ich doch lieber singen." –

„Das

„Das ist nicht genug, mein Herr!“ fiel die Maske ein, „auch gut, auch ganz vortrefflich singen müssen Sie und – agieren obendrein, sonst geht alles wieder zur Tür hinaus.“ Was war zu machen? Herr Quadagni bequemte sich, sang mit aller angemessenen Aktion und beides so gut, als wäre es mit der größten Kunstliebe geschehen. „Bravo, bravissimo!“ riefen die sämtlichen vermummten Kunstrichter und klatschten rasch in die Hände. Die Maske setzte sich zu ihm an den Tisch, und beide ließen es sich herrlich schmecken.

„Sehen Sie, mein wertester Freund“, sagte nun die Maske nach aufgehobener Tafel, „wie das so geht. Erst behaupteten Sie, keine Gewalt in der Welt würde Sie zwingen; und nun hat das Publikum Sie doch so ganz allmählich ohne Gewalt zum Singen gezwungen, wie Sie nicht anders sagen können. Nun ist's aber auch Zeit, daß Sie erfahren, vor wem Sie die Ehre gehabt haben, zwischen diesen unscheinbaren vier Wänden Ihre Kunst zu zeigen. Ich bin, was meinen Sie wohl?“ –

Quadagni stand ehrfurchtsvoll auf: „Vielleicht gar il serenissimo duca?“

„Gehorsamer Diener, – der Scharfrichter, aufzuwarten.“

Ein Hohngelächter erscholl umher; die ganze saubere Gesellschaft entmummte sich, und der erschrockene castraccio sahe nun mit Henkern sich umgeben und versank vor Scham.

„Das ist, wie Sie sehen, eine kleine Satisfaktion, die der erlauchte Senat dem Publikum, das Sie so grob beleidigt haben, erteilt hat. Sie sind nun Ihres Arrestes entlassen. Vor meinem Hause steht eine Gondel bereit, die Sie nach Ihrem Quartier bringen wird. Ich habe den Auftrag, Sie zu warnen, daß Sie bei Ihren künftigen

 Re-

Reziten Ihre Schuldigkeit tun, widrigenfalls möchte der Senat eine zweite Beleidigung weit fürchterlicher ahnden!"

Nach diesem Epilog fuhr Quadagni, um ein ziemliches moralisierter, nach Hause, und von Stund an ward er, was von einem Kastraten dennoch viel sagen will, bescheidener und artiger. Er sang wieder, sang und agierte mit verdoppeltem Fleiße. Das Publikum söhnte sich mit ihm aus, und er ward von neuem der Liebling desselben.

Lolli, den wir unterdes in Johannisberg ließen, empfahl sich nach vierzehn Tagen. Nach sieben Monaten meldete er mir von Petersburg aus, daß er mit einem Gehalt von 4000 Rubeln engagiert wäre. Drei Jahre nachher erhielt er von seiner Monarchin die Erlaubnis, auf ein Jahr eine Reise zu machen. Er passierte über Neiße, kam nach Johannisberg, dem Fürsten noch einmal seine Aufwartung zu machen, war aber so eilfertig, daß er gleich am folgenden Tage wieder abreisen wollte, und – dennoch blieb er fünf volle Tage bei uns. Er gestand mir, daß er keine Lust habe, nach Rußland zurückzukehren, und daß er, um sich einen förmlichen und honorablen Abschied von der Kaiserin zu bewirken, sich von einem vertrauten Arzte ein Zeugnis ausstellen lassen wolle, daß das russische Klima seiner schwachen Brust gefährlich sei und ihm unfehlbar einen frühen Tod zuwege ziehen würde. Hierdurch wird die Anekdote (Allg. Mus. Zeit., 1. Jahrg., 39. Stück) widerlegt, als wenn er aus Trotz über die Zumutung der Kaiserin, statt seiner die Adagios in seinen Konzerten und Soli von Giardini spielen zu lassen, seinen Abschied gefordert habe und darauf nach Sibirien geschickt worden sei.

Übri-

Übrigens muß ich ihm nochmals die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er, vielleicht gegen Große etwas ſtolz, ein ſehr artiger, beſcheidner und angenehm unterhaltender Mann war. Wider die Gewohnheit ſeiner Landsleute ſaß ihm das Herz auf der Zunge. Nach ſeinem eigenen Geſtändnis hatte er vormals eine unwiderſtehliche Leidenſchaft für Hafardſpiele gehabt. Er verſicherte mich, daß er mehr als drei Viertel ſeines Vermögens verſpielt habe, jetzt aber der Leidenſchaft gänzlich los ſei. Wirklich zeigte er mir auch unter vier Augen an Wechſeln und barem Gelde gegen 10000 Gulden, und da er noch einmal die Tour über Wien, Paris, London, Amſterdam, Hamburg, Berlin und durch das römiſche Reich zu machen willens war, ſo wollte er das, was er ſich verdienen würde, zuſammenhalten, in eine ſichere Staatsbank legen, von den Intereſſen leben und ſich in Ruhe ſetzen. Was aber daraus geworden und wo er überhaupt geblieben iſt, kann ich nicht ſagen.

Digitized by Google

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Die Kapelle in Johannisberg wird entlassen
Der Amtshauptmann in der Klemme
Falle, der ich entging

Der Bayrische Erbfolgekrieg, der um diese Zeit zwischen Österreich und Preußen ausbrach, hatte zur Folge, daß der Fürst seine Kapelle entließ. Allein es geschah mit der Versicherung, daß er nach erfolgtem Frieden, und wenn er bei seinen bisherigen Einkünften bleiben würde, jeden von uns wieder in seine Dienste nehmen wolle.

Da ich nun mit der Kapelle nichts mehr zu tun hatte, so zog ich mit meiner Familie nach Freienwaldau, verwaltete daselbst meinen Amtshauptmannsposten und ließ mir meinen Dienst mit aller Strenge angelegen sein. Der Fürst, der an den nahen feindlichen Grenzen nicht sicher war, begab sich unterdes nach Brünn, und der Erfolg zeigte, daß er recht daran getan hatte, denn General Kirchheim, der von österreichischer Seite beordert worden war, das diesseitige Fürstentum Neiße vor einem Überfall der Preußen zu decken, konnte mit seinen 3000 Mann nicht verhindern, daß die Preußen Johannisberg in

Digitized by Google

in Besitz nahmen und sich dadurch von der größern Hälfte des diesseitigen Fürstentums Neiße bis an die Freienwaldauer und Zuckmäntler Gebirge Meister machten. Sie aus Johannisberg zu delogieren, war keine Möglichkeit, weil sie das Glatzische im Rücken frei hatten.

Die Furcht vor einem feindlichen Überfall in Freienwaldau war es nun eben nicht, die mich ängstigte; denn General Lövenöhr, der es deckte, war sehr stark, wiewohl es immer möglich blieb, daß die Preußen, wenn die Armeen des Königs und des Prinzen Heinrich in Böhmen Progressen machten, auch von jener Seite über Troppau eindringen und dann die Zuckmäntler Vorposten, um nicht gänzlich abgeschnitten zu werden, unsere Gegend würden verlassen und sich zurückziehen müssen. Allein ich hatte doch manchmal Ursach zu bereuen, daß ich, statt mein Glück auf Reisen zu suchen, mich bei dem Fürstbischof fixiert und einem Posten vorzustehen hatte, auf dessen Verwaltung zur Kriegszeit so viel Verantwortung lag und der mit so vieler Unruhe und Ungemach verbunden war. Es ist für einen Oberbeamten wahrlich keine Kleinigkeit, in seinem ihm anvertrauten Gebiet eine wenn auch gleich nicht große Armee zu haben, wo tausenderlei Verdrüßlichkeiten vorfallen, wo so viel Lieferungen, Transportfuhren und dergleichen zu besorgen sind und wobei man obendrein noch alle Minuten in Gefahr schweben muß, vom Feinde überfallen zu werden.

Nur ein kleines Beispiel, was wenigstens zeigen kann, auf welchen Fuß ich mich bei dieser mißlichen Lage selbst gegen den Feind zu setzen gezwungen war.

Ehe noch die Mißhelligkeiten ausbrachen, hatte der Fürst mit Bewilligung des Kaiserlichen Hofes 8000 Klafter Brennholz an den preußischen Kaufmann Tasso in

in Neiße mit dem Akkord verkauft, daß diese Quantität Holz im Frühjahr auf Kosten des Käufers nach Neiße geflößt werden sollte. Kaum brach der Krieg aus, so erhielt der Fürst durch eine Stafette einen Hofverbot, obgedachte 8000 Klafter bei Androhung der Sperrung der Temporalien ausflößen zu lassen. Während nun General Stutterheim, der die dritte feindliche Armee kommandierte, Troppau in Besitz genommen hatte, fand sich der Käufer des Holzes bei mir in Freienwalde ein, woselbst das verhandelte Holz stand, brachte das Geld mit und wollte flößen. Allein ich zeigte ihm den Hofverbot vor und schlug ihm die Erlaubnis dazu gänzlich ab. Untröstlich darüber eilte er nach Troppau, wandte sich an den General Stutterheim und brachte mir von diesem nach acht Tagen folgende Ordre zurück:

Es wird hiermit dem Amtshauptmann zu Freyenwaldau, Herrn von Dittersdorf, befohlen: bey Angesicht dessen das von dem Kaufmann Tasso zu Neiße bereits behandelte Bauholz, bestehend in 8000 Klaftern, nach Neiße flößen zu lassen; im Verweigerungsfalle aber zu gewärtigen, daß ich gegenwärtige Ordre durch Feuer und Schwerdt mittelst eines hinlänglichen Kommando's exequiren lassen werde.

v. Stutterheim.

Ich ließ mich aber durch diese Ordre nicht intimidieren, verweigerte schlechterdings die Flöße, behielt diese Ordre an mich und schickte den Überbringer unverrichteter Sache wieder fort. Zugleich meldete ich meine Prozedur dem Landeshauptmann, der sich mit seiner Familie hieher geflüchtet hatte. „Was ist Ihre Meinung?" fragte er. – „Keine andere", antwortete ich, „als: eine Abschrift wird dem kommandierenden General der hiesigen Vorposten, das Original aber an Herzog Albert, der die In-

Digitized by Google

Inſpektion über die mähriſchen Armeen hat, geſendet, dabei die Verweigerung notifiziert, aber zugleich um hinlänglichen Schutz gebeten." – „Gut", ſagte er, „das ſind auch meine Gedanken." Ich übernahm es, beide Berichte zu machen, und in zwei Stunden war alles geſchehen. Der Landeshauptmann mußte den Bericht mit unterzeichnen. Wir ſchickten ihn durch einen Kurier in das Lager des Herzogs, das zwiſchen Mähren und Böhmen ſtand; der andere aber ward an den Kommandanten durch das Militär befördert. In acht Tagen kam ein Rückſchreiben von Sr. Königl. Hoheit, in welchem unſer Benehmen ſehr gnädig belobt ward und uns Schutz verſprochen wurde. Auch war, ehe acht Tage um waren, eine Verſtärkung von einem Infanterieregiment, fünf Eskadrons Huſaren, einem Dragonerregiment, drei Freibataillons und zwei Bataillons Kroaten da. Allein zugleich enthielt das Schreiben die ſtrenge Weiſung, daß wir uns nicht den mindeſten Verdacht einer Parteilichkeit für den Feind zuſchulden kommen laſſen ſollten, mit dem Zuſatz: daß jeder kaiſerliche Offizier, der nach unſerer Gegend käme, die Inſtruktion erhalten würde, auf uns genau zu vigilieren und den kleinſten Anſchein wider uns alſobald der Behörde anzuzeigen. Obgleich wir nun zwar wußten, daß man uns deshalb nicht das mindeſte aufzubürden imſtande ſein würde, ſo mußte es uns doch ſehr unangenehm ſein, daß uns jeder Offizier gleichſam zu belauſchen den Auftrag hatte.

Übrigens ward mir bald hier, bald da eine Falle geſtellt, worin der Feind mich gelockt haben würde, wenn ich einfältig genug dazu geweſen wäre. Nur ein Beiſpiel.

Ein preußiſcher Obriſtleutnant von Scholten hatte ſich mit einem Bataillon in das Johannisberger Schloß poſtiert. Er hatte einige Kanonen und ein paar Haubitzen bei

bei sich, verschanzte sich zu Johannisberg bis an die Zähne, nahm die fürstlichen Einkünfte in Beschlag, brandschatzte Städte und Dörfer, Pfarreien und Klöster und setzte sich hier fest, weil er durch das Glatzische gedeckt war. Da er in den umliegenden Gegenden noch fünf Bataillons Infanterie und zehn Eskadrons Kavallerie zu seiner Disposition hatte, so machte er verschiedene Versuche, nach Freiwaldau einzudringen, um sich auch von dem Gebirge Meister zu machen. Allein da die beiden Pässe dahin, nämlich Setzdorf und Sandhübel, von der Natur so befestigt waren, daß sie mit wenigen Truppen verteidigt werden konnten, so mußte er jedesmal wieder abziehen. Gern hätte er das ganze Freiwaldauer Amt, in welchem sich ein Städtchen und 27 Dörfer befanden, in Kontribution gesetzt. Da er das nun mit Gewalt nicht durchsetzen konnte, so nahm er seine Zuflucht zu einer List, die – geradeheraus gesagt – einfältig war.

Ich erhielt nämlich durch den Amtsdiener von Johannisberg, dem er ab- und zuzugehen erlaubte, ein eigenhändiges Schreiben von ihm, das folgendergestalt lautete:

Ich brenne vor Begierde, einen Mann, dessen großes musikalisches Talent ich schon längst verehre, da ich ein außerordentlicher Freund der Musik bin, von Person kennen zu lernen. Um diese Wonne zu genießen, lade ich Sie auf morgen Mittag auf eine Soldatensuppe nach Johannisberg ein. Mit offenen Armen erwartet

Ew. Hochwohlgebornen

Dero

ergebenster Freund und Diener

von Scholten

Königl. Preuß. Obristlieutenant.

Die

Digitized by Google

Die Antwort, welche der Amtsdiener, als ich das Schreiben gelesen hatte, darauf mündlich erhielt, war: „Wofern Er sich noch einmal unterstehen wird, mir ein solches Schreiben vom Feinde zu bringen, so laß ich Ihn krummschließen und schicke Ihn an den kommandierenden kaiserlichen General. Sage Er dem Herrn Obristlieutenant Scholten, ich habe nicht Lust, mich wegen einer Soldatensuppe und seines Empfangs mit offenen Armen freiwillig als Geisel in des Feindes Hände zu liefern. Und nun geh Er seiner Wege!“ Das Billett schloß ich in den Bericht, den ich von dem Vorfalle machte, und erhielt vom General dafür ein sehr angenehmes Belobungsschreiben.

Unsere Blockade dauerte bis zum Frieden so fort, und gewöhnlich wurden die Kaiserlichen alle vierzehn Tage sowohl an jenen beiden Pässen als auch in Zuckmantel selbst alarmiert. Man sah aber bald, daß es bloß geschah, den kaiserlichen Korps dadurch Beschäftigung zu geben, um die Gebirge zu decken und sie zu verhindern, die preußischen Transporte anzugreifen, die alle vierzehn Tage zwei Meilen von Zuckmantel passieren mußten. General Wunsch machte zwar endlich einmal den Versuch, mit 20000 Mann das Lövenöhrsche Korps in Zuckmantel anzugreifen, um es, wo nicht zu schlagen oder aufzuheben, wenigstens aus den Gebirgen zu verdrängen. Allein, so schnell und entschlossen sein Angriff war, so lief er doch fruchtlos ab, und zwar eines Zufalls wegen, wodurch dieser schon im Siebenjährigen Kriege berühmt gewordene und erfahrene General sich dennoch irreführen ließ. Die Erzählung davon würde aber hier zu weitläufig sein.

Digitized by Google

Vierundzwanzigstes Kapitel

Die Kapelle in Johannisberg wird wiederhergestellt / Ovids Metamorphosen / Meine Unterredung mit Kaiser Joseph / Der Hofkapellmeister Greybig / Entstehung meiner deutschen Opern

Nach dem Teschener Frieden hielt sich der Fürst noch einige Zeit in Brünn auf, um das Schloß wiederherstellen zu lassen, das durch die Feinde größtenteils verwüstet worden war. Nach seiner Zurückkunft in Johannisberg meldeten sich einige Glieder der Hofkapelle, die vor dem Kriege entlassen worden waren, und der Fürst nahm sie sogleich wieder in seine Dienste. Statt der übrigen wurden neue verschrieben, und zu Anfang des Winters war die Kapelle wiederhergestellt. Zu einem Theaterpersonale wollte der Fürst sich nicht verstehen, weil die Güter, die durch die Feinde ruiniert waren, große Summen erforderten, um wiederhergestellt zu werden.

Ich wohnte zwar noch immer in Freiwaldau; aber alle Augenblicke verlangte der Fürst nach mir, und ich mußte nach Johannisberg, wo er mich manchmal acht bis vierzehn Tage festhielt. Ich war ihm einmal unentbehr-

behrlich geworden. Meine Amtsgeschäfte litten nun aber keine solche öftern Abwesenheiten, daher wurde, wie vormals, wiederum ein Amtsverweser statt meiner angestellt, und ich zog wieder nach Johannisberg. Hier kaufte ich mir einen Platz, baute ein Haus und legte mir einen schönen Garten an. Dies entblößte mich aber nicht nur von meiner Barschaft, sondern ich geriet auch obendrein noch in eine Schuldenlast von beinahe 5000 Gulden.

Schon seit einigen Jahren war ich von der musikalischen Witwen-Sozietät in Wien ersucht worden, zu ihrem Benefiz abermals ein Oratorium zu schreiben. Ich entschloß mich endlich dazu, und im Jahre 1786 zu Ende der Fasten führte ich daselbst meinen Giobbe oder Hiob auf. Die Wiener Blätter wußten viel darüber zu sagen; allein es steht mir nicht an, ein mehreres davon zu erwähnen, als daß die ersten beiden Aufführungen der Gesellschaft einen reinen Gewinn von 1700 Gulden einbrachten.

Bei meiner diesmaligen Anwesenheit in Wien traf ich sieben auswärtige Virtuosen auf der Violine an, die alle auf Spekulation da waren und unvermutet zusammentrafen. Die vorzüglichsten darunter waren Jarnowich, Frenzel der Vater und ein gewisser S. aus dem Reiche. Des letztern Vorzüge, womit er bis zum Ekel prangte, bestanden aus Doppelgriffen und Arpeggios, bei welchen er aber alle Augenblick ungeschickte Transitionen machte und den Regeln der Setzkunst zuwider handelte, weshalb er jedem echten Kenner mißfallen mußte.

Schon vor drei Jahren geriet ich auf den Einfall, aus Ovids Metamorphosen einige derselben als Stoffe zu charakterisierten Sinfonien zu bearbeiten, und bei meiner Ankunft in Wien war ich bereits mit zwölf solcher Sinfonien fertig. Um mich für meine Reisekosten nach

Wien

Wien zu entschädigen, gründete ich hierauf eine Spekulation, wegen welcher ich merkwürdiger Nebenumstände wegen etwas weitläufig werden muß.

Auf besondere Erlaubnis des Kaisers Joseph, welche mir ein gewisser Herr v. Bourguignon auswirkte, hatte ich sechs solche Sinfonien für den großen Saal im kaiserlichen Augarten gegen Einlaßbilletts zu zwei Gulden angekündigt, und selbst der Herr Baron van Swieten hatte hundert Stück davon zu verteilen übernommen. Allein da gegen den bestimmten Tag schlechtes Wetter einfiel, welches anzuhalten drohte, so ersuchten mich meine Abonnenten, die Ausführung auf besser Wetter zu verschieben. Ich ging zur Polizei und bat um die Erlaubnis, meine Anzeigen widerrufen und einen andern Tag nach Konvenienz festsetzen zu dürfen; allein man erklärte mir, daß dazu eine neue Kabinettsordre nötig sei, die ich aber, wenn es mir darum zu tun wäre, noch eben heute erhalten könne. „Gehen Sie nur", sagte der Präsident, „gleich nach Hofe in den sogenannten Kontrollörgang; die mittlere Türe daselbst führt zu dem Eingange in des Kaisers geheime Kanzlei. Rechts in einem kleinen Stübchen werden Sie einige Leiblakaien des Kaisers finden; lassen Sie Herrn v. Bourguignon herausrufen; dieser wird Ihnen die Erlaubnis verschaffen, und vielleicht wird der Kaiser selbst mit Ihnen sprechen!" – „Desto besser!" sagte ich und ging spornstreichs nach Hofe.

Da ich nun schon wußte, daß man mit dem Kaiser kurz, deutlich und dreist, ohne zu kriechen, sprechen müsse, so nahm ich mir vor, dieser Richtschnur zu folgen. Der Leiblakai meldete mich dem Herrn von B.; statt seiner aber kam der Kaiser selbst, und folgender Dialog begann unter uns.

Der

Der Kaiſer: Aha! Sieh da! Was wollen Sie von mir?

Ich: Von Ew. Majeſtät will ich nichts.

Kaiſer: Wieſo?

Ich: Weil die Sache zu unbedeutend iſt, um Ew. Majeſtät damit zu behelligen. Ich wollte bloß Herrn v. Bourguignon ſprechen.

Kaiſer (launig): Nun, wenn's kein Geheimnis iſt, ſo will ich's dem Bourguignon melden.

Ich (ebenfalls launig): Oh, das iſt nicht nötig. Ew. Majeſtät können ſelbſt dezidieren. Das wäre mir deſto lieber.

Kaiſer (wie vorher): Kommen Sie herein! (Er führte mich in ein kleines Zimmer, welches neben der geheimen Kanzlei war): Nun, was gibt's?

Ich: Der Polizeipräſident ſchickt mich her.

Kaiſer (immer launig): Oho! Der Polizeipräſident? Haben Sie was angeſtellt? Sind Sie der Keuſchheitskommiſſion etwa in die Kluppe geraten?

Ich (ebenſo): Oh, da würde mir die Polizei bereits ein Plätzchen angewieſen haben, und ich hätte jetzt nicht die Gnade –

Kaiſer: Nun! Heraus mit der Katze aus dem Sacke!

Ich: Meine Abonnenten wollen, daß ich wegen der üblen Witterung meine Muſik im Augarten verſchieben ſoll. Der Polizeipräſident kann mir ohne Hofbewilligung die Erlaubnis nicht erteilen, und eben deswegen bin ich hier.

Kaiſer (in die Tür der geheimen Kanzlei tretend): Hören Sie, Bourguignon! Schreiben Sie an den Polizeipräſidenten ein paar Zeilen, daß ich dem Dittersdorf erlaube, ſeine Muſik im Augarten ſo lange zu verſchieben, als er es für zuträglich findet. (Zu mir): Apropos! Ihr Oratorium ‚Hiob' hat mir außerordentlich gefallen, und ich

ich hab' mir Ihre Partitur abschreiben lassen; Sie werden doch nichts dawider haben?

Ich: Ich bin doppelt glücklich, wenn ich auch den Beifall eines so großen Kenners, wie Ew. Majestät sind, eingeerntet habe.

Kaiser (kalt scheinend): Schmeicheleien kann ich nicht leiden; ich liebe nur Wahrheit.

Ich: Desto besser; denn ich habe Wahrheit gesprochen.

Kaiser (kurze Stille): Greybig sagt: Als Violinist glichen Sie einem guten Prediger, der aber mehr Belesenheit in dem alten als in dem neuen Testamente zeigt.

Ich: Satirisch genug.

Kaiser: Dagegen sagt er von Ihrer Komposition: Sie ist eine wohlbesetzte und zierlich angerichtete Tafel. Die Speisen sind alle schmackhaft bereitet, man kann von jeder Schüssel eine gute Portion genießen und riskiert doch keine Indigestion. Bei dem Urteile über Ihre Komposition gebe ich dem Greybig vollkommen recht.

Ich: Ew. Majestät sind zu gnädig.

Kaiser: Einem Manne Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ist keine Gnade. – Sind Sie noch immer in Schlesien angestellt?

Ich: Ja, Ew. Majestät.

Kaiser: Als was?

Ich: Als Amtshauptmann und Regierungsrat.

Kaiser: Was für Geschäfte haben Sie dabei zu besorgen?

Ich: Publica, Politica et Iudicialia.

Kaiser (ernsthaft): So? Haben Sie aber auch hinlängliche Fähigkeit dazu?

Ich: Ich stehe schon dreizehn Jahre in diesem Posten und habe noch keine Ausstellung bekommen.

Kai-

Digitized by Google

Kaiser: Das freut mich. Aber wo Tausend haben Sie die Kenntnisse zu Ihrem Amte gesammlet?

Ich: Es wäre mir eine unauslöschliche Schande, wenn ich, der ich in Wien geboren und erzogen bin, nichts anders als bloß Violinspielen und Komponieren gelernt hätte.

Kaiser (mit noch mehr Ernst): Hm! Ihre Antworten sind sehr rund.

Ich (in ehrfurchtsvollem Tone): Man hat mich belehrt, daß man Ew. Majestät kurz, bündig, rund und aufrichtig antworten müsse. Hab' ich gefehlt, so bitt' ich um Gnade.

Kaiser (sanfter): Man hat Sie ganz recht belehrt, und Ihre Antworten haben mich nicht beleidigt. (Nach einer kleinen Pause mit seiner vorigen leutseligen Miene): Haben Sie den Mozart spielen gehört?

Ich: Schon dreimal.

Kaiser: Wie gefällt er Ihnen?

Ich: So wie er jedem Kenner gefallen muß.

Kaiser: Haben Sie auch den Clementi gehört?

Ich: Ich habe ihn auch gehört.

Kaiser: Einige ziehen ihn dem Mozart vor, worunter Greybig à la tête ist. Was ist Ihre Meinung hierüber? Geradeheraus!

Ich: In Clementis Spiel herrscht bloß Kunst, in Mozarts aber Kunst und Geschmack.

Kaiser: Eben das habe ich auch gesagt. Ist es doch gerade, als wenn wir beide aus einerlei Buch studiert hätten.

Ich: Das haben wir auch, und zwar aus jenem großen Buche Erfahrung.

Kaiser: Was sagen Sie zu Mozarts Komposition?

Ich: Er ist unstreitig eins der größten Originalgenies, und ich habe bisher noch keinen Komponisten gekannt,

kannt, der so einen erstaunlichen Reichtum von Gedanken besitzt. Ich wünschte, er wäre nicht so verschwenderisch damit. Er läßt den Zuhörer nicht zu Atem kommen; denn, kaum will man einem schönen Gedanken nachsinnen, so steht schon wieder ein anderer herrlicher da, der den vorigen verdrängt, und das geht immer in einem so fort, so daß man am Ende keine dieser Schönheiten im Gedächtnis aufbewahren kann.

Kaiser: In seinen Theaterstücken hat er den einzigen Fehler, daß er, wie sich die Sänger sehr oft beklagt haben, dieselben mit seinem vollen Akkompagnement übertäubt.

Ich: Das sollte mich wundern. Man kann ja auch Harmonie und Begleitungsspiel anbringen, ohne die Kantilena zu verderben.

Kaiser: Diese Gabe besitzen Sie meisterlich. Ich habe solches in Ihren beiden Oratorien ‚Esther' und ‚Hiob' bemerkt. – Was sagen Sie zu Haydns Komposition?

Ich: Von seinen Theaterstücken habe ich keines gehört.

Kaiser: Sie verlieren nichts dabei; denn er macht es geradeso wie Mozart. Was halten Sie aber von seinen Stücken für die Kammermusik?

Ich: Daß sie in der ganzen Welt Sensation machen, und das mit allem Rechte.

Kaiser: Tändelt er nicht manches Mal gar zu viel?

Ich: Er hat die Gabe zu tändeln, ohne jedoch die Kunst herabzuwürdigen.

Kaiser: Da haben Sie recht. (Nach einer Pause): Ich habe schon vor einiger Zeit zwischen Mozart und Haydn eine Parallele gezogen. Ziehen Sie mir auch eine, damit ich sehe, ob sie mit der meinigen übereinstimmt.

Ich (nach einer Pause): Wollten mir Ew. Majestät erlauben, vorher noch eine Gegenfrage zu tun?

Kai-

Digitized by Google

Kaiſer: Immer zu!

Ich: Was ziehen Ew. Majeſtät für eine Parallele zwiſchen Klopſtock und Gellert?

Kaiſer: Hm! – daß beide große Dichter ſind. Daß man Klopſtocks Werke öfter als einmal leſen müſſe, um alle ſeine Schönheiten zu verſtehen, daß hingegen Gellerts Schönheiten ſchon beim erſten Anblick unverhüllt daliegen.

Ich: Hier haben Ew. Majeſtät meine Antwort.

Kaiſer: Mozart wäre alſo mit Klopſtock und Haydn mit Gellert zu vergleichen?

Ich: So halte ich wenigſtens dafür.

Kaiſer: Scharmant! Nun haben Sie mir wieder ein Stäbchen in die Hand gegeben, womit ich dem Greybig auf ſeinen Gänſeſchnabel klopfen will.

Ich: Darf ich ſo kühn ſein, Ew. Majeſtät um Ihre Parallele zu fragen?

Kaiſer: Die ſollen Sie gleich erfahren. Ich verglich Mozarts Kompoſition mit einer goldenen Tabatiere, die in Paris gearbeitet, und Haydns Kompoſition mit einer, die in London verfertiget iſt. (Indem er an die Kanzleitüre trat): Sind Sie fertig, Bourguignon? (Dieſer brachte ihm einen Zettel; zu mir): Es freut mich, daß ich Sie näher kennengelernt habe. Ich finde an Ihnen einen ganz andern Mann, als Sie mir beſchrieben worden ſind.

Ich: Wie das, Ew. Majeſtät?

Kaiſer: Man hat mir geſagt, daß Sie ein Egoiſt wären, der weder einem Virtuoſen noch einem Komponiſten die mindeſte Ehre gönnte. Dies bewog mich, Ihnen auf den Zahn zu fühlen. Es iſt mir aber lieb, daß ich gerade das Gegenteil erfahren habe. Nun will ich gewiſſen Leuten – einer iſt zwar ſchon vorlängſt ad patres gegangen – den Kopf tüchtig waſchen. (Er gab mir den

 Zet-

Zettel): Hier haben Sie die Erlaubnis, Ihre Musik im Augarten zu geben, wann Sie wollen. Adieu! (Er ging in die geheime Kanzlei und ich zur Polizei.)

Um den Greybig, von dem in diesem Gespräche die Rede war und mit welchem der Kaiser seiner närrischen Aufgeblasenheit wegen sich bisweilen gern einen Spaß zu machen pflegte, etwas kenntlich zu machen, so will ich nur eine Anekdote von ihm zum besten geben.

Der Kaiser ging eines Abends ins Marinellische Theater in der Leopoldsstadt. Kasperl sang als Nachtwächter eine Arie außerordentlich komisch. Der Kaiser, dem sie sehr gefiel, ließ sie sich abschreiben, und da er eine gute Baßstimme hatte, so sang er sie bei seiner Kammermusik. Er wiederholte diese Arie einige Male und legte allmählich immer mehr die Lazzi des Kasperl hinein. „Nun, was meint Er?" fragte er einmal den Greybig. „Habe ich die Arie so vorgetragen wie Kasperl?" – „Oh! Oh! Oh!" versetzte Greybig mit seiner gewöhnlichen Begeisterung; „bei meiner armen Seele! Ew. Majestät sind der leibhafte Kasperl!" – Der Kaiser lachte überlaut: „Mein lieber Greybig!" sagte er endlich. „Er ist doch wahrhaftig ein Erzgrobian! Heißt mich da im Angesicht meiner Kapelle einen Kasperl!" – „Ei! Ei! Ei!" antwortete Greybig, „so habe ich's nicht gemeint; es ist mir nur so herausgeplatzt; da muß ich um Verzeihung bitten." „Oh", erwiderte der Kaiser, „es ist Ihm schon verziehen. Er weiß ja selbst, daß man gewissen Leuten nichts übelnehmen kann." – „Das sind wohl gar Narren?" – „Getroffen!" erwiderte der Kaiser. „Indessen hat Er sich dafür, daß ich Ihn öfters einen Hanswurst geheißen habe, gut revanchiert. Tut aber nichts zur Sache; denn der Unterschied ist der, daß ich, nur solange ich sang, Kas-

Digitized by Google

Kaſperl war, Er aber immer und ewig per omnia saecula saeculorum ein Hanswurſt bleiben wird!" –

Sowie die Witterung ſchön wurde, gab ich meine erſten ſechs ovidiſchen Sinfonien im Augarten, die letzten aber acht Tage ſpäter im Theater. Nach Abzug der ſehr anſehnlichen Koſten – außer der Kopiatur hatte ich ein Orcheſter von vierzig Perſonen zu bezahlen – gewann ich dreimal ſoviel, als meine Hin- und Herreiſe koſtete.

Schon war ich im Begriff, mein Bündel zu ſchnüren, als der Schauſpieler Stephani der Jüngere, der zugleich die Aufſicht über die deutſche Oper hatte, mich im Namen der Direktion erſuchte, für das gewöhnliche Honorar von hundert Dukaten eine deutſche Oper zu ſchreiben. Ich willigte ein; Herr Stephani beſorgte das Gedicht, und in einem halben Jahre wurde der ‚Doktor und Apotheker' aufgeführt. Auf abermaliges Verlangen der Direktion ſchrieb ich noch zwei deutſche Opern und eine italieniſche, alleſamt in Zeit von ſieben Monaten. Meine drei deutſchen Werke: ‚Doktor und Apotheker', ‚Betrug durch Aberglauben' und die ‚Liebe im Narrenhauſe' gingen alle stelle, wie die Italiener ſagen; aber die italieniſche Oper ‚Democrito' fiel durch.

Ehe ich im Februar 1787 meine Rückreiſe nach Schleſien antrat, ging ich zum Kaiſer, um mich für die Belohnung für meine vier Opern zu bedanken. Er führte einen ähnlichen Dialog mit mir, nur daß er mir diesmal mein Urteil über die italieniſchen Opern, die ich in Wien gehört hatte, abfrug. Ich ſagte ihm meine Meinung freiheraus, lobte, was mir gefallen, und tadelte, was mir mißfallen hatte. „Ich bilde mir", ſagte er unter anderm, „wirklich etwas auf meine Kenntnis der Muſik ein, weil mein Urteil immer mit dem Ihrigen zuſammenſtimmt. – Wann gedenken Sie abzureiſen?"

Ich:

Digitized by Google

Ich: Übermorgen.

Kaiser (nachdem er einigemal nachdenkend auf und ab gegangen): Können Sie Ihre Abreise nicht auf acht Tage verschieben?

Ich: Wenn Ew. Majestät befehlen.

Kaiser: Gut! Tun Sie das, und hören Sie! Auf künftigen Sonnabend will ich Ihren ‚Apotheker' wiederholen lassen, und ich glaube, es wird dem hiesigen Publikum angenehm sein, wenn Sie selbst Ihre Oper noch einmal dirigieren und zugleich in den Anschlagszettel setzen lassen, daß Sie, um sich bei dem Publikum zu beurlauben, dieselbe noch einmal zu guter Letzt dirigieren würden.

Ich: Wie Ew. Majestät befehlen.

Kaiser: Nun, es bleibt dabei. Ich will selbst im Theater erscheinen und Sie noch einmal sehen. Adieu indessen! –

Ich besorgte alles, und meine Oper wurde aufgeführt. Am folgenden Morgen ward mir von dem Herrn von Horwath, dem Oberbuchhalter über alle Theaterkassen, eine Rolle mit 200 Dukaten von seiten des Kaisers zugestellt, der so gnädig gewesen war, mir die ganze Einnahme meiner Oper zu schenken. Auf Anraten jenes Mannes eilte ich sogleich zum Kaiser, ehe er noch in die Messe ging, um mich dafür zu bedanken. Er nahm mich abermals gnädig auf, unterhielt sich mit mir über eine halbe Stunde, sagte mir manches Schmeichelhafte über meinen ernsthaften und komischen Stil und entließ mich endlich mit den Worten: „Kommen Sie nach Wien so oft Sie wollen und es Ihre Geschäfte zulassen. Melden Sie sich jedesmal bei mir; ich werde Sie immer gern sehen, besonders da wir beide in Betracht der Musik einerlei Meinung sind."

Digitized by Google

Fünfundzwanzigstes Kapitel

Trübe Aspekten in Johannisberg / Vorboten des Podagras / Meine Unterredung mit dem König Friedrich Wilhelm in Breslau

Bei meiner Zurückkunft in Johannisberg zahlte ich mit dem in Wien erworbenen Gelde einen hübschen Teil meiner Schulden ab. Aber an dem fürstlichen Hofe traf ich gewaltige Veränderungen an.

Man hatte die Absicht, die im Kaiserlichen gelegenen Bistumsgüter von dem jenseitigen Bistum zu separieren und nach dem Tode des Fürstbischofs zum Religionsfonds zu schlagen. Damit aber die Güter bei Lebzeiten desselben nicht deterioriert werden könnten, so wurde dem mährischen k. k. Staatsgüter-Direktor Baron Kaschnitz die Administration darüber aufgetragen. Dieser trat dieselbe schon im Jahre 1785 an, warf dem Fürsten jährlich 14000 Fl. aus, ließ ihm doch aber dabei noch die Konsistorial- und andere Gebühren. Die Beamten wurden in kaiserlichen Eid genommen und ihre Einkünfte ziemlich beschnitten. Ich verlor ansehnlich dabei; denn

statt

ſtatt 2700 Fl., die ich vorhin einzog, ward ich nun auf 1800 Fl. geſetzt.

Während meines Aufenthalts in Wien überwarf ſich der Fürſt mit der Adminiſtration, reichte bei Hofe eine Klage ein, aber er hatte das Schickſal, daß ihm das himmelſchreiendſte Unrecht – – doch ich will meine Gedanken hierüber für mich behalten. Genug, das Reſultat davon war, daß der Fürſt ſtatt der vorhin ausgeſetzten 14000 Fl. – welch ein unerhörter Abfall! – fortan nur 4000 Fl. jährlich erhielt. – Ich enthalte mich aller Bemerkungen darüber, die ich in der Bitterkeit meines Herzens darüber machen könnte. Aber ſo geht's, wenn man – – doch ſtill davon!

Bald nach dieſer für den Fürſten ſo unglücklichen Sentenz ſtarb Friedrich II. Der Fürſt ſchrieb an ſeinen Nachfolger Friedrich Wilhelm und bat um Wiedereinſetzung in das Bistum zu Breslau. Der neue König war dazu nicht ungeneigt und ſchickte des Fürſten Supplik an die Kammer nach Breslau, um ihm einen Vorſchlag zu machen, wie es am füglichſten geſchehen könnte. Die Kammer machte aber ihren alleruntertänigſten – Kammerbericht, daß die Wiedereinſetzung an ſich gar keine Schwierigkeit haben könne; da aber die bisherigen Bistumseinkünfte als Fonds zu einigen Staatsnotdurften angewieſen wären, ſo möchten Se. Königl. Majeſtät die allerhöchſte Gnade haben, einen andern Fonds ſtatt dieſem zu aſſignieren. – Man konnte mit Händen greifen, daß die Breslauer Kammer die Adminiſtration der Bistümer – leicht zu erraten, warum! – nicht gern aufaufgab, und alſo bezweckte ſie ihren Wunſch. Der königliche Beſcheid fiel ſonach dahin aus:

daß man in die Wiedereinſetzung des Fürſtbiſchofs in die königl. preußiſchen Staaten nicht willigen könne;

je-

jedoch wolle man demſelben, um ihn nicht ganz troſtlos von dem königl. Throne abzuweiſen, von den im preußiſchen Schleſien ſequeſtrierten Bistumsgütern ſo viel jährliche Zubuße akkordieren, als derſelbe dermalen aus den im Kaiſerlichen gelegenen Gütern an Einkünften zu beziehen gründlich erweiſen würde ꝛc.

Da dieſe nun, wie man im Preußiſchen ohne weitere Beweiſe ſehr wohl wußte, ſich auf nicht mehr als 4000 Fl. beliefen, ſo wurden ihm auch dieſerſeits ebenſoviel angewieſen; mithin beſtanden des Fürſten jährliche Revenüen in omni et toto in 8000 Gulden! Der gute Herr war alſo nur zu ſehr notgedrungen, ſich einzuſchränken, und alſo mußten einige der höher bezahlten Mitglieder der Kapelle entlaſſen werden.

Unterdes hatten ſich in Johannisberg ſeit der Entſtehung der Kapelle eine Menge Dilettanten und Dilettantinnen gebildet, unter welchen letztern des verſtorbenen Landeshauptmanns Tochter, Freiin von Zedlitz, desgleichen zwei Baroneſſen von Tauber recht brave Sängerinnen geworden waren. Mehrere von den vorigen Muſikern hatten Zivilbedienungen erhalten und waren alſo hier geblieben. Dazu kamen noch zwei Regierungsräte von Böhm und Richter, die im Orcheſter, und noch eine Anzahl von Bürgersſöhnen und -töchtern, die zum Geſange ſehr brauchbar waren. Da nun dieſe alle, um dem gekränkten Fürſten ein Vergnügen zu machen, unentgeltlich mitſpielten und ſangen, ſo war unſere Kapelle durch dieſe Beihilfe doch noch ſo ziemlich beſtellt. Ja, ich ließ ſogar nicht nach, bis wir wieder ein kleines Theater hatten. Allein dieſes wurde nicht auf dem Schloſſe, ſondern in der bürgerlichen Schießſtadt errichtet. Der Fürſt gab zur Wiederherſtellung desſelben aus ſeiner Schatulle, in der er noch einen artigen Notpfennig hatte, ein paar hundert Gulden her.

Um

Um aber einen Fonds zur Fortsetzung unserer Opern zu haben, geriet ich auf den Einfall, zum Besten des Armeninstituts der Stadt und des ganzen Kirchsprengels der dortigen Pfarre für Geld spielen zu lassen, und führte bezahlte Entree ein. Beim Eingang an der Kasse saßen der Oberkapellan als der Oberaufseher des Armenwesens, eine Magistratsperson und die beiden Armenwächter, welches ansehnliche Bürger waren. Nach Abzug aller Kosten befand sich die Armenanstalt dennoch ganz wohl dabei; denn nach der ersten öffentlichen Jahresberechnung hatte sie nicht allein alle versorgt, sondern noch einen Überschuß von vier- bis fünfhundert Gulden. Während dieser Epoche stoppelte ich nebst den drei deutschen, in Wien aufgeführten, noch mehrere Opern zusammen, wovon viele samt jenen auf so mancher Bühne Deutschlands gegeben werden. Aber es kamen die Vorboten eines Übels dahergeschlichen, das mich seitdem grausam verfolgt hat.

Allgemach fand sich in meinen Vorderfüßen ein Schmerz ein, den des Fürsten Leibmedikus Stolle für Kennzeichen des herannahenden Podagras erklärte. Die Veranlassung dazu war folgende.

Im späten Herbst des 1788. Jahres erhielt ich aus Breslau von seiten des Generals der Infanterie, des Prinzen Hohenlohe, nachmaligen Gouverneurs von Breslau, eine Stafette, worin er mir Nachricht gab, daß der König zur Revüe bei ihm soupieren und er zu dessen Amüsement ein Konzert veranstalten wolle, um dessen Arrangements willen ich gleich bei Angesicht dessen mit der Post nach Breslau kommen möchte. Trotz meines Übelbefindens setzte ich mich an demselben Abende noch auf, fuhr die ganze Nacht hindurch, und des andern Morgens um zehn Uhr war ich schon in Breslau. Ein kal-

kalter Nordwind mit Regen untermiſcht inkommodierte mich ſo ſehr, daß ich die empfindlichſten Schmerzen in meinem linken Fuße hatte. Ich achtete es aber nicht ſonderlich und ließ mich gleich bei meiner Ankunft beim Prinzen melden, der mich ſogleich zum Mittagsmahle einlud. Wir beredeten das Gehörige wegen dem Konzert. Zwei Tage hernach kam der König, und an demſelben Abende wurde das Konzert aufgeführt.

Kaum war die erſte Sinfonie vorbei, ſo kam der König mit den Worten an mich heran: „Ich habe dem Prinzen Hohenlohe viel Obligation, daß er mich durch Ihre Gegenwart ſo angenehm überraſcht hat. Ich freue mich, Sie nach ſo vielen Jahren wieder einmal ſpielen zu hören.“ – „Halten Ew. Majeſtät mir zu Gnaden“, antwortete ich, „ich ſpiele ſchon ſeit acht Jahren kein Solo mehr.“ – „Oh“, ſagte der König, „ich hoffe, daß Sie mir den Gefallen tun werden.“

Ich ſpielte, und der Monarch war ſo gnädig zu ſagen, daß ich unmöglich vor zehn Jahren beſſer geſpielt haben könne. Zugleich bat er ſich meine vier neuen Sinfonien aus, ſagte mir über meine Kompoſitionen viel Artiges, und mit einem ſehr gnädigen Kopfnicken entfernte er ſich.

Am folgenden Tage nachmittags um drei Uhr ward ich zum Könige gerufen. „Ich danke Ihnen“, ſagte er, „für das geſtrige Vergnügen und auch für die vier Sinfonien, die mir der Prinz in Ihrem Namen zugeſtellt hat.“

Jedermann weiß, daß der König Friedrich Wilhelm, wenn er auf Muſik kam, ſehr gern davon ſprach. Es gelang mir, durch verſchiedene Fragen und Antworten ſeine Redſeligkeit noch mehr zu reizen. Ich erzählte bei Gelegenheit ein paar paſſende Anekdoten, die ich ziemlich

Digitized by Google

lich launig vortrug, wodurch der König einigemal in ein ſchallendes Gelächter ausbrach. Über anderthalb Stunden war ich beim Könige. Endlich entließ er mich mit den gnädigſten Ausdrücken und erinnerte mich an mein Verſprechen, nach Berlin zu kommen.

In der Antichambre traf ich den geheimen Kämmerer Rietz. „Sie haben ſich", ſagte er, „lange bei Sr. Majeſtät aufgehalten und des Königs heutige üble Laune verſcheucht." – „Üble Laune?" fragte ich. – „Der König", fuhr er fort, „war heute früh bei der Revüe ſehr ungnädig und hat einige Stabsoffiziere in den Kaſten geſchickt. Gewöhnlich hält das denn ſo den ganzen Tag an. Allein, wie ich aus dem Lachen des Königs ſchließe, haben Sie uns heute wieder einen guten König gemacht; denn wenn er wieder lacht, iſt alles vergeſſen. – Ich habe", ſetzte er endlich hinzu, „vom Könige den Auftrag, Ihnen für das geſtrige Vergnügen und für Ihre Sinfonien dies kleine Andenken zu überreichen."

Es war ein prächtiger Brillantring von Aqua prima, dreihundert Dukaten an Wert.

„Oh", ſagte ich, „haben Sie doch die Güte, mich nochmals bei Sr. Majeſtät zu melden, um mich für dies koſtbare Geſchenk perſönlich bedanken zu können." – „Gerade, um Sie deſſen zu überheben, hat der König Ihnen dies Andenken durch mich zuſtellen laſſen. Ich will's aber wohl für Sie übernehmen."

Nach der Abreiſe des Königs blieb ich noch einige Tage in Breslau und kam vor allem Wohlleben, bald bei dem Prinzen Hohenlohe und bald in andern Häuſern, nicht zu mir ſelber. Aber dies Schlaraffenleben nach jener nächtlichen Verkältung auf meiner Herreiſe, das ganze Tage lang Mittag und Abend anhielt, machte, daß die Prophezeiung des Doktors Stolle früher in Erfüllung

ging,

Digitized by Google

ging, als er und ich vermutet hatten. Am vierten Tage stellte sich förmlich das Podagra ein und warf mich in Breslau auf das Bette. Neun Tage lang hatte ich Schmerzen, die nur die Adepten dieser überaus ungezogenen Krankheit kennen und für jeden andern unglaublich sind. Ich mußte mich in einem Bettwagen nach Johannisberg langsam wie in einem Leichenwagen schleppen lassen, und als ich hier ankam, fand ich meine traurige Stätte wieder im Bette, worin ich fünf Wochen lang schmachten mußte. Lange Zeit mußte ich mich an einem Stocke herumschleppen, ehe ich den Gebrauch meiner Füße wiedererlangte.

Während diesem Winter machte ich Anstalten zu meiner Berliner Reise, komponierte sechs neue Sinfonien, und da ich erfuhr, daß gegen Ende Juli die Erbstatthalterin von Holland, des Königs Schwester, nach Berlin kommen würde und daselbst einen ganzen Monat hindurch große Feierlichkeiten gehalten werden sollten, so wählte ich diesen günstigen Zeitpunkt dazu.

Digitized by Google

Sechsundzwanzigstes Kapitel

Meine Reise nach Berlin / Reichardt / Professor Engel / Ich werde vom König der Königin vorgestellt / Mein Oratorium ‚Hiob' wird im Großen Opernhause gegeben / Opern ‚Medea' und ‚Protesilao' / Madame Rietz / Theaterdebatten / Ich sehe in Berlin meine Wünsche übertroffen

Meinen ältesten Sohn – er war damals ein Jüngling von funfzehn Jahren und hatte viel Anlagen zur Komposition – nahm ich mit nach Berlin, teils um ihn mit der großen Welt bekannt zu machen, teils um ihn fremde Musiken, große Opern und Theater sehen und hören zu lassen.

Der König war seiner Schwester bis an die Grenze seines Landes entgegengereist, und der ganze königliche Hof war soeben in Potsdam. Auf Anraten schrieb ich dorthin an den König und bat um Verhaltungsbefehle, ob und wenn ich nach Potsdam kommen dürfe. Ich erhielt aber zur Antwort, ich möchte nur solange in Berlin

Digitized by Google

lin bleiben, der König würde mir Gelegenheit geben, ihn gleich nach seiner Ankunft zu sprechen.

Während der Zeit ließ ich mich von Herrn Lippert, der ehemals in Wien den Sichel in meinem ‚Apotheker' gemacht hatte und den ich hier wieder traf, bei dem königlichen Kapellmeister, Herrn Reichardt, einführen. Er nahm es sehr wohl auf, daß ich ihm einen Besuch machte, behandelte mich äußerst höflich und freundschaftlich und erbot sich, mir alle möglichen Bekanntschaften zu verschaffen. Noch an demselben Abend führte er mich zu dem jetzigen königlichen Minister Struensee, wo ich nicht allein für denselben Abend zum Souper geladen wurde, sondern woselbst ich während meinem Aufenthalt über zehnmal zu dinieren und zu soupieren die Ehre hatte.

Reichardt hatte zu der bevorstehenden Feierlichkeit die ‚Claudine von Villabella' von Goethe komponiert. Ich hörte gleich eine Probe davon, wozu mir der berühmte Gelehrte Herr Professor Engel, welcher Direktor des Deutschen Theaters in Gesellschaft Rammlers war, Gelegenheit verschaffte. Die Musik war wirklich charmant. Während der Probe setzte sich Engel zu mir auf dem Parterre.

Ich kann die Güte und Aufmerksamkeit, mit welcher ich von Herrn Reichardt behandelt wurde, nicht genug rühmen. Mit der größten Feinheit war er auf jeden meiner Wünsche aufmerksam, widmete mir einen großen Teil seiner Zeit, und wenn er zu mir kam, nannte er mir wohl bei zehn Örter, wo ich schon überall zu Diner oder Souper eingeladen war, so daß ich, um nicht zu verfehlen, meine Schreibtafel zur Hand nehmen mußte. So führte er mich denn auch eines Abends zur Madame Rietz, der Freundin des Königs und nachmaligen Gräfin Lichtenau.

Diese

Diese empfing mich mit vieler Politesse und sagte mir, daß sie eben heute vom Könige den Auftrag erhalten hätte, mich ein für allemal bei allen Spektakeln, die im Opernhause gegeben werden würden, in ihre Loge einzuladen. Ebenso engagierte sie mich für immer, sooft ich nach Charlottenburg kommen würde, zum Diner oder Souper.

Nach zwei Tagen kam der König, und sogleich meldete mir Reichardt, daß der König mich morgen abends beim Konzerte sprechen würde. Er holte mich an demselben Abend ab, und wir fuhren in einem königlichen Wagen nach Hofe. Kaum waren wir in den Salon getreten, so wurde es dem Könige gemeldet. Er kam auf mich zu, war äußerst gnädig und sprach vieles mit mir. Unter anderm sagte er, daß er neben andern Spektakeln auf dem Charlottenburger Theater meinen ‚Doktor und Apotheker' aufzuführen befohlen habe; ich würde ihn sehr verbinden, wenn ich mir die Mühe nehmen wollte, das Stück selbst zu dirigieren. – Und als der ganze Hof eintrat, sagte er mit der herablassendsten Freundlichkeit: „Kommen Sie, ich will Sie meiner Schwester und der Königin vorstellen." Es geschah, und diese Prinzessinnen waren so gnädig, mir mancherlei Verbindliches zu sagen.

Von den sechs neuen Sinfonien, die ich dem Könige kurz vor meiner Ankunft in Berlin geschickt hatte, wurden zu Anfang und zu Ende des Konzerts eine gemacht. Bei diesen Konzerten, bei welchen ich während meines dortigen Aufenthalts jedesmal erschien – welches ich als eine besondere Auszeichnung anzusehen hatte, da außer den dazu eingeladenen Personen des Hofes niemand zu selbigen sonst Zutritt hatte –, hörte ich neben den Hofsängern und Virtuosen auch die Prinzessin Friederike, die Tochter des Königs erster Ehe, nachmalige Herzogin

von

Digitized by Google

von York, ſowie auch die Prinzeſſin von Oranien auf dem Fortepiano ſpielen, welche letztere mehr leiſteten, als man von ſo hohen Perſonen erwarten konnte. Die königlichen Virtuoſen, vorzüglich Dûport auf dem Violoncell, Ritter auf dem Fagott und die Herren Balza (ſeitdem geſtorben) und Thürſchmid auf dem Waldhorn und mehrere andere leiſteten im vollkommenſten Grade, was man nur von Meiſtern erwarten kann. Ohne ihnen allen erſt viel Elogen zu machen, will ich nur ſagen, daß ſie alle der königlichen Kapelle vollkommen würdig waren.

Nachdem ich zehn bis zwölf Tage in Berlin geräuſchvoll durchlebt hatte, geriet ich auf die Spekulation, mein Oratorium ‚Hiob' noch vor der Abreiſe der Erbſtatthalterin zu meinem Benefiz zu geben. Reichardt billigte dieſe Idee nicht allein, ſondern gab mir auch die gehörige Inſtruktion dazu und war ſo gütig, mir dabei hilfreiche Hand zu bieten. Zufolge ſeiner Inſtruktion ſchrieb ich durch die Poſt an den König, bat um die Erlaubnis und die Hofſänger und Hofkapelle und ſchlug zugleich zum Platze der Aufführung entweder die Garniſon- oder die Schloßkirche vor. Am andern Morgen hatte ich Antwort vom König. Der Monarch gab mir die Erlaubnis, akkordierte mir die ganze Kapelle, erklärte aber, daß er gern ſehen würde, wenn ich ſtatt der vorgeſchlagenen Kirchen das Nationaltheater wählen wolle.

Nun ſchien mir aber dies Theater in allem Betracht nicht Raum genug zur Ausführung meines Plans zu haben. Ich wagte es daher, noch einmal an den König zu ſchreiben und zu bitten, daß es mir erlaubt werden möchte, mein Oratorium im großen königlichen Opernhauſe geben zu dürfen. Der gnädige Monarch antwortete mir hierauf, daß, obſchon ſo eine Erlaubnis noch nie-

mandem erteilt worden sei, auch außer mir in Zukunft niemand dieselbe erhalten würde, er dennoch meine Bitte akkordiere. Ich hätte mich dieserhalb bei dem Directeur des spectacles, Baron von der Reck, zu melden, an den bereits die Ordre erlassen wäre, mir in allem und jedem beizustehen.

Während ich mit den Anstalten dazu beschäftigt war, wobei mir Reichardt treulich beistand, bekam ich die zwei großen italienischen Opern ‚Medea' und ‚Protesilao', und zwar jede zweimal, zu sehen und zu hören. Ich vermute daher, daß man begierig sein wird, mein Urteil darüber zu vernehmen. Ich will es auch gerade und freimütig herausſagen und nur vorläufig melden, daß beide Opern schon vor einem Jahre aufgeführt gewesen waren und jetzt nur wiederholt wurden.

Die erste war ‚Medea', wozu der kursächsische Kapellmeister, Herr Naumann, die Musik gesetzt hatte. Die Musik war eines Naumanns würdig; weder Kunst noch Fleiß waren dabei gespart. Doch – so kurz der Komponist sich auch hatte fassen wollen, so dauerte die Oper doch volle sechs Stunden. Ein unverzeihlicher Fehler des Dichters, der dadurch nicht allein sich selbst Schaden tut und das Publikum, das unendlich sich dabei ennuyieren muß, martert und quält, sondern auch den besten Komponisten dabei sakrifiziert. Denn wer ist wohl imstande, sechs Stunden hintereinander Musik zu hören, und wenn sie aus dem Olymp käme!

So sehr also meine Forschbegierde gespannt war, so kamen mir doch, nachdem meine Geduld bereits vier Stunden ausgehalten hatte, die letzten zwei Stunden sehr sauer an, und es dünkte mich, bei dem Hochzeitsmahle eines reichen Bürgers zu sitzen, bei welchem, nachdem man schon von zwanzig Speisen gegessen hat, erst

noch

Digitized by Google

noch zuletzt zehnerlei Braten aufgetragen werden. Selbst bei den Sängern und beim Orchester bemerkte ich in den letzten Stunden Abspannung und Schlaffheit, ja selbst statt dem so lobenswürdigen Ensemble eine Unrichtigkeit, die nicht aus Mangel der Kunst, sondern aus Ekel und Widerwillen entstanden zu sein schien.

Madame Todi und Sign. Concialini, die die ersten Rollen spielten, zeichneten sich im Gesang und Vortrag sehr aus. Die Chöre wurden wider mein Vermuten sehr gut gesungen und im vollkommenen italienischen Akzent deklamiert. Herr Ballettmeister Lauchery hatte sich in Erfindung und Anordnung der Ballette sehr distinguiert. Alle Solotänzer und Tänzerinnen, worunter ich, da mir die Namen der übrigen entfallen, nur Demoiselle Redtwein (jetzige Mad. Cloose) und Demoiselle Meroni ausheben, waren Meister in ihrer Kunst. Die Dekorationen von Herrn Verona entsprachen seinem vorzüglichen Talent; insonderheit aber nahm sich die Dekoration in dem Ballett, wo die Sibylle die Medea in die Zukunft blicken läßt (das ganze Ballett wurde hinter einem Schleier, der vor der einen Kulisse gleich einem Vorhang gezogen war, getanzt), sehr gut aus, weil man dieses Ballett gleichsam durch einen dünnen Nebel sah. Dafür waren aber einige Vorstellungen, z. B. die Stiere, die das Feld pflügten und Feuer aus den Nasenlöchern sprühten, so albern und läppisch, daß sie nicht einmal für ein Marionettentheater getaugt hätten. Eine besonders jämmerliche Personnage aber war der Drache, der das Goldene Vlies bewachte. Überdem so beging noch Concialini, der den Jason spielte, den Unverstand, daß er diesen miserablen Drachen, den er erlegen sollte, mit der Fläche seines Schwertes einigemal auf den von Pappendeckel gemachten Ranzen schlug, welches geradeso klatschte als jene Hiebe, die die komi-

 schen

schen Karussellritter in Schloßhof bei dem Bacchantenfeste von den ausgestopften Satyrn empfingen. Mein Ekel hierüber war so groß, daß ich mich vergaß und „pfui!“ rief. Madame Rietz sah sich um und sagte: „Doch ich finde diese Aktion sehr jarstig. Ich werde ihm aber morgendes Tages sagen, daß en Kunstrichter von Jewicht diese Bemerkung jemacht, und ich repondiere Ihnen, daß er janz jewiß seine Aktion ändern wird; denn er is mein Hausfreind un nimmt jerne juten Rat von mir an.“

Nun zur zweiten Oper ‚Protesilao‘!

Merkwürdig bei dieser Oper ist, daß die Musik des ersten Akts von Reichardt, die des zweiten aber von Naumann war. Allen Berlinern fiel das auf, und jedermann glaubte, es wäre ein Wettstreit, den der König geflissentlich verordnet hätte. Aber die Sache verhielt sich so:

Als Naumann im verflossenen Jahre seine ‚Medea‘ aufgeführt hatte, ließ ihn der König fragen, ob er sich noch ein Vierteljahr in Berlin aufhalten wolle, um binnen dieser Zeit die Musik zum ‚Protesilao‘, der zum Geburtstage der regierenden Königin aufgeführt werden sollte, zu komponieren. Naumann ließ dem Könige melden, daß er zwar sehr gern noch diese Zeit in Berlin verweilen würde; allein drei Monate wären für ihn ein viel zu kurzer Termin, indem dieser kaum zureichen würde, die Hälfte der Oper zu schreiben.

War es Grimasse von Naumann, oder war sein Schöpfungsgeist so langsam im Wirken? Beides ist mir ein Rätsel. Ich für meine Person würde den Willen des Königs in zween Monaten befriedigt haben, ohne mich im geringsten anzustrengen. Dieses habe ich im Jahre 1786 bewiesen; denn vom Anfang Januars bis Ende Oktobers desselben Jahres habe ich fünf große Werke geschrie-

Digitized by Google

schrieben, nämlich: ‚Hiob' – ‚Apotheker' – ‚Betrug durch Aberglauben' – ‚Democrito' und ‚Die Liebe im Narrenhause'. Wenn ich nun, wie Naumann, für jedes Werk einen Zeitraum von sechs Monaten hätte haben wollen, so würde ich statt zehn Monaten drittehalb Jahr dazu gebraucht haben. – Doch dem sei wie ihm wolle; der König ließ sich das überreden, und beide Kapellmeister arbeiteten nun nach seinem Willen gemeinschaftlich. Damit es aber recht unparteiisch zugehen sollte, so losten beide um die Akte, und das Los bestimmte für Reichardt den ersten und für Naumann den zweiten Akt. Wie dieser mit seinem Akte noch nicht zu Ende gewesen, soll Reichardt schon auch den zweiten Akt fertig gehabt, ihn Naumann bis zur Vollendung des seinigen versiegelt zugestellt haben. Spät hinterher hat endlich auch Naumann den ersten Akt bearbeitet, und seine Oper ist nach einigen Jahren in Berlin gegeben worden. Ich kann über das Eigentümliche beider Behandlungsarten von einerlei Sujet kein Urteil fällen, denn ich kenne gar nichts davon.

Von der Poesie will ich nur so viel sagen, daß sie ein Pendant zu Calsabigis ‚Orfeo' ist, wozu Gluck die Musik und damit Epoche gemacht hat.

Noch ehe die Oper begann, sagte Mad. Rietz: „Ich bin begierig zu wissen, welcher Musik Sie den Vorzug geben werden." – „Eine Frage, Madame", antwortete ich, „die ich nicht gern auflöse, weil so bei einer Entscheidung immer einer auf Kosten des andern gelobt werden würde." – „Ich muß Ihnen aber sagen, daß mir der König selbst den Auftrag gegeben hat, Sie um Ihr Urteil zu befragen, und ich zweifle nicht, daß Sie so gefällig sein werden, dem König den Gefallen zu tun."

Nun ward mir freilich das Messer an die Kehle gesetzt. Aber die Oper, die ebensolange dauerte wie jene, ließ

ließ mir Zeit genug, auf eine Ausflucht zu denken. „Nun", fragte Madame Rietz nach geendigter Oper, „wie lautet nun Ihr Urteil?"

Ich: Reichardts Musik ist feurig und lebhaft, dagegen ist die von Naumann gelassen und temperiert. Jeder dieser beiden Kapellmeister hat seine Schuldigkeit getan, Wahrheit geschrieben und mithin dem Texte entsprochen.

Mad. Rietz: Das ist schon gut! Aber Sie werden doch vermutlich an einer mehr Geschmack finden als an der andern.

Ich: Vorderhand nicht, Madame. Es wäre immer ein voreiliges Urteil, wenn ich sagen wollte: Reichardten gelingt das Feurige besser und Naumann mehr das Sanfte; denn es scheint hier nur so.

Mad. Rietz: Wieso, scheint nur? Also ist's nicht wirklich so?

Ich: Nein, Madame. Ich will den Fall setzen, das Los hätte jedem einen andern Akt zugeteilt gehabt, wer kann vorher wissen, ob beide Komponisten nicht gleich gut gearbeitet hätten.

Mad. Rietz: Ich bewundere Ihre Delikatesse; aber der König wird sich damit nicht befriedigen.

Ich: Ich bedaure; aber ich kann nicht anders. Wenn aber beide Komponisten dasselbe Werk jeder ganz aufstellten, so würde sich die Sache treffender beurteilen lassen; alsdann würde ich meine Meinung ungescheut und ohne Schonung heraussagen. So aber – müssen Sie selbst einsehen – würde mein Urteil nicht allein voreilig, sondern auch vermessen sein, und ich würde mich einer unverzeihlichen Parteilichkeit schuldig machen.

Mad. Rietz (lächelnd): Soviel ich sehe, werden Sie nicht leicht in eine Verlegenheit kommen; denn Sie wis-

sen

sen sich mit vieler Geschicklichkeit aus akuminösen Affären zu ziehen.

Am folgenden Tage fuhr ich mit Reichardt in einem königlichen Wagen nach Charlottenburg, wo wir bei dieser königlichen Favorite zum Diner und Souper eingeladen waren. Er sagte mir, ich würde, so oft ich in Charlottenburg speisen würde, vom Könige bewirtet und Mad. Rietz habe den Auftrag, die Frau vom Hause zu machen, welches eine Distinktion sei, die der König nicht leicht jemandem erzeige.

Ich fand sie auf einem Diwan sitzend, neben ihr ein Mädchen von etwa zwölf Jahren, und vor ihr stand ein Knabe von fünf bis sechs Jahren, mit dem sie schäkerte. „Das ist meine Tochter", sagte sie sogleich, „die ich vom König habe, die Gräfin von der Mark; und dieser da ist mein Sohn, von meinem Manne." – Bald darauf fanden sich zwei wichtige Herren und große Favoriten des Königs ein, wovon sich der eine wenigstens leicht erraten läßt. Die Gesellschaft promenierte eine Weile im Garten umher, sodann ward in einem Berceau an der Spree mit neun Kuverts gespeist. Acht Bediente in königlicher Livree servierten die Tafel, und der ganze Service war von massivem Silber. Die königliche Küche und Keller hatten den Befehl, alles so einzurichten, als wenn der König selbst zugegen wäre.

Im Charlottenburger Theater ward eine italienische opera buffa, ‚Il falegname', aber so elend aufgeführt, daß ich nicht genug die Geduld bewundern konnte, mit welcher der ganze Hof dieses abenteuerliche und noch überdies von den Sängern so schlecht vorgetragene Machwerk drei Stunden lang mit anhören konnte.

Nach der Oper ward in den Zimmern soupiert, wo der König, wenn er allein in Charlottenburg war, sich

am

am liebsten aufhielt. Ich war frappiert von alledem, was ich hier Schönes und Geschmackvolles sah, und in der Tat, man kann in der Welt nichts Köstlicheres von Zimmerverzierung sehen, als hier angetroffen wurde. Es war schon Mitternacht vorbei, als ich mit Reichardt unter Begleitung zweier königlichen Stalleute mit Fackeln nach Berlin fuhr.

Der Tag rückte heran, wo noch vor meinem ‚Hiob' der ‚Apotheker' in Charlottenburg gegeben werden sollte. Vier Tage vorher hatte ich noch eine Debatte zwischen der Madame Baranius und der Demoiselle Hellmuth zu schlichten, wovon jede der andern die Rolle der Rosalie nicht lassen wollte. Wenn man weiß, welche Wichtigkeit dergleichen Dinge bei dem Theatervolk zu haben pflegen, wie dabei alle Leidenschaften und Parteien für und wider aufgeboten und Himmel und Hölle oder, was noch mehr sagen will, Theater und Kaffeehäuser in Bewegung gesetzt werden, so wird man sich wohl den Embarras vorstellen können, den dieser wichtige Streit verursachte. Engel war für die Hellmuth, die während einer Krankheit der Baranius ihre sonst gehabte Rolle übernommen hatte; diese setzte aber das ältere Recht des Possesses durch und hatte überdem die meisten andern Akteurs für sich. Ich ward zum Kampfrichter erwählt und entschied, wie man denken kann, für Recht und Schönheit. Man applaudierte in der Stadt meinem Urteilsspruch, und ich war ein charmanter Mann. –

Ich ging mit der Mad. Baranius auf ihre Bitte die Rolle mit ihr durch, verbesserte manches an ihrem Gesange, ihrer Deklamation und Aktion, und sie war sehr gelehrig und dankbar. Sie spielte ihre Rolle doppelt so launig, als sie sie sonst gespielt hatte, wie man gleich in der

Digitized by Google

der ersten Probe sah. Dies bewog die vortreffliche Schauspielerin Mad. Unzelmann, mich um ähnliche Gefälligkeit zu bitten, und es ist keine Frage, ob die leichteste Deutung bei einer Unzelmann verlorenging.

Da das Theater im Orangeriehause zu Charlottenburg – das neue vom König erbaute war noch nicht fertig – nur klein war, so hatten zum Orchester nicht mehr als sechsunddreißig Personen Raum. Monsieur Vachon, erster Violinist und Anführer der königlichen Kapelle, mit dem ich auf freundschaftlichem Fuß lebte, wählte mir zu dieser Vorstellung den Kern der Kapelle, und meine Oper ward ausnehmend schön exekutiert. Schon in der ersten Probe fand ich, eine Kleinigkeit ausgenommen, die an ein paar kadenzierten Stellen das Ensemble der Sänger und Spieler betraf, nicht das geringste auszusetzen. Nach der Probe fragte mich das ganze Orchester, ob ich mit ihnen zufrieden wäre. „Wenn Sie es nur, meine Herren", antwortete ich, „mit meiner Direktion sind." – Da nahm Vachon das Wort zu den übrigen: „Voilà ce qu'on appelle diriger l'orchestre, sans faire tant de bruit et des grimasses inutiles, qui ne servent qu'à barbouiller l'orchestre!"

Da ich mit dieser Probe zufrieden war, so verbat ich die auf morgen bestellte. Allein sowohl das Orchester als die Akteurs, obgleich sie meine Erklärung kitzelte, baten zur Sicherheit noch um eine Probe, und ich akkordierte sie.

Bei der Ausführung waren alle von gleichem Eifer beseelt, und alles ging, daß mir auch nicht das mindeste zu wünschen übrigblieb. Zwischen dem ersten und zweiten Akt trat der König zum Orchester und sagte mir: „Sie haben vieles zur Avantage Ihrer Oper abgeändert!" – „Keine Note", antwortete ich. – „Nicht möglich",

lich", sagte der König. – „Auf meine Ehre!" – „Ich habe", fuhr er fort, „die Oper achtmal gehört, aber heute klingt mir alles so elegant, so neu. Wie kommt das?" – „Das habe ich Ew. Majestät unvergleichlichem Orchester zu verdanken." – „Und ich Ihrer Direktion", versetzte der König. Indem wandte er sich mit den Worten zu Vachon: „Monsieur de Dittersdorf est très content de vous." – „Ah Sire!" antwortete Vachon, „sous sa direction nous sommes prêts de le suivre au milieu de l'enfer."

Eine kleine Anekdote, die sich während der Aufführung meines Stückes zutrug, kann ich doch nicht vorüberlassen. Da, wie schon gesagt, das Theater in dem großen Orangeriehause aufgerichtet war, so wurde die nicht weit davon entfernte Wohnung des Gärtners zur Garderobe der Akteurs bestimmt. Um alle Zudringlichkeiten des Volks zu verhindern, wurden bei jeder Türe, folglich auch bei jener, durch welche die Akteurs auf die Bühne gehen mußten, Wachen gestellt. Ehe die Oper anging, wurden sie durch Wachen vom Inspektor eingeführt, und die Posten hatten den strengsten Befehl, niemanden außer den Schauspielern und den Personen, die auf dem Theater zu tun hatten, einzulassen. Lippert, der als Feldscher Sichel sich im zweiten Akt als Frauenzimmer umkleiden mußte, passierte als Mann durch die Wachen und wollte als Weib wieder durch. „Zurück da, du infame Metze!" schrie die Schildwacht und drohte, ihm mit der Kolbe in die Rippen zu stoßen, „zurück! Will Sie sich wohl zum Düwel scheren? Solch Kanaillentück (zeug) braucht man hier nicht. Allons marsch!" – Zum Glück hörte der Theaterinspektor den Vorgang und legte sich ins Mittel. Mit närrischem Gesicht brummte der plumpe Märker hinter ihm drein und strich sich den Schnauzbart: „I datt

du

Digitized by Google

du dull und blind wirſt! Wer kunne dat denken? Wat die Schwerenot! Sieht der Kerl doch grade ſo ut, als wenn er ut dem H–renhauſe entloopen wäre!" –

Nun, was meinen ehrlichen ‚Hiob' betrifft, ſo mußte ich ihn doch nun endlich aufführen laſſen.

Doch das ging nicht ſogleich. Mit allen Sängern war ich ſo weit richtig; nur Mad. Todi ſchlug ihre Rolle mit der Entſchuldigung aus, daß ihre Bruſt durch Proben und viermalige Aufführung „di quell'opere eterne" – wie ſie ganz recht jene Opern ohne Ende benannte – zu ſehr gelitten hätte, als daß ſie in meinem Oratorium mit aller der Energie, die die Sache erfordere, ſingen könnte. An ihrer Statt nahm Dem. Niclas, vormals erſte Sängerin des Markgrafen von Schwedt, die Rolle ſehr bereitwillig an und ſang ſie vortrefflich.

Der Inſpektor des großen Operntheaters, Herr Gasparini, hatte, da keine Opern mehr gegeben wurden, die Bühne abräumen und dafür die prächtige Redoutenſaal-Dekoration aufſetzen laſſen. Ich ließ die Dekoration aus dem ‚Proteſilao' aufrichten, in welcher ſich in der Mitte der Bühne eine prächtige Galerie allmählich emporhob und verſchiedene Treppen, Stufen und Baluſtraden einen ſehr angenehmen coup d'œil machten. Die Galerie war weiß mit vergoldetem Laubwerk, und alſo akkordierte ſie mit dem Redoutenſaale ganz vollkommen; auch war ſie ſo geräumig, daß ſie gemächlich über dreihundert Menſchen faſſen konnte. Ich poſtierte ungefähr achtzig Perſonen à plein pied, und die übrigen vom Orcheſter ſtellte ich auf die ſich immer mehr erhebende Galerie truppweiſe und ſo ſymmetriſch, daß das Enſemble eine große Augenweide abgab. Dazu richtete ich die Beleuchtung ſehr ſplendid ein: Funfzehn Kronleuchter, deren

drei

drei zu 24, die andern zu 18 und 12 Lichtern waren; gegen hundert Pulte; ferner zwischen jeder Loge im Amphitheater ein Wandleuchter mit zwei Lichtern. – Alles das tat herrlichen Effekt, aber erforderte eine Summe von 94 Pfund Wachskerzen.

Die Bestellung der Chöre, die aus achtzig Personen bestanden, und der übrigen Musiker außer der königlichen Kapelle nahm der biedere Reichardt auf sich und besorgte seine Kommission so gut, daß mein Oratorium von einem Orchester von zweihundert und einigen dreißig Personen aufgeführt wurde.

Mit zwei Proben hatte ich alles im vollkommenen Stande. Aber wie erschrak ich, als ich am Tage vor der Aufführung die Unkosten überschlug, die ich zu tragen hatte. Obschon ich die ganze königliche Kapelle sowohl als eine große Anzahl Dilettanten umsonst hatte, so blieb mir doch noch die Hälfte des Orchesters mit Inbegriff der Chöre zu bezahlen. Für jede Probe ward dem Mann ein Taler, für die Produktion aber zwei Taler akkordiert. Ich hatte daher folgende Auslagen:

Für das Orchester	480 Rtlr.
Für Kopiatur	230 „
Für Wachskerzen	80 „
Für Billetteurs, Kassier, Nebenauslagen, Trinkgelder, Druckerlohn in den Zeitungen, item Affichen	70 „
	860 Rtlr.

welches nach kaiserlichem Geld eine Summe von 1290 Fl. ausmachte.

Man stelle sich die Angst vor, die mich dabei überfiel; denn es war doch immer ungewiß, ob ich viel oder wenig Zuhörer haben würde. Auf Gewinst hatte ich bei mir

Digitized by Google

mir selbst schon Verzicht getan; mein Kummer war nur der, daß ich vielleicht noch obendrein Verlust haben sollte. Doch das Schicksal segnete mich. Ungeachtet der enormen Ausgaben strich ich doch ein ansehnliches Sümmchen ein, an das sich viel gute Wünsche nach Hause hingen. Nach Abzug der oben benannten Auslagen meiner Reisekosten her und zurück und der Zehrung in Berlin, welches zusammen 785 Fl. betrug, hatte ich einen reinen Gewinst von 2675 Gulden. Mithin hatte ich in dem Opernhause zu Berlin bare 4750 Fl. eingenommen.

Das wird manchem vielleicht unglaublich vorkommen, da nach seiner Meinung auf diese Weise das Amphitheater im Berliner Opernhause wenigstens fünfmal größer sein müßte als das zu Wien beim Kärntner Tore; denn dieses, wenn es auf das Äußerste angefüllt ist, trägt doch nicht mehr als höchstens 820 Fl. und hat noch zum Überfluß fünf Etagen, dahingegen das Berliner Opernhaus deren nur drei hat. Allein die Sache begreift sich, wenn ich sage, daß ich statt der festgesetzten Preise für Eingangsbilletts häufig 2, 3, 4, 6, auch 8 Friedrichsd'or bekam. Die Prinzessin von Oranien ließ vier Billetts holen und schickte mir dafür 40 Friedrichsdor.

Dabei ereignete sich ein Vorfall, der in der Tat etwas Ungewöhnliches hat. An dem Vormittage vor der Aufführung, wo die Menschen sich haufenweis drängten, um Eingangsbilletts zu holen, kam auch ein gemeiner Soldat zu mir und forderte in ganz gemeinem märkischen Dialekt ein Billett und warf dafür ein Röllchen in Papier gewickelt auf den Tisch. „Es sind 24 Viergroschenstücke, vier Taler", sagte er, indem er nach dem Billett griff und davon wollte. – „Halt, mein Freund!" rief ich; „es ist ein Irrtum. Das Billett kostet nur zwei Taler." Aber rasch war er zur Tür hinaus. Als ich das Röllchen öffne,

öffne, siehe, da waren – 24 Friedrichsd'or darin. Noch heute kann ich auf keine Spur geraten, von wem das Geld gekommen sein mag. Aber wie sehr muß man über die Ehrlichkeit dieses Soldaten erstaunen! Denn die Rolle war nicht gesiegelt; auch hat mich kein Mensch je gefragt, ob mir diese Summe richtig eingehändigt worden sei oder nicht.

Was übrigens mein Oratorium für Beifall gefunden und wie gütig und nachsichtig sich die Kenner in Berlin dabei gezeigt, geziemt mir bloß anzudeuten. Die öffentlichen Blätter haben die Hülle und Fülle davon zu sagen gewußt und die Aufführung dieser Musik – was es auch war – als ein großes Kunstfest ausgehoben.

Als ich am Tage darauf bei einem lieben alten Freunde von ehemaligen Zeiten in Wien her, dem Obrist Fabian, zum Diner war, ward ich herausgerufen und empfing ein gewichtiges Paket mit einem Billett von dem geheimen Kämmerier Rietz, worin er mir sagte, daß er den Auftrag habe, mir Inliegendes als ein Andenken für das Vergnügen, was der König bei meinem gestrigen Spektakel genossen hätte, zu überreichen. Es war eine blau emaillierte große goldene Tabatiere, in welcher zweihundert Dukaten lagen. Ich ward in der Tat gerührt, mich von diesem gütigen Monarchen, der Künste ehrte und seine Freude darin fand, Künstler mit Feinheit auszuzeichnen und königlich zu belohnen, so ausgezeichnet zu sehen. Noch am letzten Tage meines Aufenthalts in Berlin mußte ich in Charlottenburg zu Mittag und Abend sein Gast sein, und die freundliche königliche Hausfrau bot womöglich noch mehr als vorher auf, um mir Vergnügen zu machen und mich mit einem angenehmen Eindruck von der besondern Huld ihres königlichen Freundes zu entlassen. „Wenn Sie jemals", sagte sie mir noch beim

beim Abſchiede, „etwas beim König zu ſuchen haben und ich kann Ihnen behilflich ſein, ſo wenden Sie ſich an mich. Ich werde jederzeit mir ein Vergnügen daraus machen, Ihre Angelegenheiten auf das beſte zu beſorgen.“

Kurz nach Mitternacht fuhr ich mit Reichardt nach Berlin; um halb zwei Uhr ſaß ich mit meinem Sohne im Wagen, und wir fuhren Tag und Nacht, ohne irgendwo zu ſchlafen, bis Breslau, woſelbſt wir am vierten Tage anlangten. Ich hatte dort ſchon vorläufig alles veranſtaltet, daß mein ‚Hiob‘ gegeben werden konnte. Ich führte ihn mit einem Orcheſter von hundert Perſonen auf und gewann nach Abzug der Koſten etwas über zweihundert Taler. Mit Ehre und Geld beladen traf ich in Johannisberg wieder ein und ward mit fröhlichen Geſichtern von meiner Familie und mit freundlich-forſchenden von meinen Gläubigern empfangen.

Digitized by Google

Siebenundzwanzigstes Kapitel

Krankheit des Fürstbischofs / Meine Unterredung mit demselben

Johannisberg hatte viel von seiner vorigen Lebhaftigkeit verloren. Der Fürstbischof (von Breslau) wurde immer trauriger. Es kränkte ihn, daß er an einem Orte, wo er sonst zu befehlen hatte, gleichsam als Pensionist leben und es mit ansehen mußte, wie man die Einkünfte seiner Beamten immer mehr beschnitt und fremde Dienstleute bei den Ämtern sowie bei der Jägerei ohne sein Zuziehen anstellte. Etliche Male hatte er Versuche beim Kaiser Joseph II. gemacht, die Aufhebung der Administration zu bewirken und die eigene Verwaltung seiner Güter wieder zu erhalten, aber alles war umsonst gewesen.

Joseph starb, und nun wandte sich der Fürst an Kaiser Leopold. Wider alles Vermuten hob dieser Monarch die Administration auf und räumte ihm die eigene Verwaltung wieder ein. Sein Agent in Wien schickte ihm diese frohe Nachricht durch eine Estafette, die frühmorgens ankam. Noch an dem nämlichen Tage gab er große

Tafel

Digitized by Google

Tafel und setzte alle ehemaligen Beamten in ihren vorigen Gehalt und in Aktivität.

Allein der vorige Gram hatte seine Gesundheit schon zu sehr untergraben, und er verfiel einige Monate nach dieser Katastrophe in eine große Krankheit, die am Ende in ein Faulfieber ausartete. Sein Leibarzt Stolle, ungeachtet er von der Möglichkeit ihn zu retten überzeugt war, willigte auf unser Verlangen in eine Zusammenberufung mehrerer Ärzte, und es ward demnach ein consilium medicum veranstaltet, wovon die übrigen alle, außer Stolle sechs an der Zahl, die Krankheit des Fürsten für unheilbar erklärten. Allein dieser gab die Hoffnung nicht auf. Es bewies sich auch, daß er recht hatte; denn auf die Medizin, die die andern Sechse einstimmig verordnet hatten, wurde der Fürst immer schwächer. Stolle rief uns alte Beamte zusammen und erklärte, daß so der Fürst zugrunde gehen müsse, daß er aber seine Herstellung verspreche, wenn wir in seine Methode, den Patienten zu behandeln, willigen wollten. Wir gaben seiner Meinung nach, und schon am dritten Tage darnach nahm die Besserung des guten Fürsten so augenscheinlich zu, daß er bereits nach fünf Tagen außer aller Gefahr war. Unterdes verblieb ihm eine Mattigkeit und Schwäche in den Füßen, so daß er nicht mehr allein gehen konnte, sondern von zween Menschen geführt werden mußte. Stolle konservierte ihn so noch gegen fünf Jahre.

„Das Übelste, was mir Kummer macht", sagte damals der würdige Arzt zu mir, „ist, daß, während der Fürst noch einige Jahre sich so leidlich hinbringen wird, seine Sinnes- und Geisteskräfte allmählich eine solche Abspannung erleiden werden, daß er weder seinen häuslichen noch Regierungsgeschäften wird vorstehen können. Er wird nicht nur den Geschmack an Unterhaltungen,

 die

die ihn aufmuntern sollen, an Musik z. B., verlieren, sondern er kann wohl gar noch kindisch werden. Da ist denn zu befürchten, daß gewisse Leute, die ihn umgeben, ihn zu mancher Torheit verleiten werden. Solange der Landeshauptmann, Sie und der Präsident von Gambsberg, Ihr Schwager, um den Fürsten sein werden, hat es wenig Gefahr. Aber des erstern Lunge hält es nicht drei Monat aus, und Gambsberg hat zu viel Geschäfte. Sie sind also der einzige, auf dessen Stütze ich Rechnung mache."

Nie hat ein Prophet mehr Wahrheit vorherverkündigt als der wackere Stolle. Der Landeshauptmann starb noch vor der Zeit, und ohnerachtet ich das Versprechen des Fürsten hatte, statt meiner Freiwaldauer Amtshauptmannschaft jene einträglichere von Johannisberg zu erhalten, so wußte doch ein anderer mich unter gehässigen Vorspiegelungen beim Fürsten darum zu bringen und die Stelle an sich zu reißen.

Noch war der Verstorbene nicht begraben, so bemerkte ich an dem Fürsten, der mir seit vielen Jahren die innersten Falten seines Herzens aufgetan hatte, eine plötzliche Gleichgültigkeit und Kälte gegen mich. Nicht nur mir, sondern jedem Gutgesinnten war es handgreiflich, daß man mich bloß deswegen von des Fürsten Vertraulichkeit verdrängt hatte, um des guten Herrn Schwäche zu benutzen und, während man im Rohre saß, Pfeifen zu schneiden. Sowohl Herr von Gambsberg als ich machten dem Fürsten Vorstellungen hierüber; aber es war bereits eine Rotte gegen uns verschworen, die dem Fürsten die Antwort, die er uns zu geben hatte, in den Mund zu legen wußte. Sie lautete: Wir sollten uns nicht unterstehen, einen ungeforderten Rat zu erteilen noch ungerufen zu erscheinen!

Eine

Digitized by Google

Eine Hauptmaxime dieses Komplotts war, von dem Fürsten nicht nur alles, was ihm Aufmunterung gewähren konnte, zu entfernen und ihm einen Ekel davor beizubringen, sondern auch den guten Herrn beständig in einer Todesangst zu erhalten, um ihn von der Aufmerksamkeit auf ihre niederträchtigen Handlungen abzulenken. Man wußte ihm beizubringen, daß er stündlich in Gefahr sei, an einem Schlagflusse zu sterben. Dieses machte den Herrn so kleinmütig, daß er wirklich anfing kindisch zu werden.

Diese schlechte Behandlung zog mir einen Anfall von Podagra zu; allein durch Stolles Beihilfe konnte ich nach vierzehn Tagen wieder auf einen Stock gestützt gehen. Bei den täglichen Besuchen erzählte mir Stolle allen den Unfug, den man mit dem Fürsten trieb. „Gehen Sie doch auf das Schloß", sagte er einmal, „und reden Sie dem Fürsten zu; er hat sonst immer Vertrauen zu Ihnen gehabt. Sagen Sie ihm die Wahrheit so derb Sie können, vielleicht erschüttert ihn das!" – „Wenn er mich aber ungnädig behandelt?" „Nun, dann können Sie ja wieder einlenken." Ich entschloß mich dazu.

Nun wußte ich aus langer Erfahrung, daß man, wenn man den Fürsten aufmerksam machen wollte, denselben auf eine ganz ungewöhnliche Art sprechen mußte.

Statt der sonst gewöhnlichen Musik wurden des Abends im Salon von seinen Tischgenossen an zweien, auch mehrern Tischen Kommerzspiele gespielt, und man trug den Fürsten in einem Tragsessel dahin, um zuzusehen.

Auf meinen Stock gestützt trat ich ein und hinkte gerade zu des Fürsten Stuhl. Die ganze Gesellschaft, insonderheit jener saubere Herr, der an einem Tischchen

 Tarock

Tarock spielte, stutzte und machte große Augen. Sogleich begann folgendes Gespräch zwischen mir und dem Fürsten.

Der Fürst: Was willst du? Ich habe dich nicht rufen lassen.

Ich (im festen und ernsten Tone): Schlimm genug, daß Ew. Durchlaucht mich nicht rufen lassen und zu einem Zeitpunkte, wo Sie mich am meisten nötig haben, mich so wegwerfend behandeln. (Zu einem Bedienten, der hinter dem Stuhle des Fürsten stand): He! Grobian! Was steht Er da wie ein Maulaffe! Sieht Er nicht, daß mir das Stehen sauer wird? Bring Er mir einen Stuhl! (Der Bediente brachte einen.) Daher! Dicht neben den Fürsten! (Ich setzte mich.)

Der Fürst: Du tust verzweifelt familiär.

Ich: Wo es einem Menschen wie jenem dort erlaubt ist zu sitzen, da gebührt es mir mit zehnmal größerm Rechte.

Der Fürst: Du hast dir wohl vorgenommen, mir einige Impertinenzen zu sagen?

Ich: Gott behüte mich! Wie wäre das möglich! Aber man hat mir gesagt, daß es mit Ew. Durchlaucht zu Ende geht, und da dachte ich bei mir, der Herr könnte dir jäh wegsterben, ohne daß du mit ihm versöhnt wärest. Ich beschloß also, mich, sobald ich nur könnte, hierher zu schleppen, um Ew. Durchlaucht zu sagen, daß ich Ihnen alles verzeihe, damit Sie meinetwegen nicht in jener Welt leiden sollen.

Der Fürst (tief erschüttert und betroffen): Was? – Wie? – Du mir verzeihen? – Was hab' ich dir denn getan?

Ich (kalt): Ich bin nicht hergekommen, Ew. Durchlaucht Vorwürfe zu machen. Aber – (ich sah dem Fürsten

Digitized by Google

sten starr ins Gesicht) – wie ich sehe, hat es mit dem Sterben noch einige Jahre Zeit. (Zum Bedienten): Bring Er die Lichter vom Tische! – Sehen mir Ew. Durchlaucht in die Augen! (Nach einer Pause): Die Augen sind frisch – die Gesichtsfarbe ist lebhaft – der Atem frei. Wie ist, wenn ich fragen darf, der Appetit?

Der Fürst: Essen kann ich.

Ich: Und der Schlaf?

Der Fürst: Mit dem geht's auch so ziemlich.

Ich: Nun, so möcht' ich in aller Welt wissen, wo denn die Todesgefahr herkommen sollte.

Der Fürst: Ja! Ein Schlagfluß kommt just, wenn man ihn am wenigsten vermutet.

Ich: Ew. Durchlaucht sind vom Schlagfluß so weit entfernt als ich von Nova Zembla. Schlagflüsse haben nur Leute zu besorgen, die dickes Blut haben, und das haben Sie ganz und gar nicht; werden es aber bekommen, wenn Sie immer wie eine Bruthenne dasitzen und eine Grille nach der andern aushecken. Das macht dickes Blut, Aufheiterung aber verdünnt es.

Der Fürst: Wie soll ich mich aber aufheitern?

Ich: Erstens sich wenigstens eine Zeitlang Ihrer fürstlichen und bischöflichen Geschäfte enthalten. Erstere könnte Herr von Gambsberg versehen, letztere aber Ihre braven geistlichen Räte. Zweitens die Besorgung Ihres Hausetats, denn dies ist ein Geschäft, das Ew. Durchlaucht schon unzähligen Verdruß gemacht hat, einem Manne übertragen, von dessen Redlichkeit –

Der Fürst: Das wäre eine Sache für dich.

Ich: Ich habe schon ein anderes Plätzchen für mich.

Der Fürst: Und das ist?

Ich: Ich will bloß aus Liebe zu Ew. Durchlaucht Ihr Mentor sein, vorausgesetzt, daß Sie mir versprechen, alles,

alles, was ich zum Besten rate, nicht wie bisher mit Kaltblütigkeit und Verachtung zu lohnen.

Der Fürst: Dann müßtest du aber beständig um mich sein.

Ich: Von Herzen gern.

Der Fürst: Dann könntest du ja auch die Besorgung des Hausetats übernehmen.

Ich: Es sei! Aber mit der ausdrücklichen Bedingnis, plein pouvoir zu haben.

Der Fürst: Das sollst du haben.

Ich: Drittens müssen Ew. Durchlaucht Ihrem würdigen Leibarzt Stolle, der Ihnen das Leben gerettet hat und noch lange konservieren wird, blinden Gehorsam leisten.

Der Fürst: Gern, gern – von Herzen gern!

Ich: Was aber die Zerstreuungen, durch die sich Ew. Durchlaucht aufheitern sollen, betrifft, davon ist noch viel zu sprechen; denn ich habe noch so manches in petto, was Ew. Durchlaucht gewiß behagen wird.

Nun kannte ich den Fürsten zu wohl, als daß ich nicht vorhersehen sollte, daß mein in petto seine Neugierde reizen würde. Ich war dadurch sicher, daß er wenigstens so lange, als ich ihm dies Geheimnis vorenthielt, sich nicht wieder umlenken lassen würde; daher stand ich mit den Worten auf: Ich bin ein Rekonvaleszent und muß mich schonen. Erlauben Ew. Durchlaucht –

Der Fürst: O, bleib noch. Du hast gleich dem barmherzigen Samariter Balsam in meine Wunden gegossen.

Ich (nachdem ich mich wieder gesetzt hatte): Wie kommt es, daß heute keine Musik ist?

Der Fürst: Nun, wenn du meinst? Ich will's auf deinen Rat versuchen. Von morgen an soll wieder, wie vorher, alle Abend Musik sein.

Ich:

Digitized by Google

Ich: Das hieß Sie Gott sprechen! Es wird gewiß alles gut gehen. (Und nun empfahl ich mich.)

Der Fürst: Wann kommst du wieder?

Ich: Wann die Witterung wie heute ist, komme ich morgen wieder in die Musik und bringe eine neue Sinfonie mit.

Ich küßte dem Fürsten die Hand, und er entließ mich sehr gnädig.

Digitized by Google

Mein Abschied

So hatte ich denn also mir selber die Last aufgeladen, beständig um den Fürsten sein zu müssen. Alle Abend, wenn ich ihn nach dem Souper in sein Schlafzimmer begleitete, mußte ich versprechen, morgens um acht Uhr wieder auf dem Schlosse zu sein, und so ging das alle Tage fort.

Bei dieser Gelegenheit nahm ich wahr, wie plump und ungeschickt die meisten schon zur Faulheit gewöhnten Bedienten sich dazu anstellten, wenn sie den Fürsten, der keinen Schritt allein gehen konnte, führen, tragen, heben und legen sollten. Ich zeigte ihnen daher ganz andere Handgriffe, wodurch sie es sowohl dem Fürsten als sich selbst erleichterten. Überhaupt fand ich, daß dieser Herr bei so vielen Bedienten, die er hatte, dennoch schlecht bedient war. Manchmal war die Antichambre von diesen Taugenichtsen voll, und gerade wenn man einen nötig hatte, war keiner zu sehen noch zu hören. Ich predigte ihnen öfter vor, aber es half nichts. Ich ließ sie daher einmal alle zusammenrufen und sagte ihnen: „Da ihr auf gute Worte nicht hört, so will ich's mit Schärfe erzwingen. Täglich müssen wechselsweise zwei von euch

Digitized by Google

24 Stunden hindurch um den Fürſten ſein und auch des Nachts in der Antichambre ſchlafen. Da eurer acht ſind, ſo kommt alle fünf Tage die Reihe herum, die andern aber müſſen unausbleiblich bei der herrſchaftlichen Tafel ſervieren. Sowie einer von euch vermißt wird, ſo zieh' ich ihm einen Gulden von ſeinem Lohne ab und ſchicke dieſen Gulden in das Armeninſtitut." Ebenſo machte ich es mit einem Paar Windbeuteln von Kammerdienern; denn der Staub lag nicht nur in des Fürſten Schlaf-, ſondern auch Wohnzimmer oft fingerdick auf dem Ofen, anderer Unſauberkeiten nicht zu erwähnen.

Die Ordnung ward im Schloſſe überhaupt wiederhergeſtellt, und das behagte dem Fürſten ſehr gut. Dagegen aber hatte ich mir unter dieſem Geſindel viele Feinde gemacht, auf die ich aber weiter nicht achtete.

Eines Abends war ſo garſtiges ſtürmiſches Wetter, daß der Fürſt mir ſagte, ich möchte lieber auf dem Schloſſe bleiben, er wolle mir ein Bette neben ſeinem Schlafzimmer ſetzen laſſen. Ich blieb. Der Fürſt ging zu Bette; ich ſetzte mich neben ihm in einen Armſtuhl und diskurierte mit ihm, bis er einſchlief. Gewöhnlicherweiſe erwachte er gegen drei Uhr des Morgens, ließ ſich heben, auf eine andere Seite wenden und blieb immer eine halbe Stunde wach; dann ſchlief er wieder bis gegen acht Uhr. Dies geſchah auch in ebenderſelben Nacht. Da ich im Nebenzimmer hörte, daß der Fürſt wach war, nahm ich meinen Schlafrock, ging zum Fürſten, ſetzte mich an ſein Bette und blieb bei ihm, bis er neuerdings einſchlief. Dies gefiel ihm ſo wohl, daß er mich öftermals beredete, bei ihm zu übernachten, und dies wurde am Ende zur Gewohnheit. Kurz, ich gutwilliger Narr blieb zwei Jahr und einen Monat ununterbrochen auf dem Schloſſe und führte das für mich ſehr unbequeme Leben,

das

das an meinen jetzigen kränklichen Umständen den größten Anteil hat, um so mehr, weil es nicht nur in meinem vierundfunfzigsten Jahre meine Gesundheit untergrub, sondern mich auch in den elenden Zustand, worin ich mich gegenwärtig befinde, nämlich krank und arm zu sein, versetzte.

Kaum hatte ich dies Leben ein halb Jahr getrieben, so wurde es mir des ewigen Sitzens, des Mangels aller Bewegung und der immerfort unruhigen Nächte wegen sehr lästig. Da ich aber mich einmal schon dazu entschlossen hatte, so wollte ich es auch damit aushalten, solange es mir nur irgend möglich wäre. Schon waren 25 Monate verstrichen, als ich die schrecklichsten Hämorrhoidalzufälle bekam und mich, um meine Gesundheit herzustellen, vom Schlosse in mein Haus begeben mußte. Dies war ein erwünschter Zeitpunkt für meine Feinde. Während meiner Abwesenheit wußte jener berüchtigte N. einen der fürstlichen Kammerdiener und etliche Lakaien, die der Fürst wohl leiden konnte, durch Bestechung zu meinem Schaden auf seine Seite zu ziehen. Ich könnte alle diese Lotterbuben mit Namen nennen, allein ich mag ihnen die Ehre nicht gönnen, daß sie in meiner Lebensgeschichte, in welcher ich so viele große und würdige Personen aufgeführt habe, mit ihren unwürdigen Namen stehen sollen.

Dieses nichtswürdige Komplott untergrub mich und brachte dem Fürsten einen Verdacht wider mich bei, so daß ich am 7. April 1794 eine Weisung erhielt, das Schloß nie wieder zu betreten und binnen acht Tagen mit Sack und Pack zu meinem Amtsposten nach Freiwaldau zu gehen. Gern wollte ich meinen Lesern den elenden Kunstgriff, durch den diese Feinde dem Fürsten meine Redlichkeit verdächtig machten, vor Augen legen, wenn

wenn nicht die Aufklärung der Sache dem Fürſten auch noch in der Grube zur größten Schande gereichen müßte. Ich will alſo lieber den Schleier darüber herziehen. Doch kann ich nicht umhin, anzuführen, daß ich meine Unſchuld ſelbſt beim kaiſerlichen Hofe erwieſen habe und durch ein höchſtes Hofdekret, welches ich wie Gold aufhebe und jedem, der es verlangt, in der Urſchrift vorzulegen bereit bin, von allem Verdachte einer unredlichen Handlung gänzlich freigeſprochen bin und auch hinlängliche Genugtuung erhalten habe. Iſt es demnach ein Wunder, daß mich ſo viele Kränkungen und pathemata animi auf ein Krankenlager geworfen haben?

Leider begann mit Ende Oktober 1794 meine Krankheit und mit ihr mein Elend. Und ſeit dieſem Augenblicke habe ich ſozuſagen keine geſunde Stunde mehr gehabt. So viele Mühe die Ärzte ſich gegeben haben, mir das Podagra wieder zuwege zu bringen, damit die Krankheit dadurch ihren gewöhnlichen Ausbruch nehmen könne, ſo wenig hat es bis heute, alſo gerade nach fünf Jahren, gefruchtet.

Der Fürſt ſtarb am 5. Januar 1795. Eine kaiſerliche Adminiſtration trat ein, und dieſe wollte die diesſeitigen Güter von dem Breslauer Bistume ſeparieren. Aber der König von Preußen nahm ſich des Bistums an. Nachdem beide Höfe deswegen lange Unterhandlungen gepflogen hatten, wurde man endlich einig, daß die Adminiſtration aufgehoben werden und die Güter wie vormals bei dem Bistume verbleiben ſollten.

Da Prinz Joſeph von Hohenlohe-Bartenſtein ſchon vor Ableben des ſeligen Biſchofs Koadjutor war, ſo wurde er nach deſſen Hintritte Biſchof von Breslau. Er hatte, wie das überall ſo gewöhnlich iſt, ſeine eigenen Lieblinge, die er verſorgen wollte, daher wurde ich,

mein

mein Schwager und noch einige alte Beamte mit Pension jubiliert.

Ungeachtet ich volle 26 Dienstjahre aufzuweisen hatte, so erhielt ich doch an jährlichem Pensionsgehalt nicht mehr als 333 Taler 8 Groschen (500 Gulden Kaisergeld). Mein Schwager von Gambsberg, der dem Bistume schon über 40 Jahre gedient hatte, bekam auch nicht mehr. Vor einem halben Jahre starb der redliche Mann, und seine Gattin – meine Schwester – erhält nun einen kümmerlichen Witwengehalt von 133 Taler 8 Groschen.

Seit dieser für mich und meine arme Familie so schrecklichen Epoche hat sich meine Krankheit so verschlimmert, daß ich am Kreuz und an den Füßen ganz gelähmt bin und mich vom Bette in den Armstuhl und vom Armstuhle in das Bette tragen lassen muß. Doktor, Arznei, dreierlei Bäder, als das Ullersdorfer, Landecker und Teschener Bad, haben meinen ersparten Notpfennig ganz aufgezehrt, so daß ich, als mir im vorigen Jahre von einem der berühmtesten Ärzte das Badener Bad unweit Wien angeraten wurde, auf dieses Hilfsmittel aus Mangel Verzicht tun muß und meinem baldigen Ende entgegenseufze.

Ignaz Freiherr von Stillfried erfuhr durch eine dritte Hand mein großes Elend. Ganz unvermutet erhielt ich von ihm folgendes tröstliche Schreiben:

„Ich habe Ihre betrübte Lage erfahren. Auf meiner „Herrschaft, die ich mir in Böhmen gekauft habe, habe „ich drei Wohnhäuser. Kommen Sie mit Ihrer Familie „in meine Arme. Erhungern will ich Sie samt Ihrer Fa„milie nicht lassen, und wir wollen unser Leben bei„sammen beschließen."

Mit Freuden nahm ich diese menschenfreundliche Offerte an und warf mich mit meiner Familie – sie besteht

Digitized by Google

ſteht aus meiner Frau, zween Söhnen und einer Tochter, mithin aus fünf Perſonen – in die Arme des liebenswürdigſten Freundes. Gott weiß es, daß ich, wenn ich dieſen Wohltäter nicht gefunden hätte, längſt von Not und Kummer aufgerieben worden wäre, und alsdann – meine Angehörigen? – o Gott! das fühle, wer es zu fühlen vermag.

Da ſitze ich nun ſchon beinahe zwei Jahre in Böhmen auf der Freiherrlich Stillfriedſchen Herrſchaft Rothlhotta im Taborer Kreis unweit Neuhaus. Ungeachtet ich freien Unterhalt für mich und meine Familie habe, ſo bin ich doch eben in allem Betrachte ein Bettler. Da ich von meiner Penſion jährlich:

An Intereſſen für hypothekariſche Schulden	81 Fl.
An Kriegsbeiſteuer	60 „
An Haus- und Grundzins.....	9 „
Für einen Bedienten, der mich mit Hilfe meines Sohnes heben, tragen, auch die ganze Nacht bei mir mehr wachen als ſchlafen muß	120 „
Für eine Magd	36 „
Für die Wäſche	45 „
Mithin	351 Fl.

unumgänglich baar auslegen muß, bleiben mir noch übrig 149 Fl. Nun laß ich jeden beurteilen, ob ich mit dieſem Überbleibſel imſtande bin, fünf Perſonen zu bekleiden und andere kleine und notwendige Ausgaben zu beſtreiten.

Meine Nippes ſpazieren eines nach dem andern, um ein Drittel, auch wohl noch weniger, als der innerliche

Wert

Wert davon ist, fort! Und was hernach, wenn sie vollends alle fortgeflogen sind? –

Seit den letzten fünf Jahren habe ich meine Geistes- und Sinnenkräfte, welche ersteren gottlob! noch heute so ziemlich sind, angestrengt und eine beträchtliche Sammlung ganz neuer Werke, als Opern, Sinfonien, eine große Anzahl Stücke für das Fortepiano verfertigt. Alle diese Sachen sind schon vor einem Vierteljahre in der neuen musikalischen Leipziger Zeitung angekündigt; aber – mein Gott! – bis jetzt hat sich noch kein Abnehmer eines einzigen Stückes gefunden; und leider kann ich auch so eine Unterstützung, ungeachtet ich gewiß gute Ware für Geld gebe, nicht finden.

Ich verehre meine liebe, gute, deutsche Nation; aber – wenn es auf Unterstützung ankommt, da – leider – sind wir nicht zu Hause.

Ich will, da ich gewiß weiß, daß mein Name und meine Werke in ganz Europa bekannt sind, annehmen, daß in diesem bevölkerten Weltteile ich einer halben Million Menschen Vergnügen gemacht habe. Wenn nun jeder dieser Menschen einen einzigen Groschen in omni et toto mir, oder besser zu sagen, meiner Familie – denn mir nützt es nicht mehr – zuwürfe (!!), welch eine geringe Beisteuer für den Geber, und welch eine beträchtliche Unterstützung für eine hinterlassene trostlose Familie eines Mannes, der, wie jener im Evangelio, sein Talent nicht vergraben hat!!

Lieber Leser! Halten Sie mich ja nicht im Verdachte, daß ich das Obige niedergeschrieben habe, um Ihnen für mich ein Almosen abzulocken. Vermutlich bin ich nicht mehr, wenn Ihnen dies Büchlein zu Gesichte kommt.

Will aber jemand nach der gänzlichen Zerstörung meiner schon morschen Hütte meiner armen Familie etwas

Digitized by Google

was Gutes tun – oh, dann werde ihm Gottes Lohn dafür!

Ich bin aufrichtig genug zu gestehen, daß ich meine Familie unglücklich und doppelt unglücklich gemacht habe. Erstens wegen meiner Armut, zweitens durch meine Krankheit. Meine Armut ließe sich jedoch einigermaßen entschuldigen, da ich wider mein Verschulden auf eine gegen 26 Dienstjahre immer gar zu geringe Pension gesetzt worden bin und daher meinen ersparten Notpfennig, dessen größter Teil in den Säckel des Arztes, in das Gewölbe der Apotheker und die Gesundheitsbäder – wohl zu merken, ohne einige Hilfe – sich zerstreuet hat, habe hergeben müssen. Aber dagegen ist mein Leichtsinn in Schonung meiner Gesundheit unverzeihlich, um so mehr als mir die gütige Natur einen festen und dauerhaften Körper geschenkt hat, auf den ich Tor so mutwillig eingestürmt habe. Leider, leider, muß ich mit Vater Horaz ausrufen:

Quae mens est hodie, cur eadem non puero fuit?
Vel cur his animis incolumes non redeunt genae?

Digitized by Google

Nachwort

Dittersdorfs ‚Lebensbeschreibung' gehört zu den Büchern, die mehr erhoben als gelesen wurden. Kaum eine Musikgeschichte vergißt ihrer rühmend zu gedenken, kaum eine ältere zu bedauern, daß sie vergriffen sei. Nach dem Erstdruck von 1801 erschien erst 1909 eine nur allzu stark gekürzte Neuausgabe, von Dr. E. Istel besorgt, in Reclams Universalbibliothek, der eine englische von A. M. Coleridge 1896 vorangegangen war und eine französische von P. Magnette 1910 folgte. Die Urschrift – wenn man das Diktat des schon dem Tode verfallenen Mannes, der es vielleicht nicht einmal mehr selbst durchsehen konnte, so nennen darf – hat sich nicht erhalten, der Herausgeber Spazier wohl ganze Abschnitte gestrichen, im Bewahrten aber offenbar nur wenig geändert: Selbst Versehen, wie sie sich beim Diktieren im Satzbau, bei Namen- und Zah-

Literatur: Carl Krebs: Dittersdorfiana (Berlin 1900); Karl Holl: Dittersdorfs Opern für das wiederhergest. Johannisberger Theater (Heidelberg 1913); Lothar Riedinger: Dittersdorf als Opernkomponist (= Studien z. Musikwiss. 1914 S. 212 ff.); Gertrude Rigler: Die Kammermusik Dittersdorfs (ebda. 1927 S. 179 ff.), beide mit wertvollen Ergänzungen zum Werkverzeichnis bei Krebs. Über die Streichquintette: Wilh. Altmann, ebda. 1930 S. 187 ff. Über D. als Symphoniker kurz: Bruno Weigl im Musikal. Wochenblatt 1908 S. 282. Über sein Violinspiel bei Waslelewsky und Andreas Moser kaum mehr, als die lebendige Beschreibung bietet. – Über eine 1929 aufgefundene unbedeutende Messe berichtet Dr. J. Hermann (Musica sacra 1936 S. 175 u. Zs. f. Mus. 1936 S. 858). Biographisches in den Heimatzeitschriften „Altvater" und „Der Oberschlesier".

Digitized by Google

Zahlenangaben einschleichen, blieben stehen; auch sind wichtige Dinge manchmal flüchtig, wohl gar nicht, unwesentliche oft eingehend beschrieben; doch mag man in diesem ungezwungenen Plauderton einen besonderen Reiz des Buches sehen. Die Anmerkungen sollen, soweit es nötig und möglich war, berichtigen, erläutern und ergänzen. Der Text der Erstausgabe wurde tunlichst gewahrt, Schreibweise und Satzzeichen heutigem Gebrauch angenähert, ohne alle Eigentümlichkeiten zu opfern. Nur einige wenige gar zu langatmige und gehaltlose Stellen fielen fort: Das Verzeichnis der Subskribenten, die Liste der Mitwirkenden der Opernaufführung (Erstdruck S. 108), das unklare, nichtssagende Gespräch mit Joh. Jac. Engel und einige Zeilen in den viel zu breit und kaum wörtlich berichteten Gesprächen mit Fürstlichkeiten.

Eines Musikers Leben beschreibt dieses Buch, und Musiker und Musikfreunde werden daher zunächst mancherlei zu ihrem Vergnügen und ihrer Belehrung darin finden, nicht zuletzt die Geiger. Aber „man würde sich sehr irren, wenn man glaubte, diese angenehme Schrift sei nur für Musiker", meinte schon die Allgemeine Musikalische Zeitung 1801 (Sp. 453 ff.): Werdegang und Tätigkeit des Virtuosen und Komponisten berührten recht verschiedene Lebenskreise, brachten beständige Freundschaft oder flüchtige Begegnungen mit bedeutenden Zeitgenossen und erlauben mannigfache Blicke in Geist und Sitten jener Tage. Auch hat der Verfasser wohl selbst an einen größeren Leserkreis gedacht, schon im Hinblick auf den Zweck, „um auf seine Familie noch einen kleinen Nachlaß zu vererben", und ein unterhaltsames anekdotenreiches Buch voller Witz und Laune diktiert.

Die

Die prächtige Frische und oft auch unbefangene Derbheit, die noch aus den Erinnerungen des alten und schwer leidenden Mannes so lebendig sprechen, müssen dem liebenswerten Meister selbst in hohem Grade zu eigen gewesen sein; von Liebe, Schulden und Streichen erzählt er mit herzerfreuender Offenheit, und ein Weltverächter, Spielverderber oder Kopfhänger war er gewiß nicht. Eine vorteilhafte Erscheinung und einnehmende Züge haben ihm wohl überall rasch Zuneigung geweckt. Daß er die „eben nicht sehr lobenswürdige Gabe hatte, die Grimassen und Lächerlichkeiten anderer Menschen sprechend nachzuahmen", ist ihm nach den ergötzlichen Schilderungen in der Lebensbeschreibung wie in seinen Opern aufs Wort zu glauben und zeugt von trefflicher Menschenkenntnis.

Diesem lebhaften und einfühlsamen Wesen gesellte sich ein wacher, scharfer Verstand. Auch wußte der einfallsreiche und schlagfertige Künstler recht gut, was er wollte. Zäh und geschickt verfolgte er seine Ziele, verstand sich ausgezeichnet auf kleine Kniffe und verachtete auch, wo es not tat, wirkungsvolle Schmeicheleien keineswegs. Seinen Großwardeiner Bischof hat er durch die Bitte um das väterlich-vertrauliche Du zu Tränen gerührt, und den etwas förmlichen Gluck wußte er „durch Anschmiegen so zu gewinnen, daß er mich wie seinen Sohn liebte". Nicht minder überlegt verfuhr er mit seinen Werken: „Von jeher ist" – wie er am 10. September 1798 an Breitkopf & Härtel, wenn auch wohl ein wenig überspitzt, schrieb – „meine Gewohnheit gewesen, meine Werke immer einige Jahre zurückzuhalten, daran zu feilen und zu polieren und von Zeit zu Zeit mit einem ganzen Pack loszuschlagen, welches ich aus der gewiß nicht unüberdachten Absicht geflissentlich immer praktiziert

Digitized by Google

ziert habe, um mittlerweile dem sich immer verändernden Geschmack aufzulauern, und sodann immer neu und modern auftretten zu können" (Jahrbuch ‚Der Bär' 1924 S. 54). Das sinnenfrohe Weltkind war ein gewandter Weltmann: Im Palais des k.k. Feldmarschalls sorgsam und nicht einseitig erzogen, früh und nahe mit der großen Welt in Berührung gekommen, früh auch und reichlich für sein virtuoses Geigenspiel mit Beifall bedacht, dabei von Sorgen um sein Auskommen kaum ernstlich bedrückt, hat er Glanz und Ehre ungemein geschätzt und die Erhebung in den Adelsstand „die wichtigste Epoche meines Lebens" genannt – ohne deren recht nüchterne Hintergründe im mindesten zu verbergen. Als großer Verehrer eines ‚comfortablen' Lebens baute er sich ein ebenso stattliches wie schmuckes Haus.

Dieser auffälligen Vorliebe für äußere Annehmlichkeiten hielten innere Vorzüge wohltätig Widerpart. Trotz seiner selbst bezeugten Neigung zu übermütigem Spott wird in der Lebensbeschreibung kaum einem andern ernstlich mitgespielt, obschon es an Verleumdungen und Neid gewiß auch in diesem Künstlerleben nicht gefehlt hat. Darf man das rokokohafte Kokettieren mit der Bescheidenheit auch nicht ganz für bare Münze nehmen, so berührt er doch die in Wahrheit außergewöhnlichen Erfolge seiner Opern nur ganz flüchtig und urteilt maßvoll und gerecht über die Werke anderer: „Von andern Tonkünstlern spricht er sehr rücksichtsvoll und deckt die Fehler mit dem Mantel der Freundschaft zu", bestätigte ihm die ‚Chronik von Berlin' 1788 (III S. 1038). Bei aller angebrachten Ergebenheit gegen hohe Gönner hat er seine Würde immer gewahrt, gelegentlich stark betont, und vergaß über Ehren und Erfolgen nicht, seine Kunst mit Ernst und Fleiß zu üben. Der freundschaftlich fördernden

Kritik des größeren Haydn gedenkt er mit Erkenntlichkeit.

Dieser rechtliche Sinn, Menschenkenntnis und der nüchterne Blick für das Nötige und Mögliche zeichneten auch den Kapelldirektor wie später den Amtshauptmann aus, der sich seinen Dienst „mit aller Strenge angelegen sein ließ", der es auch einmal – seinem Kaiser gegenüber – für eine „unauslöschliche Schande" erklärte, wenn er „nichts anders als bloß Violinspielen und Komponieren gelernt hätte".

In eben diesem Gespräch werden Gellert und Klopstock, an andern Stellen Rabener und antike Schriftsteller erwähnt. Doch blieben Belesenheit und Geschmack, oft auch die Selbstkritik hinter Weltkenntnis, Lebenserfahrung und musikalischem Können wohl ein wenig zurück. Seine beiden Briefe in der Allgemeinen Musikalischen Zeitung (1798, Sp. 138 und 201) – der eine über die Grenzen des Komischen und Heroischen in der Musik, der andere über die Behandlung italienischer Texte in der Komposition – enthalten kaum mehr als Gemeingut der Zeit, und der alternde Mann zeigt Züge einer höchst braven, etwas bärbeißigen Bürgerlichkeit.

Dittersdorf spricht in der Lebensbeschreibung nur wenig von seinen Werken, vielleicht um den Leser nicht zu langweilen, vielleicht auch, weil zum mindesten seine Opern damals allbekannt waren. Diese Beliebtheit hatte ihre guten Gründe.

Unerschöpflich quellen die sangbaren, einschmeichelnden und faßlichen Melodien, die volkstümlich und munter, auf Dreiklängen und einfachen Tonreihen gebaut, mit zierlichen Wendungen dahergehüpft kommen. Dazu sind die Texte, ganz ohne Anspruch auf eigenen Wert, von

Digitized by Google

von bühnenkundigen Verfassern wie Vulpius, Bretzner, Stephanie geschneidert, vom Komponisten, der ja auch seine Leute kannte, manchmal ergänzt oder auch selbst verfertigt, wobei „unglaublich viele bewährte Szenen der Volks- (Freischütz) und Spieloper (Lortzing) antizipiert sind" (Riedinger S. 289 Anm. 1). Es wird verständlich und sinngemäß deklamiert, die bescheidene Instrumentation erfreut durch hübsche Einfälle. Vor allem aber hat Dittersdorf das Mauerblümchen des deutschen Singspiels mit allerhand Anleihen aus der Garderobe der üppigeren Stiefschwester, der italienischen opera buffa, recht bühnenbunt herausgeputzt: Neben das schlichte volkstümliche Lied, die für jedermann eindeutigen Schimpf- und Polterduette treten breit ausladende Arien, der Sänger kann glänzen, der Hörer staunen und klatschen! Und endlich krönt Dittersdorf den Aufzug und das ganze Werk mit einem richtigen, wirkungsvoll und abwechslungsreich aufgebauten Finale, wie man es bis dahin nur auf der italienischen Opernbühne kannte und das der deutschen komischen Oper erst die rechte Lebenskraft gab.

Des Komponisten ausgesprochene Begabung für komische Wirkungen entschied seinen Sieg vollends; für die Leiden und Listen, die lächerlichen Gewohnheiten und drolligen Käuze des kleinbürgerlichen Lebenskreises findet er den treffenden musikalischen Ausdruck, seine polternden und nörgelnden alten Herren, die keifenden und schwatzhaften Frauen sind von ergötzlichster Lebendigkeit. Dazu hält die klare Art seines Satzes den munteren Fluß der Dinge niemals auf, und mit gutem Grund hat Goethe diesen Werken, die er „dem singenden Schauspieler leicht, dem Publikum anmutig" nennt (Annalen 1792), die „mit glücklichem Naturell und Humor eine ge-

gewisse leichte Behaglichkeit" verbanden (Kampagne in Frankreich), in den 26 Jahren seiner Theaterleitung nicht weniger als 139 Abende eingeräumt. Die köstliche Historie vom Doktor Krautmann und Apotheker Stössel, deren Todfeindschaft erst listig überwunden sein will, ehe sich die liebenden Kinder finden können, hat sich im regelmäßigen Spielplan der Bühnen das ganze neunzehnte Jahrhundert hindurch behauptet und blieb als Ganzes des nur allzu fleißigen Komponisten ausgeglichenstes Werk. Doch erheiterte auch der taube tapsige „Hieronymus Knicker' mit seinem Hörtrichter noch in den sechziger Jahren sein Publikum: „Die motorische Harmlosigkeit dieser im Grunde doch recht geistreich konzipierten Zopfmusik hatte, wie ich mich wohl erinnere, auf viele einen unwiderstehlichen Reiz. Dabei mußte man freilich dem allernaivsten Standpunkt Rechnung tragen, welcher die mir unvergeßlichen Verse im Duett der beiden Bassisten produzieren konnte:

'Der Trichter, der ist Goldes wert,
Er macht, daß man sich besser hört;
Und daß man besser sich versteht,
Jetzt gehn wir in das Kabinett!'

Das Ganze in Terzen gesungen mit der zwingenden Logik des Schlußsatzes –: Es war eine Wirkung!" (Zenger/Kroyer: Gesch. d. Münchn. Oper, 1923, S. 415).

Neben den 44 Opern, die man Dittersdorf (bisher) zuschreibt, hat er eine Fülle von Instrumentalmusik geschaffen, die nicht minder gefällig und nicht minder beliebt und in den Katalogen auch ausländischer Häuser als bevorzugte Gebrauchsmusik ihrer Zeit angezeigt war. Anmutig und gewandt, geistreich und nicht ohne Empfindung, geht sie Grübeleien und kontrapunktischen Spitzfin-

Digitized by Google

findigkeiten aus dem Wege. Die oft virtuos hervortretende Violinpartie und die Vorliebe für D- und A-dur verraten den Geiger. Steht Dittersdorf Haydn auch am nächsten, so sucht er später die Nähe Mozarts – nicht zu seinem Vorteil, der Abstand wird peinlich spürbar: Sein klarer flüssiger Satz ist oft primitiv, die Bratschen gehen gern mit den Violinen oder dem Cello Hand in Hand, äußerliche Hilfsmittel wie Sequenzen oder das allzu häufig eingesetzte Unisono müssen das Fehlen wirklicher Spannung und Steigerung vertuschen; die Motive erweisen sich oft als kurzatmig, werden nur fortgesponnen, nicht lebendig fortentwickelt. Dennoch sind nicht wenige seiner Werke auch heute noch zum geselligen unterhaltsamen Musizieren, etwa im Freien, recht verwendbar und erquickend, deshalb auch wieder herausgegeben worden, so das spielfreudige, übrigens nicht schwierige Cembalokonzert in Nagels Musikarchiv, die Quartette in Eulenburgs und den Philharmonia-Taschenausgaben, Violin- und Violasonaten bei Hofmeister, anderes bei Schott, Bisping u. a. Opernauszüge in der Universal-Edition, „Ausgewählte Werke" (v. Liebeskind) b. Gebr. Reinecke.

Neben der kunstreicheren und seelenvolleren Musik, der feineren Charakteristik Mozarts verblaßten Dittersdorfs Werke; die oft recht platten Operntexte konnten höheren Ansprüchen auf die Dauer nicht genügen; vor allem aber hat Dittersdorf, der sich seiner Gabe sehr leichten Schaffens besonders rühmte, nur in wenigen Werken sich auf der Höhe gehalten, die zu erreichen ihm bisweilen vergönnt war.

Im bescheidenen Rahmen dieses Lebens spiegelt sich der Gang des Jahrhunderts wider: Aus den Palästen der Großen mit ihrer noch ganz barock-großzügigen Lebens-

bensführung, von der das ‚Spektakel' des Garten- und Wasserfestes noch lebendig genug zeugt, führt dieser ‚Spaziergang durch ein Menschenleben' zu weltgewandten und weitherzigen Kirchenfürsten, zu den aufgeklärten Monarchen Friedrich dem Großen und Joseph II. und schließlich an den Berliner Hof Friedrich Wilhelms II., an dem romantisch frömmelnde Mystik sich so seltsam mit Genußsucht und Kunstfreude vereinte. Aus dem höfisch geputzten kecken ‚Kammerknaben' aber wird ein geachteter Kapelldirektor, ein ordentlich bestallter Forstmeister und Amtshauptmann, aus dem geadelten galanten Virtuosen der Schöpfer der deutschen heiteren Oper, die den eben zu Geld und Einfluß aufsteigenden bürgerlichen Mittelstand mit seinen noch bescheidenen Wünschen so hoch entzückte. Es ist das Leben eines Mannes, der seinem Jahrhundert nicht vorausschritt, der sein gehorsamer Sohn und verhätschelter Liebling blieb und dessen Ruhm verblaßte, den – durch Zufall nur und doch nicht ohne Sinn – auch sein Glück verließ, als jenes über ihn hinweg bei größeren Meistern und tieferen Schöpfungen seine Erfüllung fand.

Digitized by Google

Anmerkungen

S. VII: Ankündigung nebst Bruchstücken der Lebensbeschreibung im Neuen teutschen Merkur 1800, III S. 24 ff. – Die Allg. Musikal. Ztg. brachte 1799 Sp. 378 das Gespräch mit dem Kaiser.

S. XI: Karl Spazier (1761–1805) war vorübergehend Professor der Philosophie in Gießen, später Schriftsteller, Kritiker und Redakteur in Berlin und Leipzig, schrieb einen autobiographischen Roman in Tiecks Art („Karl Pilger"), komponierte ein wenig und wünschte, „wenigstens noch durch Raisonement über Zweck und Wesen der Kunst und durch Kritik dem musikalischen Publikum nützlich werden zu können" (Gerber, Neues Lexikon II, 1813, Sp. 227). Die „Versuche über die Musik" Grétrys, den er hier erwähnt, gab er 1800 deutsch heraus.

S. 1: Wintermonat: November.

S. 5: Hildburghausen, Joseph Maria Friedrich Wilhelm, Prinz von Sachsen-H., k.k. Feldmarschall (1702–87). In den Türkenkriegen erfolgreich, um das österreichische Heerwesen sehr verdient, zog er sich nach der Niederlage von Roßbach am 5. Nov. 1757, für die er als Reichsfeldzeugmeister verantwortlich war, zurück und lebte, vom Hof weiterhin mit Auszeichnung behandelt, meist in Wien. Sein Orchester eröffnete mit ‚Akademien' an Freitagabenden, weil dann die Theater nicht spielten, „den Reigen fürstlicher Musikkapellen, die in der Musikgeschichte Wiens in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine so wichtige Rolle spielen", schon Ende der vierziger Jahre. Sein Palais vor dem Burgtor am Josephstädter Glacis nach

Digitized by Google

nach Entwürfen Fischers von Erlach war „zur Zeit des Prinzen berühmt durch seine prachtvolle innere Ausschmückung“ (Pohl, Haydn I S. 114).

Jomelli, Niccolo (1714–74), Komponist, Erfinder des Orchestercrescendo.

S. 6: Bonno, Joseph (1710–88), kaiserl. Hofkomponiteur und später Kapellmeister (neben Salieri). Opern und Oratorien heute vergessen. Mozart nannte ihn einen „alten, ehrlichen, braven Mann“.

A vista: Vom Blatt.

S. 11: Tesi, Vittoria (1700–75).

S. 12: Embouchure: Ansatz (eigtl. Mundstück).

S. 14: Metastasio, Pietro (1698–1782), eigtl. Trapassi: Berühmter Textdichter alten italienischen Stils, Hofdichter in Wien.

Farinelli (Carlo Broschi; 1705–82). In Spanien 1737 bis 1759. Ließ sich 1761 in Bologna ein Palais erbauen.

S. 15: Orden von Calatrava: Als ältester spanischer Ritterorden schon 1158 gegründet. Die Mitgliedschaft wurde später als Auszeichnung verliehen.

S. 25: Locatelli, Pietro (1693–1764): Der „Paganini des 18. Jahrhunderts“, seine Violinkonzerte haben ausgedehnte virtuose Kadenzen, ‚Capricci‘.

S. 30: Schloßhof in Niederösterreich, nahe der Mündung der March in die Donau, das Schloß wurde 1725 für den Prinzen Eugen von Luk. v. Hildebrandt ausgebaut und „bildet mit dem langgestreckten, durch Terrassen gegliederten, mit Statuen und Wasserkünsten reich belebten Garten ähnlich dem Belvedere in Wien und dem Schlosse Göllersdorf eine für Joh. Luk. Hildebrandts Schaffen charakteristische Einheit“ (Dehio).

Pompeati, Angelo: Choreograph in Venedig.

S. 36: Pergolesi, Giovanni Battista (1710–36). Die muntere ‚Serva padrona‘ des so jung gestorbenen Bologneser Komponisten war als Zwischenspiel (Intermezzo) zu einer ernsten Oper 1733 geschrieben.

S. 39: Zuccarini (Zucari), Carlo: Violinvirtuos.

Tartini, Giuseppe (1692–1770), Violinvirtuos und -komponist. Der ‚Maestro delle nazioni‘ hatte Schüler aus allen Ländern und schrieb nicht weniger als 140 Konzerte. Die Werke des Kirchenkapellmeisters in Padua sind heute noch geschätzt, seine Streichquartette ohne Continuo-Begleitung waren bahnbrechend für die Kammermusik. Von seinem technischen Können zeugt die „Teufelssonate“.

Ferrari,

Digitized by Google

Ferrari, Domenico (1722–80), Schüler Tartinis, gilt als Erfinder des Flageolettſpiels.

S. 43: Dulon, Friedrich Ludwig (1769–1826), Flötiſt, war blind. Koželu(c)h, Leopold Anton (1752–1818), Komponiſt. Blumauer, Joh. Al. (1755–98), gab 1784 eine zu ihrer Zeit recht beliebte Verſpottung von Virgils Aneis heraus.

Dezember desſelben Jahres: 1751.

S. 44: Arie „Se mai senti...“ aus Glucks Oper ‚La clemenza di Tito‘.

S. 45: Fribert, als Kapellmeiſter in Paſſau kurz nach 1800 geſtorben.

S. 46: Gabrieli, Cattarina (1730–96), Schülerin Porporas.

S. 47: Benda, Franz (1709–86), Konzertmeiſter Friedrichs d. Gr.

S. 53: Starzer, Joſeph (1726–87).

S. 53: Cuccagna: Schlaraffenland.

S. 56: ‚Il vero omaggio‘, Text von Metaſtaſio.

S. 61: Quaglio, Giovanni Maria († 1765?).
Bibiena, Ferdinando (1657–1743).

S. 62: Reſſort: Feder.

S. 63: Trotz dem... Orcheſter von Mannheim: Nicht minder gut als jenes, das wegen ſeiner damals neuen Creſcendi und Diminuendi berühmt war.

S. 65: ‚Il ballo chinese‘, die Aufführung fand am 24. September 1754 ſtatt (Wotquenne, Themat. Verz. S. 196). Dekoration v. Angelo Pompeati.

S. 67: Braſſelette: Armbänder.

S. 70: Fux, Johann Joſeph (1660–1741), Organiſt, Kapellmeiſter und Komponiſt in Wien. Seine gelehrte Kompoſitionsunterweiſung ‚Gradus ad Parnassum‘, noch auf der Grundlage der damals ſchon überholten Kirchentonarten, erſchien lateiniſch 1725, deutſch (von Mizler) 1742.

S. 73: Gleich jenem Kaiſer: Titus, der einen Tag ohne gute Tat für verloren erklärte.

S. 77: Der Orden vom goldenen Sporn wurde u. a. Laſſus, Scarlatti, Gluck, Mozart und dem Abt Vogler verliehen.
Guarini, Giovanni Battiſta (1538–1612), der Dichter des Schäferſpiels ‚Il pastor fido‘.

S. 79: 1758: 1756.

S. 80: Schweitzer, Anton (1735–87), bekannt als Komponiſt von Singſpielen. Die erwähnte ‚Alceſte‘ iſt der erſte Verſuch – ſeit Reinhard Keiſer – einer ernſten deutſchen Oper (1773).

S. 82:

Digitized by Google

S. 82: Richterſche Quartetts: Franz Xaver Richter (1709 bis 1789), ſeit 1769 Kapellmeiſter am Straßburger Münſter. Komponiſt der Mannheimer Schule.

S. 92: Durazzo, Giacomo Graf v., ſeit 1754 Leiter des Wiener Theaterweſens, beſonderer Gönner Glucks, dem er auch ein Textbuch (‚L'innocenza guistificata') ſchrieb und ſchon 1754 die Kapellmeiſterſtelle an der Wiener Oper übertrug.

S. 95: Tanto meglio: Deſto beſſer!

S. 96: Chapeaux wechſeln: Die Rollen tauſchen.

S. 97: Agli Incurabili, Alla Pietà, ſowie dei Mendicanti und Ospedaletto: aus Hoſpitälern und Findelhäuſern hervorgegangene Mädchenkonſervatorien (vgl. K. Meyer: D. chor. Geſang d. Frauen, 1917). Goethe beſchreibt eine gelungenere Aufführung in der ‚Italieniſchen Reiſe' unter dem 3. Oktober 1786: „Die Frauenzimmer führten ein Oratorium hinter dem Gitter auf (das die Singenden von den Hörern trennte); die Kirche war voll Zuhörer, die Muſik ſehr ſchön, und herrliche Stimmen. Ein Alt ſang den König Saul, die Hauptperſon des Gedichtes ... Es wäre ein trefflicher Genuß geweſen, wenn nicht der vermaledeite Kapellmeiſter den Takt mit einer Rolle Noten wider das Gitter ſo unverſchämt geklappt hätte, als habe er mit Schuljungen zu tun, die er eben unterrichtete; und die Mädchen hatten das Stück oft wiederholt, und ſein Klatſchen war ganz unnötig und zerſtörte allen Eindruck ... das Publikum iſt daran gewöhnt. Es iſt nicht das einzige Mal, daß es ſich einbilden läßt, das gerade gehöre zum Genuß, was den Genuß verdirbt."

S. 98: ‚Il trionfo di Clelia' wurde am 14. Mai 1763 zum erſten Male gegeben.

S. 99: Farinelli ... ein Greis von beinahe achtzig Jahren, war damals 58 Jahre alt.
Padre Martin(o), meiſt Martini geſchrieben (1706–84), berühmter und gelehrter Theoretiker und Hiſtoriker der Muſik, der ſich auch mit mathematiſchen Studien abgab und gehaltvolle Kirchen- und Kammermuſik komponierte.

S. 101: depreziert: ſich entſchuldigt.

S. 105: Caldara, Antonio (1670–1736), als kaiſerlicher Vizekapellmeiſter Karls VI. um die Wiener Oper hochverdient, ausgezeichneter Celliſt, komponierte Opern und Kirchenmuſiken.

S. 109:

Digitized by Google

S. 109: Recita: Aufführung.
Königskrönung: Kaiserkrönung Josephs II. in Frankfurt am 3. April 1764.
Londner Bach, Johann Christian (1753–82), jüngster Sohn des Thomaskantors, Schüler des Padre Martini, komponierte zahlreiche Opern u. a. Werke im galanten Stile der Zeit.
Lolli, Antonio (etwa 1730–1802). Der berühmte Violinvirtuose schrieb auch eine Schule und Kompositionen für sein Instrument.

S. 111: Rubbamento di tempo: Im freien Tempo.
Potenza, Pasquale (1740–1808).
Haydn, Joseph (1732–1809). „Wie wir aus Haydns Selbstbiographie erfahren, blieben die Freunde auch später in schriftlichem Verkehr" (Pohl, Haydn 1. S. 140).

S. 116: Patachich, Adam Freiherr P. von Zajezda (1717–84), seit 1759 Bischof von Großwardein. „Als Obergespan und Kirchenfürst entfaltete P. durch neunzehn Jahre eine verdienstvolle Tätigkeit, förderte das Unterrichtswesen, verbesserte die verwahrloste bischöfliche Residenz und deren ökonomische Verhältnisse, setzte den Bau der Kathedrale fort, errichtete Schulen, den Unterricht darin persönlich überwachend, und bezahlte die Lehrer aus seinem Einkommen. Zugleich gründete er aus eigenen Mitteln in Großwardein eine Bibliothek, welche mehr als 150000 Bände zählte. Seine Toleranz und Milde in religiösen Sachen gewann Tausende von Seelen der römischen Kirche." 1776 wurde er Erzbischof von Kalocsa und machte sich bei den Verhandlungen des Papstes in Wien 1782 über die Neuerungen Josephs II. sehr verdient. Er war ein großer Musikfreund (v. Wurzbach, Biogr. Lex. d. Kaisert. Österr. 21 S. 341 f.).
Großwardein (ungar. Nagyvárad), bedeutende Marktstadt, an der schnellen Körös am Rande der Theißebene reizvoll gelegen.

S. 118: Pas des deux: Gavottenähnlicher Tanz.
Quadagni, Gaetano († 1785), berühmter Kastrat, der erste Wiener ‚Orfeo'.

S. 117: Michael Haydn (1737–1806), seit 1757 bischöflicher Kapellmeister in Großwardein, seit 1762 in Salzburg.
Pichel, Wenzel (1743–1805): Violinist und fleißiger Komponist.

S. 121: Fuchs, Peter, starb als Konzertmeister in Wien 1804.

S. 125: Wiener Methode, sitzend zu spielen, bis dahin nur in der

Digitized by Google

der Oper üblich. Im Leipziger Gewandhaus ließ Nikisch erſt zu Beginn unſres Jahrhunderts „auch die Geiger und Bratſchen im Konzert ſitzend ſpielen“ (Creuzburg S. 122 Anm.), Bülow die Meininger ſtehend, angeblich mit auffallend guter Klangwirkung.

S. 130: Architekt Neumann, Johann Michael, baute 1762–82 an der Kathedrale in Großwardein, nach Plänen Hillebrandts (Thieme-Becker).

S. 131: Minauderien: Verzierungen.
Ripienſtimmen: Tutti.

S. 132: Dekoration zum ‚Iſaak‘: Bei der durchaus opernmäßigen Anlage der Oratorien italieniſchen Stils waren ſzeniſche Darſtellungen nichts Ungewöhnliches. Goethe berichtet in der ‚Italieniſchen Reiſe‘ unter dem 9. März 1787 von „geiſtlichen Opern, die ſich von den weltlichen in gar nichts unterſcheiden, als daß keine Ballette zwiſchen den Akten eingeſchaltet ſind; übrigens ſo bunt als möglich“. Auch Haydns Jahreszeiten erlebten noch Aufführungen im Koſtüm (Pohl/Botſtiber III S. 363).

S. 157: Gingen a terra: Fielen durch.

S. 159: begagiert: ungezwungen.

S. 165: Beſitznahme Schleſiens 1740: 1742.

S. 164ff.: Schaffgotſch, Philipp Gotthard Graf S. (1716–90), der begabte, aber leichtlebige junge Prälat gewann raſch die Zuneigung des ja ebenfalls noch jungen und nach den erſten Erfolgen gut aufgelegten Königs, der ihn zum Nachfolger des ſchon kränklichen Breslauer Fürſtbiſchofs Kardinal Sinzendorf, zunächſt aber durch deſſen Vermittlung zum Koadjutor zu machen wünſchte. „Am 17. Dezember 1743 ſchrieb der König eigenhändig an den Kardinal: ‚Der Heilige Geiſt und Ich ſind überein gekommen, daß der Prälat Schaffgotſch zum Koadjutor von Breslau ernannt werden ſolle, und die von Ihren Kanonikern ſich widerſetzen, werden als dem Wiener Hofe und dem Teufel verfallene Seelen angeſehen werden, welche wegen ihres Widerſtrebens gegen den Heiligen Geiſt die längſte Periode der Verdammnis verdienen.‘ Der Kardinal antwortet: ‚Das vollkommene Einverſtändnis zwiſchen dem Heiligen Geiſt und Ew. Majeſtät iſt etwas Neues für mich, ich wußte nicht einmal, daß die Bekanntſchaft gemacht wäre. Ich wünſche, daß derſelbe dem Papſt und den Kanonikern Eingebungen ſende unſeren Wünſchen entſprechend.‘ Nach langem Hin und Her erreichte der König, was er wollte... Aber am Tage nach der Schlacht von Leuthen ging dieſer Günſt-

Günstling zu den Österreichern über ... Der König ließ ihm den Schwarzen Adlerorden abfordern, den er mit einem Spottgedicht zurückschickte. Er hat sein weiteres Leben auf der bischöflichen Herrschaft Johannisberg verbringen müssen." (T. Gravenhorst: Schlesien, 1936; ausführliche Darstellung bei Cauer, Z. Gesch. u. Charakteristik Fr. d. Gr., 1883, S. 246 ff.) Auch als Fürstbischof hat S. seinen Lebenswandel nur wenig geändert und wurde am Berliner Hof ‚Bischof von Sodom' genannt. Das Gesamturteil der Monographie J. Mütings über ihn (1915) ist vernichtend. – Aber gewandt war er und hat es auch verstanden, Dittersdorf rasch und für immer an seinen so kleinen Hof zu fesseln: Noch ehe die zunächst vereinbarten sieben Monate verstrichen, hat er ihm den Orden vom Goldenen Sporn verschafft, dann die Forstmeisters- und endlich Amtshauptmannsstelle, um sich auf diese Weise den ausgezeichneten Musiker, den er als solchen allein nicht nach Verdienst hätte besolden können, zu sichern.
Johannisberg, das Sommerschloß der Breslauer Fürstbischöfe bei Jauernig am Rande des Reichensteiner Gebirges im Sudetengau.

S. 168: Hirschjagd im Zeug: Mit Netzen, Garnen und Tüchern zum Stellen des Wildes.

S. 170: Am Neujahrsmorgen: Die Verleihungsurkunde des Ordens ist vom 8. Februar 1770 datiert.

S. 177 ff.: Mein Steckenpferd: Dittersdorfs Opern für dieses und das noch bescheidenere im Kapitel 24 und 25 erwähnte Theater machten bald die Runde über alle Bühnen Deutschlands und darüber hinaus. „Leider sind keine ausführlichen Berichte über die Aufführungen auf uns gekommen" (Dubinski, „Der Oberschlesier" 1930 S. 702).

S. 179: Mlle. Nicolini: Nicola Trenck. Bild neben dem ihres Mannes im „Altvater" XVII. 1899, S. 87.

S. 181: Gaßmann, Florian Leopold (1729–74), Schüler des Padre Martini, Hofkapellmeister in Wien. Lehrer Salieris.
jubiliert: pensioniert.

S. 182: Musikalisches Witwen-Institut: Tonkünstler-Sozietät, auch Haydn-Sozietät, 1771 von Gaßmann begründet, um durch Aufführungen und Beiträge für Musikerwitwen und -waisen zu sorgen.
Unter Orchester versteht Dittersdorf die Gesamtheit der Mitwirkenden.

S. 183: Hasse, Johann Adolf (1699–1783): Der gepriesene deutsche Meister der italienischen großen Oper, „nicht ein blo-

Digitized by Google

bloßer Koloraturenschmied, sondern ein großer Seelenmaler ..., der auch für die Gegenwart noch etwas bedeutet" (H. Kretzschmar).

Apostolo Zeno (1668–1750), bedeutender Textdichter von klassizistischem Geschmack.

S. 184 ff.: ‚Esther': ‚La liberatrice del popolo Giudaico nella Persia ossia l'Ester', in Wien am 19. und 21. Dezember 1773, in Berlin 1775 aufgeführt. „Keine von Dittersdorfs besten Arbeiten, bewegt sie sich in den ausgefahrenen Geleisen des mittelmäßigen italienischen Oratoriums. Selbst der unitalienische Furienchor im ersten Teile, eine äußerliche Nachahmung Gluckscher Muster, vermag nicht anzusprechen. Hervorzuheben wäre einzig die Behandlung der instrumentalen Begleitpartie, die Dittersdorf anscheinend – fast klingt es paradox – der Gesangspartie gegenüber als Hauptsache ansah" (Schering, Gesch. d. Orator., 1911, S. 249). Ouvertüre i. d. ausgew. Werken b. Reinecke.

S. 186: Daß Dittersdorf Nachfolger Gaßmanns hätte werden können, nennt Donath (Gaßmann als Opernkomponist, Studien z. Musikwss. 1914 S. 47 Anm. 3) „eine höchst unglaubliche Geschichte".

S. 189: Der „geschickte Agent in Wien", ein Mag. von Hoffmann, setzte eine umständliche ‚Berechnung' auf (Krebs S. 151 f.): „Erstlich habe denen Bedienten des bewußten gutten Freundes, damit sie einen nicht warten lassen oder gar sagen, der gnädige Herr ist [nicht] zu Hauß, geschenkt weil Sie mir auch das angenehme billet gebracht 1 –. Das wappen mahlen zu lassen 1 25 ... Nota für Ihro Durchlaucht habe a parte außgeleget in seiner eigenen angelegenheit für einen Wagen im regen Wetter die 2 Briefe an H. H. Praesidenten Grafen Blümegen und Kollowrath gezahlt 1 –." Am Ende hat er sich noch verrechnet; „so gehet es, wenn man sehr alt ist und darbey geschwind seyn will". – Diplom vom 5. Juni 1773, der umfängliche Text bei Krebs S. 148 ff. Wappen: Aufrechtstehender, sechsmal quer, achtmal längs geschachteter Schild, blau und gold, „worin ein zur Rechten schreitender weißer Schwan zu sehen ist. Auf dem Schilde ruht ein rechts gewendeter offener gekrönter mit einem goldenen Kleinod gezierter Turniershelm, worauf der schon beschriebne Schwan zwischen zweien mit den Achsen einwärts gewendeten, blau und gold geschachteten Adlerflügeln steht" („Altvater" 1900 S. 114 Anm. 1). – Der Hof- und Regierungskanzler Gambs, der den Bischof auf sei-

seiner Flucht begleitet hatte, wurde ebenfalls geadelt als von Gambsberg (vgl. S. 190 im Text).

S. 191: Vanhall (Wanhall), Johann Baptiſt (1739–1813), Schüler Dittersdorfs, heute vergeſſen, ſchrieb rund 100 Sinfonien.

S. 193: Anekdote: Lolli hatte „in einem unſeligen Anfalle von Unwillen auf einem öffentlichen Caffeehauſe die bitterſten Reden gegen ſeinen Herrn und den venezianiſchen Adel" geführt und wäre um ein Haar des Todes geweſen.

S. 198: Der bayriſche Erbfolgekrieg: 1778–79, beendet durch den S. 204 erwähnten Frieden von Teſchen.
Amtshauptmannspoſten: Dittersdorf „hat hier in Freiwaldau ſeine Amtsgeſchäfte mit Glück und Geſchick, mit Eifer, aber auch mit jenem Takt, wie ihn die ſchwierige Zeit erforderte, beſorgt. Er wurde in dieſer kritiſchen Zeit in manchen verdrießlichen Handel verwickelt, aus dem er ſich jedesmal als kluger, hochherziger und gerader Mann zu ziehen wußte und eine Geiſtesgegenwart zeigte, die manchem Beamten zu wünſchen wäre. Als Amtshauptmann von Freiwaldau gründete Ditters 1785 den lieblichen Weiler Dittershof" („Altvater" 1900 S. 114).

S. 205: Haus in Jauernig aus dem Jahre 1781, nimmt ſich mit fünf Fenſter breiter Front, einem Obergeſchoß und ausgebautem Manſardendach im ſchlicht-gefälligen Stil der Zeit recht anſehnlich aus. Mit dem hübſchen Gartenhäuschen, in dem der Komponiſt am liebſten arbeitete, abgebildet im „Altvater" 1899 S. 88.
‚Giobbe' oder ‚Hiob' wurde am 8. und 9. April in Wien aufgeführt. Weiteres zur Berliner Aufführung (S. 236).
Jarnowich, Giovanni (1748–1804), Schüler Lollis.
Frenzel, Ignaz (1736–1803).
Ein gewiſſer S.: Scheller, Jacob (1759–1803).
Charakteriſierte Sinfonien: Von 15 beabſichtigten wurden 12 vollendet und 1786 in Wien aufgeführt, 6 neu herausgegeben von Joſ. Liebeskind bei Gebr. Reinecke, Leipzig, 1899. Über 3 weitere, nur im vierhändigen Klavierauszug überlieferte berichtete dieſer in der Neuen Zeitſchr. f. Muſ. 1911 S. 376, über jene 6 Eug. Segnitz im Muſikal. Wochenbl. 1900 S. 85–109. Vgl. Krebs a. a. O. S. 167 ff. – „Dittersdorf ſchreibt reizende Jagd-, Waſſer- und Schlummermuſik, folgt den Wendungen der Erzählungen dezent andeutend und löſt die poetiſchen Aufgaben in der Regel mit den gewöhnlichen Mitteln. Auch das entſetzliche Ende des Phaëton bringt ihn nicht aus dem künſtleriſchen

Digitized by Google

Gleichgewicht, und das Aufdringlichſte, was er an Naturnachahmung bietet, iſt in der fünften Sinfonie die Malerei des Froſchquakens. Sie dauert etwas lange, die kleinen Frösche hört man aus den Violinen, die großen aus den Bäſſen. Zuweilen iſt die Führung der architektoniſchen Form ſehr frei und durchbricht dem Programm zuliebe das Schema; bei vielen Sätzen aber, bei der Mehrzahl der Menuetts, läßt ſich ein Zuſammenhang mit der Geſchichte nur ſehr ſchwer finden. Eins fehlt dem Komponiſten zum Programmuſiker: Stärke der Phantaſie, Schärfe und Kühnheit der motoriſchen Erfindung. Das iſt wohl der Grund mit geweſen, daß Dittersdorf, obwohl ihm ſeine Ovidiſchen Symphonien eine beſondere Lobſchrift des Propſt Hermes, des Verfaſſers von ‚Sophiens Reiſe uſw.' eintrugen, die malende Muſik in der Folge aufgab." (Herm. Kretzſchmar, Geſ. Auff. I S. 314 f.) Auf die ‚Verwandlung der lykiſchen Bauern in Frösche' bezieht ſich wohl auch der launige Bericht im Muſikal. Alman. f. Deutſchl. a. d. Jahr 1789: „Im Jahre 1786 verſuchte der berühmte Tonkünſtler von Dittersdorf in einer Akademie, die im Wiener Augarten gegeben wurde, das Quaken der Frösche auf der Violine nachzuahmen. Alles war mit dem trefflichen Manne ungemein zufrieden; aber er ſelbſt hatte Urſache, es am meiſten folgender Begebenheit wegen zu ſein. Zwei vermögende Bauern waren eben im Augarten, als die Muſik bald anfangen ſollte. Das beſtändige Fahren der prächtigen Caroſſen und andere ihnen ungewohnte Umſtände machten ſie lüſtern, die Eintrittsgelder daran zu wagen und zu hören, was denn das für eine herrliche Geigerei ſein würde, mit der ſich der Adel ſo unterhalten könnte. Beim vollſtimmigen Rauſchen des Chors ſchien auch ihr Ohr ſich ganz wohl zu befinden; aber als Herr von Dittersdorf allein ſein Meiſterſtück ſpielte (ſollte heißen, als er ſeine Narrenspoſſen machte), gingen beide brummend hinweg: ‚Iſt's weiter nichts als ein Froſchgeſchrei, ſo was hören wir zu Hauſe alle Tage.'" (Krebs a. a. O. S. 27 f.) – Endlich noch eine Probe aus Dittersdorfs eigenen Erklärungen: „... Unentſchloſſenheit, Schmerz, Ehrgeiz, Scham und Wuth wechſeln in dieſem Allegro molto ab. Nach beyden Repetitionen wird die Wuth gezeichnet, mit welcher Ajax ſich das Schwert des Achilles in die Bruſt ſtößt. Das Blut ſtrömt aus der Wunde, hört aber wieder auf. – Da aber der Komponiſt neuerdings eingeſtehen muß, daß er weder Farbe noch Ge-

Geruch der Blumen durch Töne zu malen fähig ist, so ersucht er den Zuhörer, ob er sich nicht mit geschlossenen Augen beim Vortrag des letzten Adagio non molto ein ganzes Beet der herrlichsten Blumen, vor dem er bald nach Sonnenuntergang sitzt, und sowohl Auge als Geruchswerkzeuge sättigt, zu idealisieren belieben will."

S. 206: Baron von Swieten, Gottfried (1734–1803), Direktor der Wiener Hofbibliothek, war vorher österreichischer Gesandter in Berlin und vielseitig gebildet. Bekannt als großzügiger Freund und Förderer der Klassiker, bearbeitete die Texte der ‚Schöpfung' und ‚Jahreszeiten' für Haydn und regte Mozart zu Händel-Bearbeitungen und Kompositionen im alten kontrapunktischen Stil an (vgl. R. Bernhardt im „Bär"-Jahrbuch 1929 S. 74 ff.).

S. 208: Greybig: Kreibich, Franz (1728–97), Violinvirtuos und Dirigent; Dresden, Wien. „Ein seltsames Gemisch von Ängstlichkeit und Aufspielerei" (Abert: Mozart I S. 888).

S. 209: Mozart: Zu näherer und dauernder Freundschaft mit dem Meister der ‚Entführung' ist es offenbar nicht gekommen.

S. 212: Lazzi: Späße.

S. 213: Stephani(e) der Jüngere, Gottlieb (1741–1800), aus Breslau, als preußischer Husar nach Wien verschlagen, wo er als Schauspieler, Bearbeiter (u. a. Shakespeares) und Verfasser von Soldatenstücken und Opernterten im Theaterleben großen Einfluß gewann. Für Mozart bearbeitete er den Text zur ‚Entführung' (nach dem Leipziger Dichter Bretzner), für Dittersdorf mehrere Libretti. Devrient-Stuhlfelds Geschichte der deutschen Schauspielkunst (1929) nennt den Vielgeschäftigen „den bösen Dämon dieser Theaterperiode" (S. 208).
Gingen alle stelle: Fanden Beifall.

S. 223: Reichardt, Johann Friedrich (1752–1814), nach bewegtem Leben Kapellmeister Friedrich Wilhelms II., komponierte Singspiele, Balladen und Lieder und entfaltete auch als Musik-Schriftsteller eine rege Tätigkeit. Seine „Briefe eines aufmerksamen Reisenden" (1774 ff.) und die „Vertrauten Briefe aus Paris" (1802/03) sind noch heute lesenswert. — Ein Gesuch D.'s um Anstellung in Berlin b. Riedinger S. 309.
Herr Professor Engel, Johann Jacob, Verfasser von altmodisch-umständlichen Erzählungen und Abhandlungen. Professor am Joachimsthalschen Gymnasium, seit 1787 Direktor des Berliner Nationaltheaters (1741–1802).

Ramler,

Ramler, Karl Wilhelm (1725–98), gefeierter Odendichter, Mitglied der Berliner Akademie, seit 1790 neben Engel Theaterleiter.

Madame Ri(e)tz: Wilhelmine Enke (1752?–1820), dem Kämmerer Ritz angetraut, später zur Gräfin von Lichtenau erhoben, die anfangs leidenschaftlich geliebte, dem König in beständiger Freundschaft nahestehende Vertraute Friedrich Wilhelms II., der Ringe und ein mit Blut geschriebenes Treueversprechen mit ihr tauschte. Von den fünf Kindern, die sie ihm gebar, erreichte nur die später (S. 231) erwähnte Tochter ein höheres Alter. Für einen Sohn, den Grafen von der Mark, schuf Schadow das schöne Grabmal in der Dorotheenstädtischen Kirche. Ihren großen Einfluß hat sie kaum in sträflicher Weise mißbraucht, sich unliebsam vorgedrängt nur mit der Einweihung ihres Haustheaters 1797: „Die Königin und das Kronprinzenpaar, überhaupt sämtliche Höfe, hatten sich eingefunden. Was der König empfand, wenn er seine Gemahlin und seine Freundin nebeneinander, wenn er die Kinder dreier Frauen auf engem Raum vereinigt sah, wir wissen es nicht ... Die Gräfin wurde durch das Gefühl befriedigten Stolzes getragen; die anderen konnten nur Demütigung empfinden." (Bleich: Der Hof der Könige Fr. W. II. u. Fr. W. III., 1914, S. 120f.) – Sie bestritt später, Dittersdorf auch nur gesehen zu haben, und wollte seine Darstellung als Erfindung des Herausgebers Spazier erklären. (Vgl. „Apologie der Gräfin Lichtenau gegen die Beschuldigungen mehrer Schriftsteller. Von ihr selbst entworfen". Leipzig/Gera 1808, I S. 250–52.) Ihren Zorn erregte besonders der ‚Pöbeldialekt', den sie niemals gehabt zu haben versichert.

S. 226: Naumann, Johann Gottlieb (1714–1801), unter großen Schwierigkeiten und auf romantischen Umwegen erreichte dieser sächsische Bauernsohn, daß er bei Tartini und dem Padre Martini studieren konnte. Nach weiten Reisen Kapellmeister in Dresden. Die Mittel der italienischen großen Oper beherrschte er mit Geschmack. „Sein Tod ist ein Verlust für die Kunst. In seinem Fache hatte er gewiß vorzügliches Talent", schrieb Körner an Schiller (25. 10. 1801) zur Nachricht seines plötzlichen Ablebens.

S. 227: Todi, Luiza (1753–1833), portugiesische Sängerin, die 1783 in Paris die Mara nach dramatischem Zweikampf ‚besiegte'.

Con-

Digitized by Google

Conciliani, Giovanni Carlo (1742–1812), der berühmte und verwöhnte Kastrat der Berliner Oper. Angeblich bedurfte er seines großen Einkommens, um seine Eltern zu unterstützen. Als die Enke diese auf ihrer Italienreise in großer Armut vorfand, schrieb ihr königlicher Freund dem Sänger: „Mein lieber Getreuer! Da Ich mit Vergnügen in Erfahrung gebracht, daß Ihr Euren armen Verwandten in Siena jährlich 600 Reichsthaler Unterstützung gebet, so will ich Euch als einen Beweis meines Wohlgefallens künftig die Kosten und Weitläufigkeiten der Übersendung ersparen und habe Befehl gegeben, daß Euch von jetzt an diese 600 Reichsthaler von Eurem Gehalt abgezogen und durch meinen Gesandten dorthin geschickt werden sollen ...“ (Bleich a. a. O. S. 99.)

S. 231: Ein Mädchen von etwa 12 Jahren: Die Gräfin von der Mark war damals neun Jahre alt, heiratete später den Grafen Stolberg-Stolberg.

Berceau: Laube.

Il falegname (Der Tischler) von Cimarosa.

S. 238: Die öffentlichen Blätter hatten vorher auf die Aufführung (am 5. August 1789) hingewiesen und ausführlich berichtet. König und Hof waren zugegen. Das Oratorium enthält große Teile aus der ‚Ester‘ und wurde nach einer späteren Aufführung in Reichardts ‚Studien für Tonkünstler und Musikfreunde‘ 1792 heftig angegriffen. Spazier, der Herausgeber der ‚Lebensbeschreibung‘, nennt (in seinem Musikal. Wochenbl. 1791 S. 41 u. 49) „einzelne Stellen ... vortrefflich und meisterhaft“, tadelt aber den opernhaften Stil und die „scandalösen Coloraturen“. Auch werde in der Schlußfuge des ersten Teils „mit dem lieben Gott auf eine sehr weltliche Art umgesprungen“. Im Schlußchor des Ganzen aber fänden sich „großer hoher Ausdruck, künstliche und doch nicht überladne Verschlungenheit in den accompagnierenden Stimmen, kühne und überraschende Modulation“, die Fuge sei „ganz in Händels Geiste geschrieben ... Der Mann, welcher ein solches Werk aus sich selbst hervorzurufen vermag, der kann viel, wenn er – will.“

S. 240: Joseph starb am 20. Februar 1790.

S. 250: Das nichtswürdige Komplott: Prof. Dr. Robert Peschel berichtet im „Oberschlesier“ 1931 S. 22 „den genauen Sachverhalt, der auch dem Komponisten unbekannt war. Seine Widersacher täuschten den kranken Fürsten, dessen Sehkraft nahe am Erlöschen war, und mit zerrüt-

rütteten Zügen schrieb er seinen Namen unter eine Urkunde, die er nicht mehr lesen konnte. Die zitternde Unterschrift zieht sich schräg in den Brieftext hinein. Die Anrede am Kopf des Schreibens: ‚Lieber Getreuer!' ist wohl mit Absicht stark geschrieben und drang noch in sein Bewußtsein, den damit in so auffälligem Gegensatz stehenden brutalen Inhalt des Briefes hat der sterbende Bischof gar nicht gekannt."

S. 254: Eine beträchtliche Sammlung ganz neuer Werke: Darunter Opern, die auf dem herzoglich-braunschweigischen Hoftheater in Oels, manchmal unter des Komponisten Leitung, und von der Truppe der Madame Böser, die dort spielte, auch in Breslau aufgeführt wurden (Riedinger S. 228). – In der Allg. Musik. Ztg. 1798 (Intelligenz-Blatt V Sp. 18) werden 8 italienische und deutsche Opern, 6 „große vollstimmige Sinfonien" sowie Bearbeitungen und Sonaten für Klavier angezeigt: „Der rühmlichst bekannte Komponist Karl von Dittersdorf hat sich seit einigen Jahren in die Stille auf seine Güter in Böhmen (!) zurückgezogen, seine schönste Zeit ganz der Komposition gewidmet ... und hat überdies diese Kompositionen als wahrscheinlicher Weise seinen Schwanengesang mit allem möglichen Fleiß gearbeitet, um seinem errungenen Namen nicht zu schaden, sondern ihn vielmehr zu befestigen."

Hinterlassene trostlose Familie: Dittersdorf hatte 3 Söhne und 2 Töchter. Philipp und Gotthard waren Beamte in fürstbischöflichen Diensten, Karl (1793–1851) brachte es zum Theologieprofessor und Domherrn in Frauenburg, Ostpreußen (Biographischer Aufsatz von A. Kettner im „Oberschlesier" XVIII, 1918/19, S. 227 ff.). Er war auch sehr musikalisch. Eine Tochter Anna Maria heiratete 1800 den Baron Stillfried, sie 17-, er 56jährig. Sie starb früh ohne Kinder bei Wien.

Vermutlich bin ich nicht mehr: „Laut der Matrik der Verstorbenen der Pfarre Deschna Nr. II pag. 48 ist der hochwohlgeborene Herr Karl Ditters von Dittersdorf, Virtuos und Componist, pensionirter Landeshauptmann des Fürstbischofes von Breslau am 24. October 1799 i. e. Ein Tausend siebenhundert neunzig neun zu Neuhof einem Baron Stillfried'schen Landgut Bezirk Pilgram in Böhmen im 60. Lebensjahre an einer Contractur gestorben und vom Pfarrer Mathias Pollack am 26. October am Deschener Friedhof beerdigt worden. Urkund dessen

dessen die eigenhändige Namensfertigung und Pfarrsiegel. L. S. Friedrich Kamaryt, Pfarrer." („Altvater" 1900 S. 114.)
Abb. der Grabstätte ebda. S. 115. – Gedenksteine am Hause in Jauernig und am Schloß Freiwaldau.

S. 255: „Was mir heute das Herz fühlt, o warum fühlt ichs als Knabe nicht?
Herz, nun glühst du: warum kehrt mir zu dir nimmer der Wange Glut?"
(Horaz Od. IV, 10. Übersetzung der Heimeran-Ausgabe.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

MAY 1 4 1999

DEMCO

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MINNESOTA
3 1951 D01 592 259 F